

Gerhard Pfister über Handke, Ignazio Cassis über die Uno

Nummer 42 – 17. Oktober 2019 – 87. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Tina Turner, mein Leben

Ein Hausbesuch bei der grossen Künstlerin in der Schweiz.

Von Amanda Hess

«Es muss weh tun»

Was uns der drohende Linksrutsch kosten wird. *Von Philipp Gut und Peter Keller*

Verwahrloster Teenager oder brutaler Psychopath?

Ein 14-jähriger Syrer terrorisiert Möriken-Wildegg.
Die Behörden schauen weg. *Von Alex Baur*



**4x4
GRATIS**



Abgebildetes Fahrzeug: SEAT Ateca FR 2.0 TDI, 150 PS, 7-Gang-DSG, 4Drive, 5-Türer. Normverbrauch gesamt 5.5l/100km, 145g CO₂/km (137g Ø Neuwagen), 24g CO₂/km Energie Bereitstel., Energieeffizienz-kategorie: E. Angebot gültig bis 31.10.2019. Nur gültig für Motor-/Getriebevarianten mit Allradantrieb 4Drive. Nicht gültig für CUPRA Ateca.

SEAT 4Drive-Modelle

jetzt mit
4x4 gratis.

Mehr unter: seat.ch/4Drive


SEAT



Chinas Weltstrategie: Universalgelehrter Goldman.

Musik, Politik, Ökonomie oder Quantentheorie. David P. Goldman alias «Spengler» gehört zu den wenigen Universalgelehrten unserer Zeit. Besonderes Interesse entwickelte er für China, und offenbar auch für die *Weltwoche*. «Selbstverständlich kenne ich Ihre ausgezeichnete Zeitschrift», schrieb Goldman Urs Gehrigger auf seine Interview-Anfrage zurück. «Es wäre mir eine Ehre und ein Vergnügen, mit Ihnen zu sprechen.» Im dunklen Ledersessel des Princeton Club mitten in Manhattan entfaltete Goldman seine düstere Vision von einem kommenden chinesischen Imperium, das die ganze Welt in seine Abhängigkeit drängen wolle. Er prophezeit einen langen Abnutzungskampf. Doch zuerst müssten Amerikaner und Europäer begreifen, wie entschlossen und mit welchen Mitteln die Chinesen ihre Weltstrategie verfolgen. **Seite 42**

Die Verleihung des Literaturnobelpreises an Peter Handke gibt zu reden. Von *NZZ* bis *Zeit* kommentierten die Gross-Feuilletons auffallend kritisch. Handke steht wegen mehr als zwei Jahrzehnte zurückliegender serbienfreundlicher Äusserungen zum Jugoslawienkrieg unter Verdacht. Was heisst das für die Beurteilung seines Werks? Was verrät uns der Fall über das Verhältnis von Literatur und Politik? Wir haben mit der Beantwortung dieser Fragen CVP-Präsident Gerhard Pfister beauftragt, der über Handke dissertiert hat. **Seite 12**

Liegen die Auguren richtig, so zählen Grüne und Grünliberale am kommenden Sonntag zu den Wahlsiegern. Damit könnten sich die Mehrheitsverhältnisse im Parlament nach links verschieben. Was hiesse das für das Land? Peter Keller und Philipp Gut haben recherchiert und nachgerechnet. Es würde teuer – für den einzelnen Bürger, aber auch für die Unternehmen. Es droht eine Springflut neuer Steuern, Abgaben, Regulierungen und Verbote. Wohlstand ade. Willkommen in der Kolchose Schweiz. **Seite 26**

Vor gut drei Monaten sorgte ein vierzehnjähriger Syrer, der seine Lehrerin brutal verprügelt hatte, für einen Schock an der Oberstufe in Möriken-Wildeggen AG. Der Jugendliche wurde von der Schule verwiesen. Was geschah weiter? Wie umfangreiche Recherchen von Alex Baur zeigen, war der Bursche, der sich gerne mit Messern brüstete, bereits früher durch Gewalt und religiös verbrämte Drohungen gegen Mitschüler aufgefallen. Seine Faustattacke auf die Lehrerin war angekündigt. Doch die Aargauer Jugendanwaltschaft verzichtete auf genauere Abklärungen. Sie schickte den Burschen sechs Wochen in ein Box-Training – und danach zurück an die normale Schule. **Seite 18**

Eugen Sorg, unser hochgeschätzter Kolumnist, widmet sich jeden Monat einer «Frage der Moral». Seine Texte, chirurgisch präzise und stilistisch brillant, lesen Sie normalerweise im Auftaktteil unseres Hefts. Aus besonderem Anlass mussten wir diesen Platz für einmal freimachen: Bundesrat Ignazio Cassis schrieb während seiner Reise zur Uno ein Tagebuch und hat uns diesen anekdotenreichen Text exklusiv zur Publikation überlassen. Die «Frage der Moral» – diesmal über unseren Umgang mit dem radikalen Islam – finden Sie deshalb ausnahmsweise im Auslandsteil. **Seite 11 und 55**

Normalerweise erscheint die Kolumne von Geng Wenbing, Botschafter der Volksrepublik China in Bern, jeweils am dritten Donnerstag im Monat. Diesmal ist es anders. Der Text kommt in der nächsten Ausgabe.

Ihre Weltwoche

SCHLAFLOS? ÜBERMÜDET? GEREIZT?

ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld
und ein umfassendes medizinisches
Angebot dafür.



Seeklinik Brunnen | Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch
Ein Klinikum der AMEOS Gruppe

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),
Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Michael Bahnerth, Alex Baur,
Erik Ebnetter, Katharina Fontana,
Urs Gehrigger (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser,
Christoph Mörgeli, Florian Schwab,
Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Andreas Honegger, Mark van Huisseling,
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Thomas Renggeli, Chris von Rohr,
Peter Ruch, Peter Rüedi,
Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp,
Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger,
Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*),
Tamara Wernli, Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),
Karin Erdmann
Bildredaktion: Jasmin Karim (*Assistentin*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Sandra Noser,
Beat Zaugg, Dieter Zwicky
Website: Alex Merz, Tim Tassonis
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga Huber

Verlag:
Verlagsleiter: Sandro Gianini
Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: GLA United
Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Guido Bertuzzi
Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Päpstliche Schweizergarde
Garde Suisse Pontificale
Guardia Svizzera Pontificia
Guardia Svizra Papala

DIE AUSSERGEWÖHNLICHE BERUFS- AUSSTELLUNG

EIN BLICK HINTER DIE KULISSEN DES VATIKANS

**JEDEN SAMSTAG AB DEM 26. OKT.
BIS ZUM 30. NOV. – VON 10:30 – 14:00 UHR**

**TALK PERSÖNLICH MIT ÜBERRASCHUNGSGÄSTEN,
UNTERMALT MIT MUSIKALISCHER UNTERHALTUNG
UND ANSCHLIESSENDEM APÉRO RICHE.**

MEHR INFOS ZUM PROGRAMM FINDEN SIE UNTER: KUNSTUNDKULTURBL.CH

**26. Okt. –
30. Nov. 2019**

**ÖFFNUNGSZEITEN TÄGLICH 10:00 – 17:00
FREITAGS BIS 19:00
GALERIE BEYELER
GALLENWEG 19 | 4133 PRATTELN**

WWW.KUNSTUNDKULTURBL.CH | WWW.KATH.CH/SCHWEIZERGARDE

Export-Märchen

Kann die Schweiz ohne Rahmenvertrag nicht mehr in die EU exportieren? Unsinn!

Von Roger Köppel

Es geht um Ängste, Irrtümer und Geld. Nein, wir reden nicht von der Klimawalze, sondern von der Panikkampagne für den institutionellen EU-Unterwerfungsvertrag.

Bundesrat, Politiker und Wirtschaftsfunktionäre sowie ein paar Manager, die von der Schweiz keine besondere Ahnung haben, behaupten: Ohne diesen Vertrag kann die Schweiz nicht mehr in die EU exportieren. Selbst Freisinnige und Bürgerliche glauben, ohne Rahmenabkommen würden die Exporte in die EU abgewürgt.

Es ist vermutlich das grösste Märchen, das in der Politik herumerzählt wird, grösser noch als die Klima-Hypnose, die den Schweizerinnen und Schweizern einträufeln will, sie könnten die Gletscher retten, wenn sie die Grünen wählen und weniger Auto fahren.

Bundesrat Ignazio Cassis ist zuvorderst bei den EU-Angstmachern. Er sagt, ohne den Unterwerfungsvertrag sei eine Milliarde Franken tägliches Handelsvolumen zwischen der Schweiz und der EU in Gefahr. Eine Milliarde! Parteikollege Ruedi Noser orakelt, ohne den EU-Rahmenvertrag verliere die Schweiz «Marktzugang» in der Europäischen Union.

Der Industrieverband Swissmem brachte Inzerate heraus, auf denen dicke Pfeile aus der Schweiz in die Nachbarschaft zeigen. Die dicken Pfeile stehen für den Export. Diese massiven Geld- und Güterströme, so die Botschaft, würden wegbrechen wie Eisberge ohne «EU-Rahmenvertrag».

Diese Behauptungen und Szenarien entbehren jeder Grundlage. Sie sind falsch, sie sind irreführend, und sie werden wider besseres Wissen verbreitet.

Als ich Bundesrat Cassis im Bundeshaus darauf ansprach, ob er ernsthaft glaube, ohne Rahmenvertrag sei eine Milliarde Franken tägliches Handelsvolumen zwischen der EU und der Schweiz futsch, winkte er ab. Er rede von «Unsicherheiten». Mit anderen Worten: Fehlen die Argumente, müssen dramatische Zahlen ran, von denen man sich auf Nachfrage wieder distanziert.

Der Schweizer Export wird nicht wegbrechen, der Wohlstand wird nicht verdampfen.

Drei Argumente sind entscheidend.

Erstens: Das Wichtigste für den Export sind die Produkte und Leistungen. Niemand kauft der Schweiz aus Mitleid etwas ab. Ausschlaggebend sind die erstklassigen Leistungen der

Unternehmen, die sich im härtesten Wettbewerb behaupten, unverzichtbar machen.

Zweitens: Den Schweizer EU-Export sichert rechtlich nicht der geplante EU-Vasallenvertrag, sondern das Freihandelsabkommen von 1972. Die EU könnte es kündigen, aber dazu besteht nicht das geringste Interesse.

Drittens: Die EU-Gläubigen behaupten, durch Nichtunterzeichnung des Rahmenvertrags würden die Bilateralen I abbröckeln und damit der Wohlstand in der Schweiz. Wieder falsch. Die Schweizer Wirtschaft braucht die Personenfreizügigkeit nicht, die mehr schadet als nützt. Ein Land mit einem so hohen Lohnniveau wird immer Fachkräfte finden.

Auch das bilaterale Abkommen über den Abbau technischer Handelshemmnisse ist nicht matchentscheidend. Schlimmstenfalls müssten die Exporteure ihre Produkte direkt in der EU anerkennen lassen; ein minimaler Mehraufwand.

Wenn etwas den Schweizer Export bedroht, dann ist es der EU-Kolonialvertrag. Er würde uns zwingen, den Unternehmen die schlechteren europäischen Rahmenbedingungen wie einen Bleimantel überzustülpen. Der Schweizer Wohlstand wäre an der Wurzel torpediert. Dies zu tun und auch noch dafür zu zahlen, wie die EU im Rahmenvertrag fordert, wäre verrückt.

Die Wissenschaft besagt, ein Land ist wirtschaftlich umso erfolgreicher, je liberaler, offener, freier und unabhängiger es ist. Die Schweiz ist ein gutes Beispiel, ebenfalls die EU, allerdings im umgekehrten Sinn: Die EU und ihr Binnenmarkt sind ein protektionistisches Gebilde kontinentaler Einbunkerung. Die Betonmentalität drückt durch, auch in Verhandlungen mit der Schweiz oder mit den Briten.

Die Schweiz kann es besser. Unter steter Abwehr von Einmischungen haben wir bewie-

sen, dass wir selber die besseren Rahmenbedingungen zustande bringen. Eine Firma ist erfolgreich, wenn sie die Interessen der Kunden über die Interessen des Managements stellt. Die Schweiz ist erfolgreich, weil sie die Interessen der Bürgerinnen und Bürger über die Interessen der Politiker stellt. In der Marktwirtschaft ist der Kunde König. In der direkten Demokratie ist der Bürger der Chef.



Die Schweiz ist ein Wunder.

Das Albtraummärchen eines kollabierenden Wohlstands war schon vor 27 Jahren falsch, als die politische Elite der Schweiz noch voller Hoffnung in den Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) und in die EU strebte.

Heute sehen wir klarer. Der Schweiz geht es besser, gerade weil sie unabhängig blieb. Die Zahlen sprechen für sich: eine der weltweit tiefsten Staatsverschuldungen, tiefste Teuerung seit 50 Jahren, tiefste Arbeitslosigkeit seit 50 Jahren, Nummer eins beim Wohlstand pro Kopf, hohe Dichte an internationalen Konzernen, KMU und Gewerbebetrieben.

Die kotierten Schweizer Small und Mid Caps erzielten über die letzten vierzig Jahre währungsbereinigt die weltweit grösste Wertsteigerung an den Aktienmärkten – ohne EWR, ohne EU, ohne EU-Unterwerfungsabkommen und die längste Zeit auch ohne Bilaterale I oder II.

Hören wir auf mit der Angstmacherei. Der Schweizer EU-Exportanteil ist auf mittlerweile rund 50 Prozent der Gesamtexporte gefallen. Die Exporte ausserhalb der EU hingegen wachsen deutlich ohne «Binnenmarktzugang» nach EU-Vorbild, dafür allein auf der Grundlage von Freihandelsverträgen.

Auch die Schweizer Unis gehören zu den besten der Welt. Und alle 29 Schweizer Nobelpreise beruhen auf Forschungsleistungen, die weiter zurückreichen als die EU-Subventionen an Schweizer Universitäten.

Wollen wir das alles aufs Spiel setzen mit einem EU-Kolonialvertrag, der uns die Kontrolle über die Erfolgsgrundlagen unseres Landes entreisst?

Die Schweiz ist ein Wunder und wird überall bewundert. Nichts kann ihr gefährlich werden. Die einzige Gefahr für die Schweiz sind die Schweizer, die glauben, sie würden die Schweiz retten, indem sie sie fallenlassen.

Innere Schönheit braucht ein passendes Äusseres.

Plastisch-ästhetische Chirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.





Wie ein Bulldozer: Ralph Winter. Seite 38



Im Visier: Christine Dietrich. Seite 34



«Ich würde die Intensität etwa auf Stufe acht ansetzen.»

Peter Kurer: Seite 36

Titelgeschichte

66 Tina Turner

«Ich habe einfach nur weitergemacht»

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Kommentare
Unverhofft kommt oft
- 10 Geschlechterfragen Zeitgeist-Opfer
- 10 Wissenschaft
Gefangen in der Vergangenheit
- 11 **Tagebuch** Ignazio Cassis:
Mosaik aus sechs Bildern
- 12 **Kopf der Woche** Peter Handke:
Kunst, Politik und Grenzen
- 16 **Porträt der Woche**
- 20 **Mörgeli**
Jux-Partei als Stimmenfutter
- 20 **Bodenmann**
Keller-Sutter: «Nicht nachhaltig»
- 23 **Medien** Wir schreiben es herbei
- 23 **Die Deutschen** Halle und Haltung
- 33 **Mein Lieblingsgegner**
Lukas Reimann über Sibel Arslan
- 50 **Ausland**
Erdogan kämpft, Trump zieht ab
- 54 **Brief aus Berlin**
Politik in Zeiten des Klimawandels
- 55 **Eine Frage der Moral**
Kalifat der Dummheit

Inland

- 18 **Verwahrloster Teenager oder gefährlicher Psychopath?**
Der Fall des syrischen Schülers Ali M.
- 26 **Reiche Schweiz, ade!** Unsere Zukunft, wenn Links-Grün die Wahlen gewinnt
- 28 **Energiepolitik** Tückische Pläne
- 30 **Gerichtssaal statt Ratssaal**
FDP-Spitze im Zwiespalt

- 31 **Abgekartetes Spiel**
Unsitte Gegenvorschlag
- 32 **Friedensnobelpreis** Die Hintergründe
- 34 **Hexenjagd zu Basel** Brutale Kampagne gegen Pfarrerin Christine Dietrich
- 35 **Behörden** Eklat im Wallis

Ausland

- 42 **«Jeder will ein Kaiser sein»**
David P. Goldman über China
- 45 **Inside Washington**
Hetzjagd
- 46 **Sieg der Unabhängigkeit**
Polnische Bürger zu den Wahlen
- 51 **Blonder Derwisch**
Warum Boris Johnson richtig liegt
- 52 **Wolodymyr Selenskyi** Wer ist der ukrainische Komiker-Präsident?

Wirtschaft & Wissenschaft

- 36 **«Mehr Muskeln, um anzugreifen»**
Sunrise-Chef Peter Kurer
- 38 **Europa ist ihm nicht genug**
Investmentmanager Ralph Winter
- 40 **Spiel mit dem Feuer** Facebook will eine neue Weltwährung lancieren
- 48 **Bibel der Nationalisten** Die Mission des Philosophen Yoram Hazony

Kultur & Gesellschaft

- 39 **Greta Thunberg** Warum sie den Friedensnobelpreis verdient hätte
- 56 **Ikone der Woche**
Zoë Kravitz
- 58 **Friedrich Hölderlin** Rüdiger Safranski würdigt den Kultdichter
- 62 **Schrei nach Liebe** Yaël Meier über die Kuppel-Show «Love Island»
- 63 **Schweizer Klassiker** Heinrich Federers «Berge und Menschen»

Rubriken

- 9 **Im Auge** Pier Ferdinando Casini
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf** Robert Forster
- 24 **Darf man das?**
- 24 **Leserbriefe**
- 25 **Fragen Sie Dr. M.**
- 47 **Die Bibel**
Der nette Teufel
- 62 **Sprache** Verschupft
- 64 **Kino** «Ich war noch niemals in New York»
- 65 **Knorrs Liste**
- 65 **Körzis Hollywood**
Gesund oder süchtig?
- 69 **Jazz** John Wolf Brennan
- 70 **Thiel** Erlösung
- 70 **Namen** Medizin für die Seele
- 70 **Fast** verliebt Selbstsabotage
- 71 **Unten** durch James Bond
- 72 **Wein** Best of Garnacha
- 72 **Salz & Pfeffer**
Prachtstücke vom Grill
- 73 **Auto** Audi R8 Coupé V10
- 74 **Tamaras Welt**
Beleidigte Leberwürste



Aus Liebe zum Dorf, das noch auf Rauchzeichen schwört.



Wenn Metzgermeister Sinan Kamberov in Courrendlin JU den Räucherofen anwirft, dann weiss das ganze Dorf: Bald gibt es wieder frische Würste. Und wie diese Würste beziehen wir all unsere rund 10 000 «Feins vom Dorf»-Produkte direkt aus dem Dorf und seinen Nachbardörfern. Hergestellt von Produzenten, die wir persönlich kennen. Genauso wie unsere Kundinnen und Kunden. Aus Liebe zum Dorf.

volg.ch/dorfgeschichten

Volg

frisch und fründlich



Leserangebot Romantik-Seehotel «Sonne» in Küsnacht Das Schöne liegt ja so nah

Wenn das Fernweh ruft, brauchen Sie nicht um die halbe Welt zu reisen: Das Romantik-Seehotel «Sonne» in Küsnacht bietet alles, was sich Gourmets, Sonnenanbeter und Kulturinteressierte wünschen. Gönnen Sie sich einen Wellness-Aufenthalt am rechten Zürichseeufer.

Das historische Haus, 1641 erstmals urkundlich erwähnt, liegt nur gerade ein paar Minuten von Zürich entfernt. Hier finden Sie alles, was Ihren Aufenthalt zur erholsamen Auszeit macht.

Für kulinarische Höhenflüge sorgt die marktfrische Spitzenküche im Gourmet-Restaurant «Sonnengalerie». In den traditionsreichen Gaststuben geniessen Sie Schweizer Spezialitäten wie Kalbsbratwurst nach alter Art oder Züri-Gschnätzlets, aber auch modern inspirierte Gerichte. Oder bevorzugen Sie es ganz rustikal im Biergarten am See?

Je nach Lust und Laune erkunden Sie die nahe Stadt – sei es auf einem Einkaufsbummel oder bei einem Museums-, Theater- oder Opernbesuch. Entspannung finden Sie in unserer stilvollen Wellness- und Fitnessoase oder auf der Sonnenwiese direkt am See.

Ein unvergessliches Naturerlebnis ist eine Wanderung durch das malerische Küsnachter Tobel. Oder wie wäre es mit einem romantischen Ausflug mit dem Schiff nach Zürich oder nach Rapperswil?

So nah – und doch so fern vom Alltag: Ihre Gastgeber René Grüter und Catherine Julien Grüter heissen Sie herzlich willkommen!



Platin-Club-Spezialangebot

Naherholung für Geniesser im
Romantik-Seehotel «Sonne», Küsnacht

Leistungen:

- 1 Übernachtung im Seeblick-Doppelzimmer
- Willkommensdrink
- Ausgewogenes Frühstücksbuffet
- 3-Gang-Menü im Restaurant «Sonnengalerie» (exkl. Getränke)
- Eintritt in die Wellnessoase

Spezialpreise:

Im Doppelzimmer Fr. 194.- p.P./Nacht (statt 236.-)
Aufpreis Juniorsuite Fr. 75.- p.P./Nacht
Verlängerungsnacht Fr. 105.- p.P./Nacht
(inkl. Frühstück, ohne Abendessen)

Buchung:

Reservieren Sie über Tel. 044 914 18 18 oder per E-Mail an home@sonne.ch. Für max. 4 Personen
1. Oktober bis Ende November 2019. Bitte Kennwort «Weltwoche-Platin-Club» angeben.

Veranstalter:

Romantik-Seehotel «Sonne», 8700 Küsnacht
www.sonne.ch

www.weltwoche.ch/platinclub

Unverhofft kommt oft

Von Christoph Mörgeli — Spekulationen über die Zusammensetzung des Bundesrats schiessen schon vor den Wahlen ins Kraut. Die SVP sollte sich vorsehen.



Ein Schwächeln könnte sie ermuntern: Guy Parmelin.

Wenige Tage vor den eidgenössischen Wahlen steigt die Erregungskurve bei Politikern und Journalisten. Sie schwatzen bereitwillig über tatsächliche oder angebliche Geheimpläne zu personellen und parteipolitischen Veränderungen in unserer Landesregierung. Noch so gerne wird das Fell des Bären verteilt, bevor dieser Bär erlegt ist. Denn sowohl die mutmasslichen Wahlsieger wie die möglichen Wahlverlierer können sich bei ihren Angriffs- beziehungsweise Verteidigungskonzepten einzig auf Prognosen und den Trend des Zeitgeists stützen. Erst der Wahltag ist Zahhtag. Aber ist er das wirklich?

In der Schweiz herrscht eine Tendenz, im Interesse einer angeblichen Stabilität auch bei deutlichen parteipolitischen Veränderungen nicht an der Zusammensetzung des Bundesrates zu rühren. Das ist falsch. Artikel 174 unserer Bundesverfassung legt die Gesamterneuerungswahlen des Bundesrats durch die Vereinigte Bundesversammlung nicht zufällig auf die Zeit nach jeder Gesamterneuerung des Nationalrats. Das Ergebnis der demokratischen Parlamentswahlen soll sich auf die Bundesratswahlen auswirken. Dem Volkswillen ist auch diesbezüglich Rechnung zu tragen.

Der FDP wird vorgeschlagen, sie solle mit den Grünliberalen eine Fraktionsgemeinschaft bilden und der GLP einen Bundesrats-

sitz überlassen. Die Grünen und die Grünliberalen planen angeblich eine gemeinsame Kampfkandidatur. Opfer dieses Manövers solle der bei den Linken schlecht gelittene Ignazio Cassis sein. Doch diese Abwahl bedeutete für das Tessin eine schallende Ohrfeige und würde den Zusammenhalt der Landesteile aufs ärgste strapazieren. Die ihnen politisch nahestehende SP-Doppelvertretung dürften die vermeintlichen grün-grünen Wahlsieger unangetastet lassen. Auch die einzige CVP-Vertreterin, Viola Amherd, ist als christlich-soziale Frau bei den Linken ein Tabu.

Geringe Lernfähigkeit

Ein näherliegendes Szenario wird gegenwärtig wortreich verschwiegen. Denn es liegt im Wesen von Geheimplänen, dass sie im Verborgenen vorbereitet und nicht Monate vor den Bundesratswahlen vom 11. Dezember durchs Land posaunt werden. In Wirklichkeit könnten sich trotz allen Ablenkungsmanövern SP, Grüne, Grünliberale und Teile der Mitte von CVP und FDP ganz im Stillen verständigen. Weil sie mit dem EU-Rahmenvertrag, der Energiewende, dem Asylwesen und der Nichtumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative eine gemeinsame Politik verbindet.

Ein Schwächeln der SVP könnte sie ermuntern, den zweiten SVP-Sitz im Bundesrat anzugreifen. Die eidgenössischen Wahlen 2019 – so wird man verkünden – seien ein Bekenntnis zu einer besseren Umwelt und zu einer offeneren Schweiz gewesen. Die Klimagläubigen sind überzeugt, Wahrheit, Wissenschaft und Vernunft auf ihrer Seite zu haben. Schon heute weigern sie sich teilweise, über Klimafragen mit der SVP auch nur zu diskutieren. Guy Parmelin dürfte stärker als Bundespräsident Ueli Maurer unter Druck geraten. Die Begründung wird lauten, der Waadtländer Winzer habe im Wirtschaftsdepartement wie zuvor im Verteidigungsdepartement ungenügend gearbeitet. Auch sei die romanische Schweiz mit Alain Berset und Ignazio Cassis ja genügend vertreten.

Die SVP ist jedenfalls gut beraten, sich bei der vierten Wahl von Guy Parmelin gut vorzusehen. Der zweite Sitz der faktisch oppositionellen, politisch weitgehend ausgegrenzten Volkspartei dürfte ernstlich in Gefahr sein. Es wäre ein Zeichen allzu geringer Lernfähigkeit, wenn die SVP-Spitze wie 2007 bei der Abwahl von Christoph Blocher sehenden Auges ins Unglück stürzen würde.

Wendehals



Pier Ferdinando Casini, Polit-Fotomodell.

Er ist Italiens grösster Politiker, nach Messianband. Baumlange *bella figura*, beste Manieren. Die härteste Arbeit, die Pier Ferdinando Casini, 63, in seinem Leben je geleistet habe, spottete einer seiner wirkungslosen Feinde, sei das Schwenken der Präsidialglocke im Abgeordnetenhaus von Montecitorio gewesen. Er hat häufiger die Partei gewechselt als der Fussballer Ibrahimovic sein Klubtrikot. Casini, Parlamentarier seit 1983, ist eine Art zeitloses Fotomodell der italienischen Politik, der Vogel Wendehals, der immer das richtige Nest findet.

Als junger Jurist aus Bologna war er der Protégé des undurchsichtigen Paten Giulio Andreotti, bis die Urmutter Democrazia Cristiana im Tangentopoli-Korruptionssumpf unterging. Casini lief zum neuen starken Mann Berlusconi über; immer scheinunabhängig mit wechselnden Parteibuchstaben konnte er Regierungen kippen oder kitten. Er war weder links noch rechts, aber immer dabei als «Pierfurby», Kopf witternd über Wasser im Strom des Transformismus. Er charmierte als Wunschschwiegersonn Italiens, katholischer als der Papst und Verkünder heiliger Familienwerte. Bis die schöne Azzurra ihr Auge auf ihn warf, Tochter des Immobilienmilliardärs Caltagirone, und der Vatikan seine erste Ehe für nichtig erklärte. Sein früh ergrauter Kurzhaarschopf verlieh ihm die Glaubwürdigkeit des ewigen Neustarts, und 2001 wählte ihn das Abgeordnetenhaus zum Vorsitzenden. Danach zog er in den Senat um.

Als jetzt die weltweit bestbezahlten italienischen Parlamentarier mit rund 16 000 Euro monatlich und einer Fülle von Privilegien ihrer teilweisen Selbstabschaffung – von der Rekordzahl 945 auf 600 Exemplare – zustimmten, in Panik vor dem Volkszorn, stellte sich Casini als einer der wenigen offen dagegen. Die Konkurrenz wird enger, ihm droht bei Neuwahlen der Zwangsentzug von der Politik. Nach der Scheidung von seiner Gönnerin Azzurra hatte er auch seine verschuldete letzte eigene Partei aufgegeben. Er entdeckte die Freiheit, sagt er, und könne zum ersten Mal sagen, was er wirklich denke. *Peter Hartmann*

Zeitgeist-Opfer

Die Schweizergarde diskriminiert die Frauen. Na und?

Jetzt ist es raus: «Schweizergarde diskriminiert Frauen». So titelte der *Tages-Anzeiger* seine Anklage gegen die päpstliche Leibwache, die mit ihren farbigen Galauniformen und Helmbarden zum unverwechselbaren Bild des Vatikans gehört. Was hat die Schutztruppe Schauerliches verbrochen? Wurde in ihrem Namen gefoltet? Fördert sie die Sklaverei? Oder hat sie gar einen Völkermord begangen? Nein. Der Vorwurf zielt auf das Zulassungskriterium «Mann». Für Eva Maria Belser, Professorin für Staats- und Verwaltungsrecht der Uni Freiburg, diskriminiere die Schweizergarde damit Frauen und verstosse gegen die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK).

Allerdings wird auch nicht jeder Mann genommen. Wer den Papst «tapfer und treu» schützen will, muss darüber hinaus ledig sein, katholisch, gut beleumundet, gesund und mindestens 174 Zentimeter gross. Auch diese Kriterien listet der *Tages-Anzeiger* naserümpfend auf und folgert im Umkehrschluss: Neben den Frauen würden auch Verheiratete, Migranten und Behinderte diskriminiert. Selbstverständlich. Vergessen gingen in dieser Aufzählung auch alle Nichtkatholiken und Militärdienstuntauglichen.

Krumm und knorrig

Nicht jede Ungleichbehandlung ist eine Diskriminierung. Es kann auch nicht jeder Astronaut werden oder Kunstturnerin. Für viele Berufe gibt es Zulassungskriterien zu erfüllen. So ist das Leben. Und da das Latein immer noch eine Amtssprache des Vatikans ist, noch ein Wort zur Herkunft des Begriffs «Diskriminierung». Er leitet sich von *discrimen*, «Unterschied», ab. Unterschiede muss man aushalten können. Sie machen die Welt erst bunt und *divers*.

Da die Schweizergardisten dem Vatikan unterstellt sind und der Kleinstaat die EMRK nicht ratifiziert hat, gibt es keine rechtliche Handhabe, Frauen in die Garde zu klagen. Aber die Sache geht tiefer: Solche Diskriminierungsvorwürfe lassen jedes historische Verständnis vermissen. Es war Papst Julius II., der die Leibwache 1506 ins Leben gerufen hat. Diese Institution atmet Geschichte. Traditionen sind kulturelle Brücken, die aus der Vergangenheit in die Gegenwart ragen. Armselig ist im Geist, der die gewachsene Kultur dem immer gerade herrschenden Zeitgeist opfern will. Man fällt schliesslich auch keinen Baum, nur weil seine Wurzeln krumm und knorrig sind. *Peter Keller*

Gefangen in der Vergangenheit

Von *Ednan Aslan* — Seit dem 12. Jahrhundert sind die Muslime nicht mehr in der Lage, einen konstruktiven Beitrag an die Forschung zu leisten. Weshalb Muslime keine Nobelpreise erhalten.

Aus den fünfzig islamischen Ländern stammen lediglich 5 Prozent der akademischen Forschungsergebnisse – und die stammen aus bloss acht Ländern. Die meisten muslimischen Staaten sind also wissenschaftliches Brachland.

Die Muslime haben den Anschluss an die Welt der Forschung verloren oder finden nur schwer Zugang dazu. Denn statt sich Fragen der Zukunft zu stellen, beschäftigen sie sich vorwiegend oder gar ausschliesslich mit der Vergangenheit. Das hindert sie daran, ein Konzept für die kommende Zeit zu entwickeln. Sie suchen lieber Schutz im Gestern, als vorausschauend zu denken.

In der Türkei gibt es zum Beispiel mehr als 120 theologische Fakultäten, an denen ausschliesslich reproduziert und auswendig gelernt wird, statt sich mit künftigen Problemen auseinanderzusetzen. Es ist eine traurige Realität, dass Wissenschaftler, die zukunftsgerichtet denken und forschen, um ihr Leben fürchten müssen, weil sie den Zorn der Mächtigen auf sich ziehen.

Totalitäre Regime profitieren

Ein Hinterfragen der eigenen Geschichte muss die Opferrolle reflektieren, in der sich Muslime so gut gefallen. Nur schon die Frage, ob der Islam etwas mit der Terroraffinität vieler Mus-

lime zu tun haben könnte, ist in der Türkei ein Straftatbestand, der mit Freiheitsstrafe geahndet wird. Dabei ist doch klar: Beim Islamischen Staat, bei den Muslimbrüdern oder bei der Hamas wimmelt es nur so von Absolventen islamischer Hochschulen. Deshalb muss die Frage erlaubt sein, weshalb unser Bildungssystem so viele Terroristen hervorbringt. Aber eine offene, unvoreingenommene Debatte ist in muslimischen Ländern gefährlich, mitunter sogar lebensgefährlich. Sie plappern deshalb lieber nach, als zu forschen.

In den populären Filmen und TV-Serien werden vor allem historische Themen aufgearbeitet, weil sich die Menschen mit der Geschichte des Islam identifizieren sollen. Die Pflege der rückwärtsgerichteten Wahrnehmung lenkt indessen von der Auseinandersetzung mit der Zukunft ab.

Dringend geboten wäre ein Prozess der Aufklärung, um wenigstens die Gründe für den Rückstand zu verstehen. Doch so ein Prozess ist nicht in Sicht. Statt ein Problem rational und mit kühlem Kopf zu analysieren, führt man alle Schwierigkeiten auf Israel zurück. So sprach ich einmal mit dem jordanischen Erziehungsminister über die Probleme im Bildungssystem des Königreichs. Er führte, was absurd ist, alle Probleme auf die Spannungen mit Israel zurück!

Von dieser selbstverschuldeten Rückständigkeit profitieren die totalitären Regime in der islamischen Welt. Denn eine freie Wissenschaft würde auch Freiheiten für die Bürger voraussetzen. Und gerade davor haben die Herrscher grosse Angst. Viele gestandene Akademiker nehmen diese Unfreiheit gelassen hin. Für sie ist es einfacher, Wissen zu reproduzieren, statt mit unbequemen Fragestellungen bei den Mächtigen in Ungnade zu fallen. Damit werden aber auch junge Forscher bei der Forschung behindert. Viele, denen wissenschaftliche Freiheit wichtig ist, suchen deshalb ihre Entfaltung im Ausland. Die Tatsache, dass von den 1,6 Milliarden Muslimen bisher lediglich zwei mit dem Nobelpreis für Physik und Chemie geehrt wurden, werte ich als Bestätigung meiner pessimistischen Einschätzung für die Zukunft der islamischen Länder.

Ednan Aslan ist in der Türkei aufgewachsen. Er studierte in Deutschland und in Österreich und lehrt als Professor heute am Institut für Islamisch-Theologische Studien der Universität Wien.



Debatten sind gefährlich: Autor Orhan Pamuk.

Mosaik aus sechs Bildern

Von Ignazio Cassis — Vom «Trumpfreeze» in Manhattan über ein Gespräch mit dem eritreischen Aussenminister bis zum Gebäck in der Schweizer Mission: So erlebte ich meine Dienstreise zur Uno-Generalversammlung in New York.

1. Switzerland is back — Meine «multilaterale Woche» in New York begann bilateral in Chicago. Dort, vor einem schwarzen Wolkenkratzer mit 96 Stockwerken, wehte am 23. September die Schweizer Flagge: An diesem Tag eröffneten wir unser neues Generalkonsulat. Nach fünf Jahren Absenz ist die Schweiz wieder in einer der wichtigsten Wirtschaftsregionen der USA offiziell präsent, mit einem insbesondere für die über hundert Schweizer Unternehmen wichtigen Stützpunkt. Dabei waren wir das erste Land, das in Chicago ein Konsulat eröffnet hatte: 1864 – in einer Zeit, in der viele Schweizer in den Mittleren Westen zogen, auf der Suche nach einem besseren Leben. Wie dynamisch die Region heute ist, erlebte ich morgens um halb sieben am Ufer des Lake Michigan: Wer dort Ruhe sucht, sieht sich umgeben von Joggerinnen und Joggern. *American style!* Auch an jenem Sonntagmorgen.

2. Freeze bei 25 Grad — Was für ein Gegensatz danach in New York. Dort ging am Dienstag um neun Uhr gar nichts mehr. In der Umgebung des Uno-Gebäudes herrschte der «Trump freeze». Wenn der US-Präsident vor der Uno-Generalversammlung spricht, werden die 1st, 2nd und 3rd Avenue in Manhattan abgeriegelt. Kann man sich das in Bern vorstellen? Dass man für Bundesgasse und Bundesplatz eine Bewilligung braucht, weil unser Bundespräsident im Parlament spricht? In New York stehen die Autos still – dafür herrscht im grossen Uno-Saal grosses Gedränge. Alle warten gespannt, was der US-Präsident zu sagen hat. Ich hörte einige ermutigende Hinweise darauf, dass weder die USA noch der Iran einen Krieg wollen. Mit unseren Guten Diensten helfen wir, die zwischenstaatlichen Spannungen abzubauen!

3. Nikosia, Athen, Ankara – New York — An der Uno-Generalversammlung werden nicht nur grosse Reden der Staatschefs gehalten: Vertreter vieler Länder nutzen – wie übrigens auch beim WEF in Davos – die Gelegenheit, im direkten Kontakt bilaterale Themen zu besprechen. In New York traf ich unter anderem die Aussenminister Algeriens, wÖsterreichs, der Ukraine, Georgiens, des

Irak, von Oman und Katar sowie die neue Generalsekretärin des Europarats. Und ich konnte die Gespräche mit meinen zypriotischen, griechischen und türkischen Amtskollegen weiterführen: Alle drei, die Aussenminister Christodoulides, Dendias und Cavusoglu, habe ich auf meiner Reise im Juli 2019 besucht und mit ihnen auch über die offene Zypern-Frage gesprochen. Die Kontakte am Rand der Uno-Generalversammlung sind wichtig, um hier weiterzukommen.

4. Effektive Dialog-Boxen — Auch den eritreischen Aussenminister Osman Saleh Mohammed habe ich getroffen. Ich hatte ihn schon letztes Jahr in die Schweiz eingeladen, um aktuelle Themen zu besprechen, insbesondere auch im Zusammenhang mit der Migration. Im Sommer

reiste der Aussenminister privat kurz nach Burgdorf zu einem feierlichen Anlass. Leider zu kurzfristig für ein bilaterales Treffen. In New York traf ich Aussenminister Saleh Mohammed nun in einem der zahlreichen *bilateral booths*. Das sind kleine Zellen, die für bilaterale Gespräche zur Verfügung gestellt werden. Sie sind nicht wirklich ästhetisch – aber sie sind wirksam! Wir vereinbarten, dass wir auf technischer Ebene Diskussionen über Menschenrechte, Wirtschaft und Entwicklungszusammenarbeit aufnehmen. Übrigens habe ich ihm gegenüber meine Einladung bekräftigt. Vielleicht klappt es ja vor der nächsten Uno-Generalversammlung – allenfalls in Burgdorf?

5. Audienz im 5. Stock — Auch der Vatikan ist an der Uno vertreten. Ich traf Staatssekretär Kardinal Pietro Parolin, den zweithöchsten Repräsentanten der katholischen Kirche, in der Mission des Vatikans in New York. Um Missverständnisse zu vermeiden: «Mission» ist auch für den Vatikan die Bezeichnung für die Vertretung bei einer internationalen Organisation, nicht eine Kirche. Die Schweiz hat ganz konkrete Ziele mit dem Vatikan: Wir feiern 2020 das 100-Jahr-Jubiläum unserer diplomatischen Beziehungen. Wie wir diesen wichtigen gemeinsamen Weg feiern können, war Thema unseres Gesprächs. (Ein eher seltenes Thema bei bilateralen Treffen.) Umso kreativer fiel die Audienz im obersten Stockwerk der Mission aus.

6. Tradition der Kuchen — Auch die Schweiz hat eine Mission in New York: Sie ist im 29. Stockwerk eines Gebäudes an der 3rd Avenue einquartiert – eine Etage darüber arbeitet unser Generalkonsulat. Meine Mitarbeitenden zu treffen, ist mir immer und überall ganz wichtig. In New York hat dieser Austausch bereits eine kulinarische Note erhalten: Bei einem Besuch im September 2018 diskutierte ich in der Mission mit Mitarbeiterinnen – wie sich herausstellte: allesamt aus dem Aargau. Natürlich war bald die Rüeblitorte das Thema, und tags darauf stand eine solche auf dem Tisch. Ebenso im Februar dieses Jahres, als ich wieder in New York war. Und auch jetzt gab es wieder einen Kuchen – nun jedoch einen mit Mandeln. War das bereits ein Bruch mit der Tradition? Mitnichten. Es ist die Folge eines Selfies der Rüeblitorte-Bäckerin mit mir im letzten Jahr: Damals meldete sich bei ihr umgehend eine Luzerner Confiserie mit einem Stellenangebot. Was beweist: Auch die Uno-Generalversammlung schafft Jobs in der Schweiz!



Austausch mit kulinarischer Note.

Ignazio Cassis ist Vorsteher des Aussendepartements.

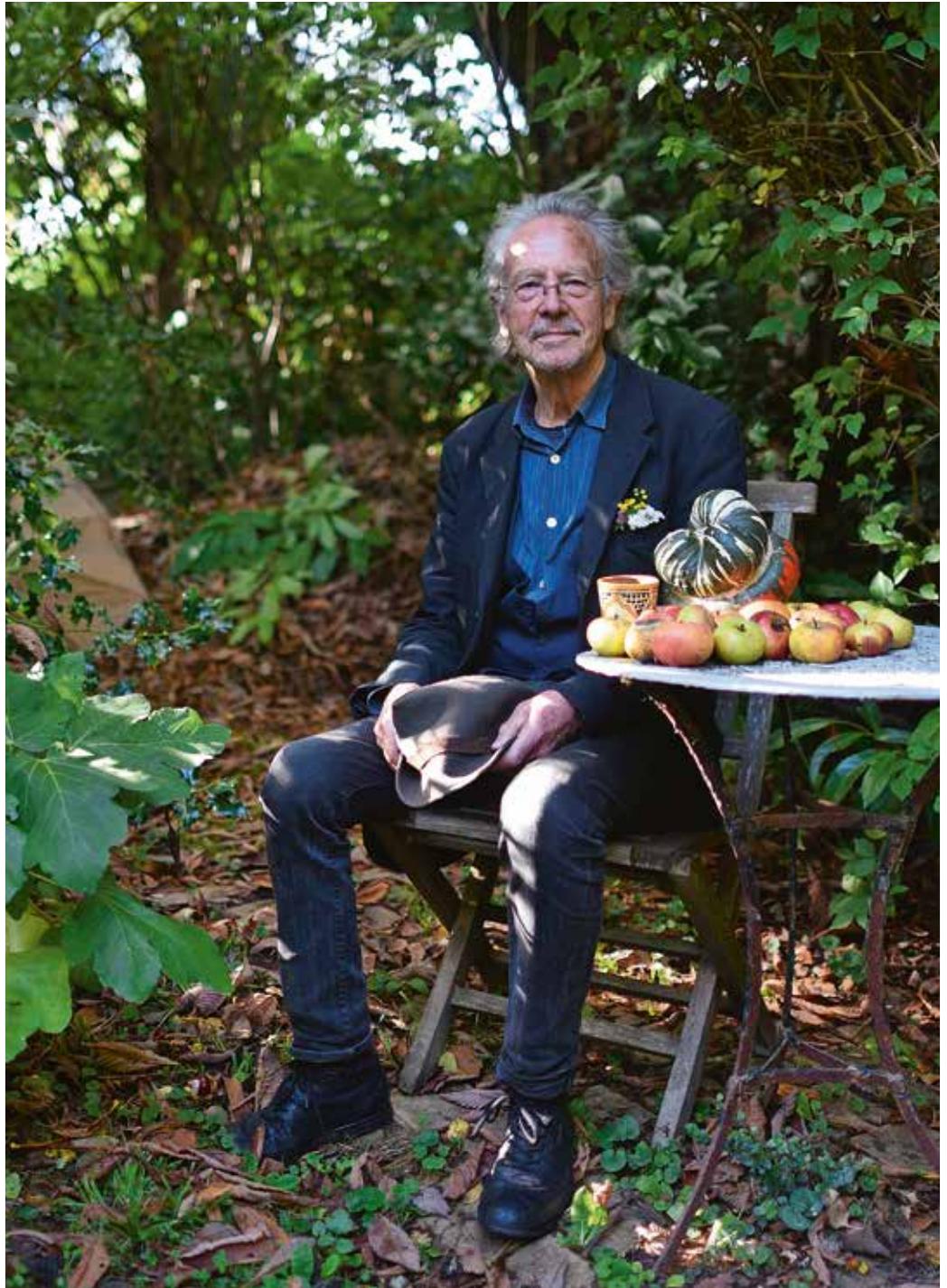
Kunst und Politik

Von Gerhard Pfister — Die Verleihung des Literaturnobelpreises an Peter Handke wird weitherum kritisiert. Dabei werden politische über ästhetische Maßstäbe gesetzt.

Es gibt kaum jemanden, der die Verleihung des Literaturnobelpreises an Peter Handke unberechtigt findet, wenn es um den literarischen Rang seines Lebenswerks geht. Es gibt aber auch kaum jemanden, der die Ehrung nicht kritisch sieht, wenn es um die Haltung Handkes zum jugoslawischen Bürgerkrieg geht. Diese Umstrittenheit Handkes, die Heftigkeit der Reaktionen, die er und seine Werke, er und seine Äusserungen auslösen, begleiten einen der wichtigsten deutschsprachigen Schriftsteller seit Beginn seiner Karriere. Es geht dabei um seine Auffassung, was Kunst könne und solle, die Rolle des Künstlers in der modernen Gesellschaft und Handkes Überzeugung, dass Kunst und Literatur eine eigene, nicht übersetzbare, nicht anders vermittelbare Wahrheit darstellen müssten. Literatur stellt nicht Dinge dar, sondern macht Dinge sichtbar. Sie verweist auf nichts anderes als sich selbst. Diese Kunstauffassung, von strukturalistischen Theorien, Semiotik, auch sprachphilosophischen Überzeugungen eines Ludwig Wittgenstein geprägt, stellt das künstlerische Credo von Peter Handke dar, mit dem er in der ausserkünstlerischen Welt, dem, was wir «Wirklichkeit» nennen, aneckt, verstört, provoziert wie kaum ein anderer.

Künstlerischer Blick auf die Welt

Politik ist die der künstlerischen Welt am weitesten entfernte, die gegensätzlichste Welt. Politik und Krieg vor allem ist das brutalste Realitätsprinzip, das der Kunst entgegenschlägt. «Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst», schrieb der einer brutalen Umwelt ausgesetzte Friedrich Schiller. Er meinte nicht, dass die Kunst über die Wirklichkeit hinwegtrösten soll, sondern, dass sie die Gegenwelt sein soll, die dem Realen das Ideale, dem Brutalen das Ästhetische, dem Geknechteten das Befreiende sein soll. Schiller selbst bezahlte dafür einen hohen Preis, und er wollte ihn bezahlen. Für Künstler wie Schiller und Handke ist die Kunst das eigentlich Reale. Sie stehen damit in einer künstlerischen Tradition, die Kunst nicht im Dienst der Realität sieht, sondern, eine eigene Realität schaffen will. Wer diese Tradition als antiquiert wertet, sei daran erinnert, dass aus ihr heraus ein stilistisches Grundprinzip der modernen Kunst, die Abstraktion, abgeleitet wurde. Ein Gemälde von Mark Rothko stellt nicht etwas anderes ausserhalb des Bildes dar. Es bildet nicht einen Gegenstand der Wirklichkeit ab. Es bedeutet in



Bewusst eine Grenze überschreiten: Schriftsteller Handke.

diesem Sinne nichts ausser sich selbst. Moderne Kunst will so verstanden nicht eine andere Realität darstellen, sondern ist selbst Realität.

Wenn man Handke beurteilen oder verurteilen will, kommt man nicht darum herum, sich mit seinem Selbstverständnis als Künstler auseinanderzusetzen. Sein Blick auf die Welt ist immer ein künstlerischer, sofern er schreibt.

Man mag das heutzutage vermessen finden, auch letztendlich unmenschlich, wenn man es zur Ideologie erhebt und für alle gelten lässt. Handke äusserte sich auch zu Jugoslawien und zum dortigen Krieg nicht mit dem Anspruch, es besser als alle andern zu wissen, seine Wahrnehmung zur einzig richtigen zu machen. In seinem Text «Eine winterliche Reise zu den

Flüssen Donau, Save, Morawa und Drina oder Gerechtigkeit für Serbien» schildert er denn auch konsequenterweise persönliche Eindrücke seiner Reise, und er setzt sich mit der Berichterstattung gewisser Medien über den Bürgerkrieg auseinander. Die Art und Weise, wie er das tut, ist eine literarische. So weist er darauf hin, dass in Medienberichten aus seiner Sicht einseitig die Schuldigen benannt würden. Und er wirft manchen Journalisten – wohl nicht völlig zu Unrecht – vor, aus der Distanz vorschnell zu urteilen. Handke sieht – auch – Jugoslawien künstlerisch: Er bedauert das Auseinanderfallen dieses Vielvölkerstaats, weil für ihn Jugoslawien auch ein Modell des Zusammenlebens verschiedener Sprachen und Ethnien verkörperte. Sein Schreiben darüber betrachtet er als eine Art Friedensprojekt. Auch selbstkritisch.

Friedensarbeit durch das Poetische

Deshalb ein längerer Auszug aus dem Text: «Aber ist es, zuletzt, nicht unverantwortlich, [...] mit dem kleinen Leiden in Serbien daherzukommen, dem bisschen Frieren dort, dem bisschen Einsamkeit, mit Nebensächlichkeiten wie Schneeflocken, Mützen, Butterrahmkäse, während jenseits der Grenze das grosse Leid herrscht, das von Sarajewo, von Tuzla, von Srebrenica, von Bihac, an dem gemessen die serbischen Wehwehchen nichts sind? Ja, so habe auch ich mich gefragt, ob ein derartiges Aufschreien nicht obszön ist, sogar verpönt, verboten gehört. [...] Zuletzt freilich dachte ich jedesmal: Aber darum geht es nicht. Meine Arbeit ist eine andere. Die bösen Fakten festhalten, schon recht. Für einen Frieden braucht es noch etwas anderes, was nicht weniger ist als die Fakten. Kommst du jetzt mit dem Poetischen? Ja, wenn dieses als das gerade Gegenteil verstanden wird vom Nebulösen. Oder sag statt «das Poetische» besser das Verbindende, das Umfassende – den Anstoss zum gemeinsamen Erinnern, als der einzigen Versöhnungsmöglichkeit, für die zweite, die gemeinsame Kindheit.»

In seinem künstlerischen Anspruch beschreibt Handke sein Schreiben über Jugoslawien als Friedensarbeit durch das Poetische. Das kann man falsch finden, naiv oder auch masslos selbstüberschätzend. Unmenschlich ist es nicht.

Das Problematische beginnt dort, wo Handke nicht als Schriftsteller schreibt, wo er nicht Kunst macht, sondern Politik. Wo er politisch spricht oder schreibt. Wo der Kontext ein politischer, kein ästhetischer ist. Beispielsweise in Interviews oder an einer Begräbnisfeierlichkeit für den serbischen Staatschef Milosevic. Kunst ist nicht Politik. Politik ist nicht Kunst. Handke sieht das ähnlich, zieht aber andere Konsequenzen daraus. Weil für ihn Kunst eine eigene Realität ist, redet er politisch nicht anders, als er künstlerisch schreibt. Ohne die

Grenzen der Kunst zu sehen oder respektieren zu wollen. Oder – wie ich vermute – genau wissend, dass seine Äusserungen heftige Reaktionen provozieren. Der Gestus des Schriftstellers, der alle gegen sich aufbringt, begleitet Handke seit seiner Kritik an der Gruppe 47 in Princeton, seit der «Publikumsbeschimpfung», seit seinem «Rückfall in die apolitische Innerlichkeit» (wie Kritiker ihm vorwarfen) in seinem zentralen Werk «Langsame Heimkehr», wo das apolitisch Poetische des Texts eine höchst politische Provokation war.

Es gibt einen kleinen Essay aus dem Jahr 1967 von Handke mit dem Titel «Ich bin ein Bewohner des Elfenbeinturms». Dort entwirft der 25-jährige Schriftsteller, ein Shootingstar der Literaturszene, eine Poetik, der er bis heute

Die Grenzen der Welten werden durch die Grenzen der Sprachspiele bestimmt.

treu geblieben ist. Es ist ein ständiges Auseinandersetzen mit der Aufgabe der Literatur. Er kritisiert das politische Engagement von Literatur als unmöglich. «Jedes Engagement wird durch literarische Form entwirkt. [...] Der engagierte Schriftsteller kann sich, als Schriftsteller, nicht engagieren. Die Literatur macht alles Wirkliche, auch das Engagement, zu Stil.» Politisches Engagement, auch in Worten, verlässt den Elfenbeinturm. Und muss sich dann an den Spielregeln messen lassen, die nicht die des Elfenbeinturms sind. Wittgenstein hat diese Regeln der verschiedenen «Sprachspiele» beschrieben. Die Grenzen der Welten werden durch die Grenzen der Sprachspiele bestimmt.

Raus aus dem Elfenbeinturm

Die Frage ist, ob die Tragödien des Bürgerkriegs in Jugoslawien beziehungsweise das, was Handke darüber in seinen politischen Reden sagt, ihn für den Literaturnobelpreis ausschliessen. Sie ist eine politische Frage, keine literarische. Elfriede Jelinek, eine sehr kritische Schriftstellerin und Nobelpreisträgerin, kommentierte: «Grossartig!» Handke wäre eigentlich vor ihr dran gewesen. Der österreichische Staatspräsident Van der Bellen twitterte: «Wir haben Peter Handke viel zu verdanken.» Die US-amerikanische Abteilung des Autorenverbandes P. E. N. schreibt in einer Stellungnahme von «tiefem Bedauern» über die Wahl Peter Handkes als Literaturnobelpreisträger 2019. «Wir sind sprachlos über die Auswahl eines Schriftstellers, der seine öffentliche Stimme dazu genutzt hat, historische Wahrheiten zu beschneiden und den Ausführenden eines Genozids Beistand zu leisten.»

Dass Peter Handke als Künstler, als Bewohner des Elfenbeinturms, den Literaturnobelpreis zu Recht erhalten hat (oder min-

destens so berechtigt wie manche seiner Vorgänger/-innen), ist mehrheitlich unbestritten. Dass Handke als «engagierter» Autor, als Vertreter einer sehr kontroversen politischen Meinung, ausserhalb des Elfenbeinturms, nach den Regeln dieser Wirklichkeit, zu Recht hart kritisiert wird, ist ebenso klar, ihm selbst zuerst. Handkes Bücher über die jugoslawische Tragödie sind ästhetisch zu beurteilen. Handkes ausserliterarische Äusserungen dazu sind politisch zu beurteilen. Ich kenne keinen Autor, der lebenslang so genau über die Unterschiede zwischen Kunst und Politik und die Grenzen beider Wirklichkeiten reflektierte und schrieb wie Handke. Er entschied selbst, den Elfenbeinturm zu verlassen, indem er Partei ergriff in einem Krieg. Deshalb kann ich mir nicht vorstellen, dass Handke nicht wusste, was er tat, und nicht wusste, was er sagte. Sondern bewusst eine Grenze überschreiten wollte. Und ich nehme an, auch das Nobelpreiskomitee war sich der Folgen des Entscheids bewusst. Das Urteil muss sich jeder und jede selbst bilden, ob die künstlerische Anerkennung eines poetischen Werks die politische Kritik in diesem Fall überwiegen darf oder nicht. Beides hat Folgen. Hoffentlich.

Gerhard Pfister ist Nationalrat und Präsident der CVP. Er hat über Handke doktriert.

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital, Kombination?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
[vz.ch.com/merkblatt-pensionierung](https://www.vz.ch.com/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.



www.vermoegenszentrum.ch

Personenkontrolle

Amherd, Hauser-Süess, Michlig, Sommaruga, Merkel, Widmer, Rytz, Wermuth, Gmür, Gmür, Binder-Keller, Dyson

Viola Amherd, Berufswalliserin, rüstet ihr Departement weiter mit Landsleuten auf. Nebst Busenfreundin und Beraterin **Brigitte Hauser-Süess** und zwei persönlichen Mitarbeitern hat Amherd nun einem weiteren Walliser Bekannten zu einem lukrativen Pöstchen in Bern verholphen. Der frühere Präsident der CVP Oberwallis, **Roger Michlig**, wird die neue Abteilung «Cyber, Informatik und Informationssicherheit CII» im Verteidigungsdepartement (VBS) leiten. Was Michlig zu seiner neuen Aufgabe als Amherds oberster Cyber-Krieger befähigt – ausser dass er den Empfang der neuen Bundesrätin in Brig organisierte –, weiss man nicht genau. Beruflich war er in den letzten Jahren als Wirtschaftsförderer im Oberwallis unterwegs. Als IT-Experte ist Michlig in dieser Funktion nicht unbedingt aufgefallen. Aber man muss sich offenbar in der Materie nicht auskennen, will man im Generalsekretariat von Bundesrätin Amherd für Cyber-Sicherheit zuständig sein. Jedenfalls wurden in der Stellenausschreibung Erfahrung und Wissen im IT-Bereich oder in der Cyber-Security nicht explizit vorausgesetzt – als wäre das Pöstchen so ausgeschrieben worden, dass Roger Michlig auf jeden Fall zum Zuge kommt. (hmo)

Manuel C. Widmer, Multitalent, ist Stadtrat, Lehrer, DJ und Kandidat der Berner Grünen für den Nationalrat. Auf Plakaten wirbt er mit dem Satz «Bildung macht dich stark!». Bildung sei unser einziger Rohstoff, ist weiter zu lesen, «tragen wir Sorge dazu». Der Rechtschreibung trägt Lehrer Widmer offensichtlich weniger Sorge: So ruft er zusätzlich zur Wahl von «Regula Rytz» in den Ständerat auf. Da Rytz einer mindestens die Grenze zur Peinlichkeit. (kep)

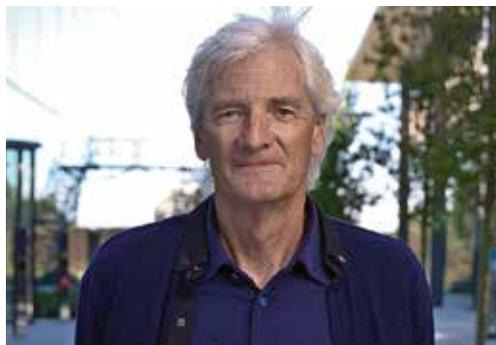
Cédric Wermuth, Blender, schafft Erstaunliches. Der Aargauer Sozialdemokrat konnte eine Mehrheit der Staatspolitischen Kommission des Nationalrats von seiner Forderung überzeugen, die Schweiz brauche «mehr Demokratie» und benötige ein neues Volksrecht: das konstruktive Referendum. Danach sollen 50 000 Stimmberechtigte oder acht Kantone ein Gesetz nicht nur mit dem Referendum bekämpfen, sondern gleichzeitig einen eigenen Gegenvorschlag dazu einbrin-



Die CVP fehlt: Bischof Gmür.



Noch ein Walliser: Bundesrätin Amherd.



Neu am Paradeplatz: Unternehmer Dyson.

gen können. Wie es Wermuth gelungen ist, die Mehrheit der Staatspolitiker hinter sich zu scharen, bleibt ein Rätsel. An der Güte des Anliegens kann es nicht liegen. Im Bund wurde das konstruktive Referendum, das zu ausgesprochen komplizierten Abstimmungsverfahren führen würde, im Jahr 2000 an der Urne hochkant abgelehnt, und im Kanton Zürich wurde es aus diesem Grund schon nach wenigen Jahren wieder abgeschafft. (fon)

Felix Gmür, Mysterium, steht eigentlich der CVP nahe. Der Bischof von Basel ist der Schwager der Luzerner Nationalrätin **Andrea Gmür** (CVP). Jetzt hat aber die dem Bistum Basel und Bischof Gmür nahestehende Zeitschrift *Horizonte* ein Bild veröffentlicht, auf dem zu sehen ist, wie ein Seelsorger die Wahlplakate der Aargauer Kandidaten von SP, Grünen, FDP und BDP segnet. Ausgerechnet die CVP fehlt. Und die Schlagzeile darunter macht es auch nicht besser. «Aargauer Seelsorgende stehen politisch links» – was die streitbare Aargauer CVP-Kantonalpräsidentin und Ständeratskan-



Neues Volksrecht: SP-Nationalrat Wermuth.



Bildung: Widmer wirbt für Regula «Rytz».

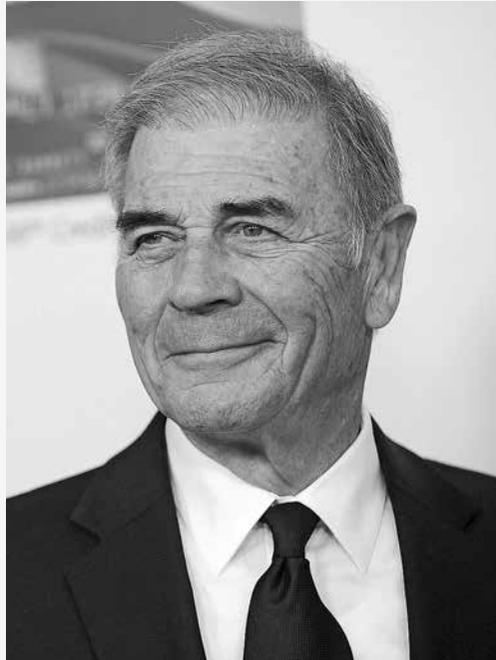
didatin **Marianne Binder-Keller** zu einer gepfefferten Reaktion veranlasste. Da segne ein Pfarrer Parteien, aber offenbar müsse man in der CVP sein und brav die Kirchensteuern zahlen, um als einzige ausgeschlossen zu werden. Vielleicht hilft es ja, wenn sich die CVP Aargau und ihre Präsidentin in Zukunft den Wahlspruch ihres Bischof etwas mehr zu Herzen nehmen. «Begrift, was der Wille des Herrn ist», pflegt nämlich Bischof Gmür zu sagen. (hmo)

James Dyson, Stehaufmännchen, begräbt seine Pläne für ein Elektroauto. Der englische Unternehmer und Brexit-Befürworter sieht «keine Möglichkeit, das Produkt kommerziell gewinnbringend zu vertreiben». Glücklicherweise war dies letzte Woche nicht die einzige Neuigkeit aus dem Hause Dyson. Der Technologiekonzern – bekannt für seine innovativen Staubsauger, Luftreiniger und Haarpflegeprodukte – eröffnete einen «Demo Store» am Zürcher Paradeplatz. Es ist das zehnte solche Geschäft in Kontinentaleuropa. (fsc)

Nachruf

Robert Forster (1941–2019) — Cool bis in die Knochen. Als Staubsaugerhändler Ed im «Breaking Bad»-Epilog «El Camino» lässt er sich auch von Jesse Pinkman, dem letzten Überlebenden aus der Meth-Drogenküche, nicht aus der Ruhe bringen. Robert Forsters Markenzeichen war das von Anfang an. 1967 hatte er, obwohl er Jurist werden wollte, in John Hustons «Reflections in a Golden Eye» sein Debüt und spielte 1969 in «Medium Cool» einen Kameramann, den Unfälle kaltlassen. Auch in «Justine» von George Cukor war er die Verkörperung tief sitzender Gelassenheit. In «The Don is Dead» (1973) konnte er als Mafioso Frank Regalbuto eine gefährliche, tödliche Ruhe verbreiten, die jeden, der ihm begegnete, nervös machte. Vielleicht begann sein Abstieg in die B- und C-Filmklasse mit diesem Film, auf jeden Fall verschwand er von da an in den Tiefen routiniert heruntergekurbelter Trivialfilme und TV-Serien.

Aufgeben aber kam für ihn nicht in Frage, und so spielte er sich zäh und gelassen durch 200 Filme und TV-Serien, ehe der umtriebige und kinobesessene Quentin Tarantino, der B-Filmen mit dem gleichen Respekt begeg-



Stoische Würde: Kult-Schauspieler Forster.

nete wie anspruchsvollen, die stoische Würde von Robert Forsters Rollen erkannte und ihn sofort für seine wunderbare «Jackie Brown» (1997) engagierte. Nach einem Roman von Elmore Leo-

nard, der in seinen Krimis ohnehin Figuren schuf wie Robert Forster, spielte Forster den Kautionsagenten Max Cherry, der für den Gangster Ordell Robbie (Samuel L. Jackson) einen Kumpel aus dem Gefängnis holt und schliesslich mit Jackie Brown (Pam Grier) gemeinsame Sache macht. Da war Forster, der Meister des Minimalismus, auf der Höhe seiner Kunst. Wie er mit knappen Gesten und nicht weniger knappen Äusserungen selbst in brenzligen Situationen die Ruhe behält und gewinnt, das sah man in einer so entspannten Form selbst bei Kollegen selten.

Es war der Beginn von Forsters zweiter Karriere. Tarantino-Kollegen wie Gus Van Sant («Psycho», 1998), David Lynch («Mulholland Drive», 2001), Michel Gondry («Human Nature», 2001) und andere besetzten ihn. Vor allem aber entdeckte ihn die neue TV-Serienkultur wie «Desperate Housewives», «Heroes», «Twin Peaks» und vor allem «Breaking Bad». Da war er zwischen Meth-Kochern, Dealern und Polizei eine in sich ruhende Anlaufstelle für Fluchten mit neuen Identitäten. Robert Forster starb an dem Tag, an dem «El Camino» veröffentlicht wurde. *Wolfram Knorr*


Working Places


Printing Solutions

bürokonzept
und die arbeit
macht spass

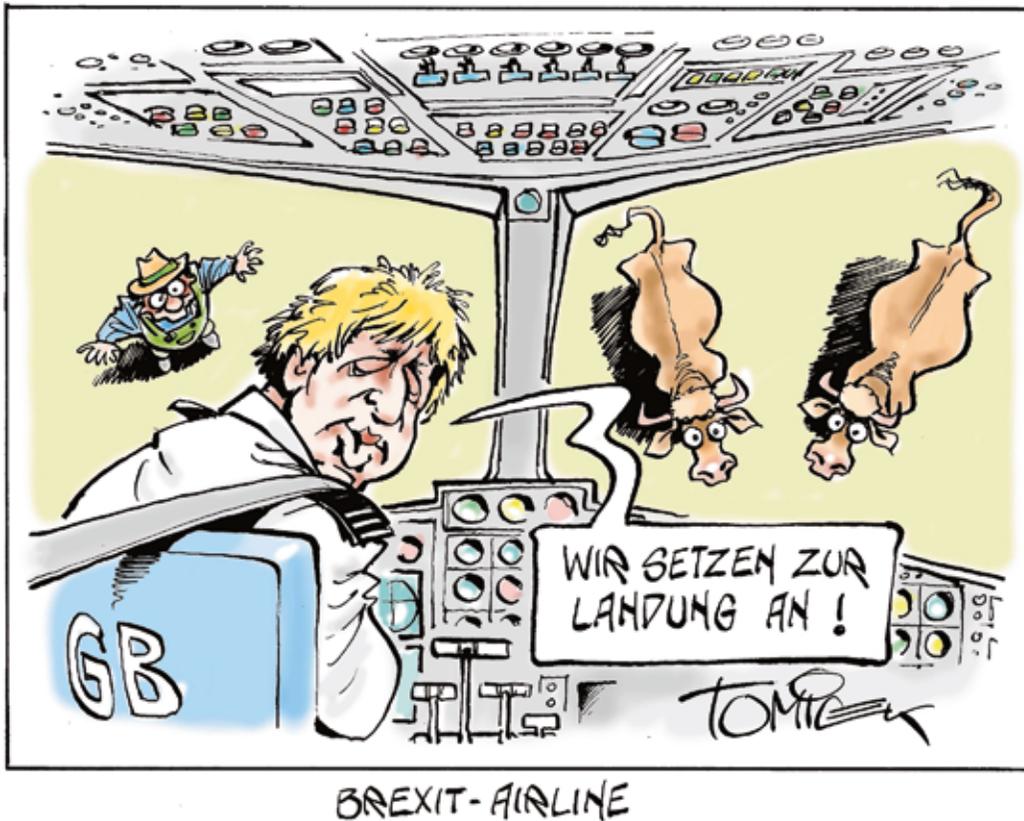
**Für individuelle
Druckerlösungen und
Einrichtungskonzepte**

**Besuchen Sie unseren
neuen Showroom
in Lenzburg!**

Bürokonzept Schaller AG

Ringstrasse Nord 41
5600 Lenzburg
T 062 886 30 60

info@buerokonzept.ch
www.buerokonzept.ch



Ausland

Nach dem unerwarteten Abzug der US-Truppen aus Nordsyrien eskaliert der Konflikt zwischen dem türkischen Militär und den kurdischen Milizen, die bisher an der Seite der Amerikaner gegen den IS kämpften. Im Zuge einer **Militäroffensive** im nordöstlichen Ain Issa gelingt Hunderten IS-Kämpfern die Flucht aus einem Gefangenenlager. Kurdische Truppen bitten die syrische Regierung sowie Russland um Hilfe. Washington fordert eine sofortige Waffenruhe und setzt auf Wirtschaftssanktionen und Vermittlung. Erdogan droht derweil Europa mit 3,6 Millionen Flüchtlingen, sollte die EU den Armee-Einsatz als Invasion verurteilen.

Peter Handke und **Olga Tokarczuk** gewinnen den Literatur-Nobelpreis. Es hagelt allseitig Kritik. Der Tenor: Der Entscheid des Nobel-Komitees sei weltfremd und gehorche nicht den Geboten der Diversitätspolitik.

Google unterstützt Klimawandel-Kritiker, darunter der dem Weissen Haus nahestehende Think-Tank Competitive Enterprise Institute (CEI), der Donald Trump zu einem Austritt aus dem Pariser Klimaabkommen riet. Das IT-Unternehmen listet die von Geldern Begünstigten auf der eigenen Website auf. Greta Thunberg geht für den **Friedensnobelpreis** leer aus.

Die Nasa verkündet den Start von Elon Musks SpaceX-Rakete für den Jahresbeginn 2020. **Eliud**

Kipchoge läuft als erster Mensch einen Marathon in unter zwei Stunden: in 1:59:40 Stunden. Der Kenianer braucht pro hundert Meter 17 Sekunden. Manfred Güllner, Chef der Gesellschaft für Sozialforschung und statistische Analysen Forsa, prognostiziert die **Auflösung der SPD** und damit der ältesten noch bestehenden Partei Deutschlands (gegründet 1863).

An den Kunstturn-Weltmeisterschaften in Stuttgart holt die US-amerikanische Turnerin **Simone Biles** fünf von sechs Titeln. Sie bricht alle Rekorde. Ausserdem kreierte die 22-Jährige für Boden, Sprung und Schwebebalken vier Turnelemente, die die bisherigen Kriterien für «Höchstschwierigkeit» übertreffen. Die Elemente – etwa der gehockte Doppelsalto mit dreifacher Rückschraube – tragen ihren Namen.

Bei der **Parlamentswahl in Polen** gewinnt die Regierungspartei Recht und Gerechtigkeit (PiS) deutlich mit 43,6 Prozent der Stimmen. Sie stellt die absolute Mehrheit der Abgeordneten. Erfolgreich ist ihre Mischung aus linker Sozialpolitik (grosszügiges Kindergeld, 13. Jahresrente, höhere Mindestlöhne) und nationalistischer Europapolitik: Die Partei hält trotz harscher Kritik der EU an ihrer Justizreform fest und widersetzt sich Flüchtlingskontingenten.

Ein **Tag des Chaos für den Heiligen Stuhl**. Papst Franziskus verlinkt in einem Tweet versehentlich die Footballmannschaft New Orleans Saints mit einer Danksprechung für neue Heili-

ge. Das Team steht kurz vor einem Spiel, die Freude über die unerwartete Fürsprache ist gross. Am selben Tag tritt auch der Chef der vatikanischen Polizei und persönliche Leibwächter des Papstes Domenico Giani wegen Korruptionsverdacht zurück.

Inland

Unter den Heiliggesprochenen ist auch die Schweizerin Marguerite Bays, die 1879 im freiburgischen La Pierraz starb und 1995 bereits seliggesprochen wurde. Sie gehörte dem Dritten Orden des heiligen Franziskus an, lebte aber bei ihrer Familie, wo sie von der Ehefrau ihres Bruders gequält wurde. Nachdem sie von einer Darmkrebserkrankung genesen war, entwickelte sie die **Wundmale Christi** an Händen und Füssen. Bundesrätin Karin Keller-Sutter nahm an den Feierlichkeiten im Vatikan teil.

Die beiden Schweizer Astronomen der Universität Genf, **Michel Mayor** und **Didier Queloz**, erhalten den Nobelpreis für Physik: Sie haben den ersten Planeten ausserhalb unseres Sonnensystems entdeckt. Die Schweiz rutscht auf der Liste der wettbewerbsfähigsten Länder auf Platz 5 ab; 2017 führte sie die WEF-Auswertung noch an. Nach einem späten Treffer verliert die Fussball-Nati 0:1 gegen Dänemark, gewinnt aber gegen Irland mühevoll 2:0.

Henrik Nordborg, Professor für erneuerbare Energien an der Hochschule für Technik Rapperswil, ruft zum Konsumstreik auf: «Keine neuen Autos, keine Flüge, keine neuen Klamotten». (zomin.ch) Wirtschaftswachstum und Klimaschutz liessen sich nicht vereinbaren. «Global gesehen, sind der CO₂-Ausstoss und die Wirtschaftsleistung gekoppelt», sagt Nordborg. Das Bundesamt für Statistik gibt bekannt, dass im vergangenen Monat 30 855 Motorfahrzeuge in der Schweiz zugelassen wurden – gegenüber 27 168 Fahrzeugen im Vorjahr. Der grüne Fraktionschef Balthasar Glättli fordert **50 Rappen höhere Benzinpreise**.

Steuerämter betreiben über 300 000 Schweizerinnen und Schweizer. Jeder Zwanzigste zahlt seine Steuerschuld nicht freiwillig. Die USA erwägen **Strafzölle** auf Schweizer Pharmaexporte wegen des hohen Handelsüberschusses.

Der prominent in der *Sonntagszeitung* verhandelte «Geheimplan für einen grün-grünen Bundesrat» offenbart Pläne grüner und grünliberaler Politiker, nach einem Wahlsieg die **Zauberformel sprengen** zu wollen. Im Visier steht nicht der Sitz der kleinsten Bundesratspartei (CVP), sondern der freisinnige Aussenminister aus dem Tessin: Ignazio Cassis. *Peter Keller*

NEW LEXUS

UX

Kompakt, agil und effizient. Der neue Lexus UX mit neuester Vollhybrid-Technologie und kompletter Serienausstattung ist ihr perfekter Begleiter in allen Lebenslagen. Ab CHF 37 300.-



E-FOUR ALLRADANTRIEB | LEXUS SAFETY SYSTEM + | FREE SERVICE & ASSISTANCE

Lexus UX 250h FWD ab CHF 37 300.- Ø Verbrauch 4,1 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 94 g/km, CO₂-Emissionen aus der Treibstoff und/oder der Strombereitstellung: 22 g/km, Energieeffizienz-Kategorie A. Abgebildetes Modell: UX 250h F SPORT AWD ab CHF 54 500.- Ø Verbrauch 4,5 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 103 g/km, CO₂-Emissionen aus der Treibstoff und/oder der Strombereitstellung: 24 g/km, Energieeffizienz-Kategorie A. Ø CO₂-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 137 g/km. 0% Leasing gültig für Vertragsabschlüsse bis 31. Oktober 2019. Eine Leasingvergabe wird nicht gewährt, falls sie zur Überschuldung führt. Ein Angebot der Multilease AG. Sämtliche Preisangaben verstehen sich als unverbindliche Preisempfehlung inkl. MwSt.

JETZT PROFITIEREN

0%
LEASING

 **LEXUS**
EXPERIENCE AMAZING



Machtspiele und Verbrechen.

Fall Möriken

Hanebüchene Ungereimtheiten

Von Alex Baur — Der brutale Angriff eines Schülers auf seine Lehrerin in Möriken-Wildegg war angekündigt. Mitschüler belasten den 14-jährigen Syrer schwer. Therapien sollen helfen. Die Behörden schauen weg.

Auch die zweite Einvernahme der Aargauer Kantonspolizei im Auftrag der Jugendanwaltschaft war getragen von einfühlsamer Zurückhaltung. Sie fand Ende August statt. Bereits zwei Monate waren da vergangen, seit der 14-jährige Syrer Ali M. (Name der Redaktion bekannt) in Möriken-Wildegg seine heute 64-jährige Lehrerin mit Faustschlägen und Fusstritten angegriffen und verletzt hatte. Im Spital wurden bei der Frau neben einem Kieferbruch diverse Hämatome am Oberkörper und im Gesicht dokumentiert.

Nachdem er ihn über all seine Rechte aufgeklärt hat, möchte der Beamte als Erstes vom Burschen wissen, was der «Medienhype» um seinen Fall bei ihm ausgelöst habe. Das habe ihn verletzt, klagt der junge Syrer, das sei alles falsch dargestellt worden. Er sei in Wahrheit das Opfer. Nicht er habe die Lehrerin angegriffen, es sei umgekehrt gewesen: Sie habe ihn ohne Grund geschlagen, er habe sich nur passiv gewehrt. Bei der reflexartigen Abwehr habe er sie womöglich touchiert. Die schweren Verletzungen könnten unmöglich ihm zugeschrieben werden, meinte er. Es könne ja auch sein, dass sich die Lehrerin nachträglich selber geschlagen habe.

Die Aussagen des Vierzehnjährigen trafen nachgerade vor Selbstmitleid. Ein Jahr lang soll ihn die Lehrerin als Terroristen und stinkenden Schmutzfinken beschimpft und gedemütigt haben, und das nur wegen seiner Herkunft oder

seines Glaubens. Dabei sei er überhaupt nicht religiös. Er habe noch nie etwas von al-Qaida oder dem Islamischen Staat gehört, versicherte der Syrer, er wisse gar nicht, was das sei. Sein einziger Fehler sei gewesen, dass er nicht selber Anzeige erstattet habe.

Ab in die Box-Therapie

M. will auch nie mit einem Dolch auf dem Pausenplatz herumgefuchelt haben. Es sei ein kleines rotes Schweizer Sackmesser gewesen, mit dem er gerne schnitze. Das Messer habe er weggeworfen, um nicht in falschen Verdacht zu geraten. Nun stellte die Polizei bei ihm zu Hause ein grösseres Messer sicher, die Ermittlungen ergaben zudem, dass er zumindest zeitweise einen Dolch und ein Butterflymesser besessen hatte. Doch all diese Waffen will M. bloss für einen Freund aufbewahrt haben.

Als die Lehrerin an jenem 28. Juni 2019 ihn vor dem Betreten des Schulzimmers aufforderte, seine Taschen zwecks Messerkontrolle zu leeren, habe er bloss verlangt, dass die Schulleitung beigezogen werde. Das sei sein gutes Recht gewesen, meinte der junge Syrer. Er habe sich schikaniert gefühlt.

Nun könnte man sich fragen, was die Jugendanwaltschaft unter einem «Medienhype» versteht (im Wesentlichen handelte es sich um drei eher zurückhaltende Berichte von *Aargauer Zeitung*, *Tele M1* und *Weltwoche*, die von anderen Medien kommentarlos zitiert wurden). Auf-

fällig ist aber vor allem, dass die Ermittler den Jugendlichen kaum mit den hanebüchenden Ungereimtheiten in seinen Aussagen konfrontierten. Die Realität steht nämlich gemäss Recherchen der *Weltwoche* in einem diametralen Widerspruch zur Opferrolle, die sich der junge Syrer selber zuschreibt. Erschreckend ist nicht nur die Brutalität, die der vierzehnjährige Schläger bei seinem gemäss Mitschülern angekündigten Angriff an den Tag legte, sondern auch die Kaltschnäuzigkeit, mit der er sein Opfer zur Täterin macht.

Jugendstrafverfahren sind geheim. Erziehung und Therapie gehen gemäss Schweizer Recht der Strafe vor. Doch das befreit die Behörden nicht von der Pflicht, ein Verbrechen sauber abzuklären. Damit man die angezeigten Massnahmen ergreifen kann, muss vorerst ermittelt werden, was Sache ist. Immerhin ist es nicht das erste Mal, dass der Vierzehnjährige zuschlägt, und es ist zu befürchten, dass es auch nicht das letzte Mal ist. Doch der forensische Psychiater, der M. begutachten soll – das Resultat wird auf Ende Oktober erwartet –, darf nicht auf eigene Faust die versäumten Ermittlungen ergänzen. Er muss sich auf die Untersuchung der Jugendanwaltschaft stützen.

Der bisherige Gang des Verfahrens erweckt indes den Eindruck, dass die Jugendanwaltschaft es gar nicht so genau wissen will. Und hier liegt ein Problem, das eben doch von öffentlichem Interesse ist: Wer übernimmt

die Verantwortung, wenn M. erneut zuschlägt?

Abgesehen davon sind die Aussagen des Burschen auch ein Hohn gegenüber dem tatsächlichen Opfer: eine Lehrerin, die ihr Leben dem Wohl der Kinder gewidmet hat und zum Dank unmittelbar vor der Pensionierung spitalreif geprügelt wird («Im Namen Allahs», *Weltwoche* vom 11. Juli 2019). Die Version des Täters, der die Rollen verkehrt, steht unwidersprochen im Raum. Er selber hat sie in Möriken-Wildegg verbreitet.

Doch weder die betroffene Lehrerin noch die involvierte schulische Heilpädagogin noch die Schulleitung noch die Mitschüler wurden von den Ermittlern mit den Aussagen des jungen Syers konfrontiert. Stattdessen schickte ihn die Jugendanwaltschaft nach den Sommerferien sechs Wochen lang in eine Therapie mit Boxtraining zwecks Aggressionskontrolle. Nach den Herbstferien, die diese Woche im Aargau zu Ende gehen, soll M. nun wieder die normale Realschule besuchen, einfach in einer anderen Gemeinde. Von der Spezialschule für Verhaltensauffällige, in die er eigentlich hätte geschickt werden sollen, noch bevor es zum brutalen Angriff kam, ist nirgends mehr die Rede. Kurzum: M. hat mit seinem Angriff erreicht, was er wollte – nämlich die Einweisung in die Spezialschule zu verhindern.

Gegen Weihnachtlieder und Bikinis

Doch gehen wir der Reihe nach. Bereits in der Primarschule ist M. aufgefallen, unter anderem weil er einem Mitschüler die Zähne eingeschlagen hatte. Als er nach den Sommerferien 2018 in die erste Realklasse eintritt, herrscht bald Unruhe in der Klasse. Im Einzelnen sind es keine spektakulären Fehltritte, doch in der Summe werden sie bald mehr als lästig. Mal schlägt M. auf dem Pausenplatz einen sehbehinderten Jungen zusammen, weil dieser ihn angeblich schräg angeschaut habe; mal spielt er im Schulzimmer mit dem Feuerzeug oder lässt Kleinigkeiten mitlaufen; mit einem Kollegen begeht er Vandalenakte vor dem Kindergarten und beim Haus des Abwärts; als sich der Abwart zur Wehr setzt, bedroht er diesen. Auch der Turnlehrer, der M. einmal aus dem Unterricht verweist, erhält eine Todesdrohung, wobei der Syrer vor versammelter Klasse mit dem Zeigefinger über seine Kehle streicht.

Seine oft in der Mehrdeutigkeit versteckten, aber unverschämten Drohungen und Provokationen spielen regelmässig auf den Islam an. Der angeblich Unreligiöse veranstaltet eine Diskussion, weil er keine Weihnachtlieder singen mag. Mädchen beschimpft er als Schlampe oder Huren, er rempelt sie an, schubst sie auf der Treppe, spuckt ihnen vor die Füsse. Er bedroht seine muslimischen Gspänli per Whatsapp, weil sie sich nicht an den Ramadan halten, im unzüchtigen Bikini baden oder zerschlossene Jeans tragen. Im Chat kündigt er an,

es sei für ihn kein Problem, Mädchen zu schlagen. Während er sich selber als Opfer von Islamophobie und Fremdenfeindlichkeit inszeniert, beschimpft M. Dunkelhäutige ungerührt als «Nigger».

In der Klasse spannt M. anfänglich mit einem anderen Jungen aus dem arabischen Raum zusammen, der ähnliche Machtspiele treibt. Die Lehrerin und die schulische Heilpädagogin, welche die Klasse gemeinsam führen, lassen sich nicht beeindrucken. Beide gelten gemäss verschiedenen Quellen als sehr erfahrene Lehrkräfte, die nicht so schnell aus der Ruhe zu bringen sind und sehr gut zusammenspielen. Beide sind eher überqualifiziert. Hätten sie ein grundsätzliches Problem mit Ausländern, wür-

Seine Drohungen und Provokationen spielen regelmässig auf den Islam an.

den sie kaum an der Realschule unterrichten. Zuerst versuchen es die zwei Frauen mit kleineren Sanktionen. Als das nicht wirkt, schalten sie Sozialarbeiter und den Schulpsychologen ein. Mehrmals wird M. in Spezialprogramme eingewiesen. Schliesslich tritt auch die kantonale Antiradikalisierungsstelle auf den Plan. Letztere gibt allerdings Entwarnung.

M. fällt in der Schule durch Palästinenser-Schals, religiöse Amulette oder auch mehrdeutige Allah-Beschwörungen auf. Mag sein, dass hinter der islamistischen Aura bloss das Imponiergehabe eines pubertierenden Wichtigtuers steckt. Doch die latente Drohkulisse bringt Unruhe in die Klasse. Der Kumpan von M. wird nach den Sportferien 2019 schliesslich in ein Jugendheim eingewiesen, allerdings aus anderen Gründen. Doch die erhoffte Beruhigung bleibt aus.

Der junge Syrer spielt nun erst recht den Platzhirsch im Schulhaus. Einige seiner Mitschüler lassen sich durch seine Allah-Show beeindrucken. Erschwerend kommt hinzu, dass seine Eltern, die vor fünf Jahren als Asylbewerber in die Schweiz kamen und seither von der Sozialhilfe leben, kein Wort Deutsch sprechen. Insbesondere der Vater, der selbst im Dorf schon wegen Gewalttätigkeit gegen Frauen aufgefallen ist, scheint sich hinter den Sohn zu stellen.

Am 20. Juni 2019, es ist ein Donnerstag, kommt es zu einem Elterngespräch, bei dem neben den beiden Lehrerinnen die Schulleiterin, der Sozialarbeiter sowie ein Übersetzer zugegen sind. Die Eltern willigen schliesslich widerstrebend ein, dass M. an der Regionalen Spezialklasse in Baden angemeldet wird, einer Schule für verhaltensauffällige und gewaltbereite Jugendliche. Bei M. kommt das offenbar nicht gut an. Tags darauf beobachten ihn mehrere Personen, wie er auf dem Pausenplatz mit einem nicht näher umschriebenen Klappmesser herumfuchtelt.

Der Vierzehnjährige darf im Sinne eines Kompromisses noch bis zu den Sommerferien an der Schule in Möriken-Wildegg bleiben. Bevor er am Morgen jeweils das Klassenzimmer betritt, muss M. aber seinen Lehrerinnen den Inhalt seiner Taschen zeigen, in einem separaten Zimmer notabene. Man will ihn nicht blossstellen, lediglich sichergehen, dass er das Messer zu Hause lässt. Die beiden erfahrenen Lehrerinnen haben ein schlechtes Gefühl. Sie wollen den Teufel nicht an die Wand malen, doch sie stufen den Burschen als manipulativ, schwer zugänglich und unberechenbar ein.

Eine Woche später, am 28. Juni, kommt M. eine Stunde zu spät in den Unterricht. Es ist nicht das erste Mal. Die Klassenlehrerin schickt ihn ins Nebenzimmer, wo er eine Stunde lang allein Aufgaben lösen soll. Nach der Elf-Uhr-Pause will sie ihn dort abholen. Doch M. wartet im Gang auf sie. Die beiden sind allein. Die Lehrerin fordert ihn auf, den Inhalt seiner Schultasche auf einen Tisch zu leeren. Er weigert sich. Dann könne er nicht ins Klassenzimmer kommen, entgegnet sie.

Eine geplante Abrechnung

Gemäss ihrer Darstellung schlägt er ihr nun völlig unvermittelt mit der Faust mindestens zweimal ins Gesicht. Ihr Kiefer bricht. Weitere Schläge hinterlassen Blutergüsse an ihrem Oberarm, an ihrem Rücken und am Oberkörper. Als sie, um Hilfe schreiend, flüchtet, tritt M. mit den Füssen nach, bevor er selber das Weite sucht. Direkte Zeugen gibt es keine. Doch ihr Hilfeschrei ist weitherum zu hören.

Nach der Darstellung von Mitschülerinnen und Mitschülern war der Angriff von M. kein spontaner Kurzschlussakt, sondern eine geplante Abrechnung. Der Bursche habe zuvor angekündigt, dass er die Lehrerin zusammenschlagen werde. Es sei auch keine Ausnahme gewesen, dass M. mit Messern herumgefuchtelt und gedroht habe. Er habe schon Messer geworfen und andere Schüler damit geritzt.

Gewiss, das sind bis zum Beweis des Gegenteils nur Behauptungen, die es abzuklären gälte. Die zentrale Frage bleibt: Ist M. bloss ein verwahrloster Teenager, der seine Grenzen sucht, sich in einer falschen Opferrolle suhlt und ein vielleicht kulturell bedingtes Problem mit weiblichen Autoritäten hat? Oder offenbart sein Verhalten und vor allem auch sein kaltblütiges Leugnen jeder Schuld einen gefährlichen Psychopathen, der gerade am Anfang einer kriminellen Karriere steht?

Am Schluss der Einvernahme nimmt der Polizist dem Vierzehnjährigen das Versprechen ab, dass er solche Dinge nie wieder tun werde. Das hat er seinen Lehrerinnen allerdings schon oft versprochen. Seine Taten sprechen eine andere Sprache. Auf sein Wort ist offenkundig kein Verlass. Doch für die Jugendanwaltschaft reicht es, um den jungen Syrer wieder auf eine normale Schule zu schicken.

Jux-Partei als Stimmenfutter

Von Christoph Mörgeli

Schon zu Gottfried Kellers Zeiten war die grösste Partei jene der Nichtwähler. Sein staatsbürgerliches Gewissen ärgerte sich darüber: «Die träge Teilnahmslosigkeit eines Volkes endet immer mit der Missachtung seiner Einrichtungen und mit dem Verlust seiner Freiheit.» Die wackere Frau Regel Amrain ermahnt ihren Jüngsten so: «Hier habe ich Dir Rock und Hut gebracht, und nun tue mir den Gefallen und gehe zu den Wahlen.» Und weil der Bursche sich zierte, setzt sie noch einen drauf: «Alle vier Jahre sich pünktlich und vollzählig zu einer Wahlhandlung einzufinden, welche die Grundlage unseres ganzen öffentlichen Wesens und Regimentes ist, das soll langweilig, unausstehlich und lächerlich sein?»

Unser über Generationen erkämpftes Wahlrecht ist tatsächlich eine ernste und würdige Sache. Nun gibt es aber immer Menschen, die sich einen Jux daraus machen. Als «Die Guten» bezeichnet sich eine Liste, die sich im Kanton Zürich an den Nationalratswahlen beteiligt. Ihr Programm fordert «eine Erhöhung der Jugendarbeitslosigkeit auf mindestens 80 Prozent». Sodann «rosafarbene Gefängniszellen» und «rosafarbene Polizeieinheiten». Die Militärausgaben müssten um «99,8 Prozent gekürzt» werden. Hooligans sollen «sinnvollen Extremistengruppen» angehören, nämlich «Dschihadisten, Linksextremen oder Neonazis».

Die Partei ist ein eher zweifelhaftes germanisches Importprodukt. Sie wurde nämlich 1989 in Nürnberg gegründet. Nun wecken Nürnberger Parteien und deren Parteitage hierzulande eher ungute Erinnerungen. Auch wenn es sich um «Die Guten» handelt. Und diese «Guten» angeblich aus «Kulturschaffenden, Künstlern und Fotografen» bestehen. Leni Riefenstahl war dies alles auch.

Die 34 Zürcher Kandidaten der «Guten» fürs Schweizer Parlament tragen so lustige Übernamen wie «Antipasti», «Al Dente», «Gorgonzola» oder «Gelati». Kinder ab sechs Jahren – so fordern sie – «sollen wählen und kandidieren» können. Dafür erst ab achtzehn Jahren eine Kirche betreten dürfen. Die Jux-Liste der «Guten» hat sich mittels Listenverbindung mit der SP, den Grünen, der Linken Alternative sowie der Piratenpartei zusammengeschlossen. Die Humoristen sind also am kommenden Sonntag blosses Stimmenfutter für die Linken. Und damit für die Spassbremsen. Denn wer ständig an Klimanotstand, Klassenkampf und Kinderkrippen denkt, hat nichts zu lachen.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Keller-Sutter: «Nicht nachhaltig»

Von Peter Bodenmann — Ausgerechnet Horst Seehofer ist zurzeit die Stimme der Vernunft in Sachen Krieg, Frieden und Asyl in Europa.



Ausgerechnet unsere europafeindliche Madame Keller-Sutter wirft Seehofer vor, er hätte kein Rezept.

Wer politisch mit dem Rücken zur Wand steht, fängt einen Krieg an. Denn in Nullkommanichts gewinnt man so Zustimmung im eigenen Land. 1914 versagten die deutschen Sozialdemokraten. Jetzt weite Teile der türkischen Opposition.

Ein Kölner Taxichauffeur stellte mir vor Jahren die Frage, ob ich wisse, wie viele Liechtensteiner und wie viele Kurden es auf dieser, unserer Welt gebe. Bei den Liechtensteiner lag ich halbwegs richtig. Bei den Kurden um zwanzig Millionen daneben. Es gebe nicht zwanzig Millionen Kurden, sondern vierzig Millionen. Auf eine Liechtensteinerin, auf einen Liechtensteiner kämen somit 110 Kurdinnen und Kurden. Warum in aller Welt hätten die Liechtensteiner einen Staat und die Kurden immer noch keinen? Die Frage blieb im Taxi hängen.

Den Krieg in Syrien rissen die Türken, die Franzosen und die Amerikaner vom Zaun. Einmal mehr ohne Konzept und ohne Plan. Irak, Afghanistan und Libyen lassen grüssen. Die Kriegstreiber waren sich sicher, dass sie Assad innert weniger Monate wegblasen würden. Die Sieger heissen nach neun Jahren Krieg Putin und Assad. Ein Land wurde zerstört. Hunderttausende getötet. 3,5 Millionen Menschen flohen von Syrien in die Türkei, wo sie auf den Sprung nach Europa warten.

Und jetzt das: Donald Trump – das grosse Vorbild aller helvetischen Fremdenfeinde – lässt die Kurden fallen. Obwohl die kurdischen Kämpfer als Bodentruppen der USA den IS zurückgedrängt haben. Ein Verrat, der in der jüngeren Geschichte seinesgleichen sucht.

Die Kurden werden sich jetzt mit Assad und Putin arrangieren müssen. Sie sind die einzigen Adressen, an die sie sich jetzt noch wenden können. Das alles spielt in den USA keine Rolle. Donald Trump hat seiner an Aussenpolitik desinteressierten Basis den Rückzug aus dem Nahen Osten versprochen. Seine Wählerinnen und Wähler entscheiden, ob er an der Macht bleibt. Die Kurden nicht.

Die Europäer haben Angst, dass Erdogan die 3,5 Millionen Flüchtlinge Richtung Europa weiterwandern lässt. Für unsere hellsichtige Madame Keller-Suter ist klar, dass Seehofer in der Flüchtlingsfrage kein nachhaltiges Konzept habe. Deshalb lässt sie ihn im Stich. Dabei macht Seehofer das einzig Mögliche: *Naviguer à vue*.

Der Dreissigjährige Krieg zerstörte weite Teile Europas. Erst als viele Landstriche ausgeblutet waren, kam es zum Westfälischen Frieden. Im Nahen Osten ist es noch nicht so weit. Leider.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Der geplante Zusammenschluss
von Sunrise und UPC macht Sinn.

Gut für die Aktionäre:

Sunrise schafft Mehrwert
und bleibt ein starker
Dividendentitel.

Gut für die Kunden:

Bessere Leistungen, attraktivere Preise.

Gut für die Zukunft:

Attraktive neue Angebote im grössten
Breitband- und Mobilfunknetz.

Gut für die Schweiz:

Sunrise führt UPC zurück in Schweizer Hände
mit höchster Qualität.

Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



Probeabo:
8 Ausgaben nur Fr. 38.-
Telefon 043 444 57 01
kundenservice@weltwoche.ch



Wir schreiben es herbei

Von Kurt W. Zimmermann — Wenn die Realität nicht will, wie sie soll, dann muss man die Realität halt herbeischreiben.

Am 8. November 2016 war es so weit: Donald Trump wurde gegen alle Prognosen als neuer Präsident gewählt.

Am 11. November 2016 schon sah die *New York Times* sein Ende in Sicht. Trump, kommentierte das Blatt, «wird wahrscheinlich innerhalb eines Jahres *impeached*».

Am 11. November 2016 schon sah auch die *Washington Post* sein Ende in Sicht. «Professor sagt voraus: Trump wird *impeached*», titelte das Blatt.

Seitdem publizierten *New York Times* und *Washington Post* fast genau 10 000 Artikel und Kommentare, die ein Impeachment gegen Trump zum Thema machten. Die beiden führenden US-Zeitungen versuchen seit drei Jahren erbittert, den Sturz des Präsidenten herbeizuschreiben. Sekundiert werden sie von TV-Kanälen wie CNN und NBC, die ebenfalls in Tausenden von Beiträgen ein Impeachment gegen Trump hochstimmten.

Damit sind wir beim sogenannten Herbeischreiben. Es ist dies eine ganz spezielle Technik im Journalismus. Die Redaktionen setzen auf die Wirkung der permanenten Repetition. Beim Herbeischreiben wird eine theoretische Möglichkeit so lange und fortwährend beschworen, bis sie sich in eine reale Wirklichkeit verwandelt.

Ein gutes Beispiel haben wir eben rund um die Schweizer FDP erlebt. Seit die Partei unter Präsidentin Petra Güssi eine ökologische Linie verfolgt, ist sie dem Mainstream der Medien suspekt. Unsere Journalisten stehen laut Selbstdeklaration zu zwei Dritteln links. Ihre bevorzugten Parteien sind SP und Grüne, denen die FDP auf einmal das Feld streitig machte. Die Freisinnigen mussten darum flach gehalten werden.

Diese Ausgangslage kulminierte vergangene Woche, als die letzte SRG-Wahlumfrage erschien. Die FDP verlor 1,2 Prozent. Nun konnte man endlich ihr endliches Ende verkünden.

«Zehn Tage vor dem Wahltag bricht die FDP ein», titelten alle Tamedia-Konzernblätter von *Tages-Anzeiger* bis *Basler Zeitung*. «Die FDP bricht in der Wählergunst ein», titelten alle CH-Media-Konzernblätter von *Aargauer Zeitung* bis *St. Galler Tagblatt*. «FDP bricht ein», wusste «10 vor 10».

Natürlich war der «Einbruch», wie oft in solchen Fällen, nahe an Fake News. Alle Journalisten verschwiegen, dass die SRG-Wahlumfrage eine statistische Fehlerquote von 1,4 Prozent hatte. Den FDP-Verlust von 1,2 Prozent hätte man mit exakt derselben Plausibilität



Intimer Wechselkreis: FDP-Präsidentin Güssi.

darum auch so formulieren können: «FDP legt um 0,2 Prozent zu».

Die Wirkung blieb dennoch nicht aus. Die Öffentlichkeit sah die FDP auf der herbeigeschriebenen Verliererstrasse. Die FDP-Spitze wurde herbeigeschrieben nervös. «FDP-Chefin Petra Güssi zu den drohenden Wahlverlusten», überschrieb der *Blick* das Interview mit ihr.

Genau so funktioniert das. Wenn Medien und Politik sich in einem intimen Wechselkreis ergänzen, dann nimmt die beidseitige Spiralfunktion so richtig Fahrt auf. Besonders schön sieht man das derzeit in den USA. So wie die Freisinnigen bei uns herbeigeschrieben nervös wurden, genauso sind dort die Demokraten herbeigeschrieben-euphorisiert. Der Medienhype um das ersehnte Impeachment befeuert den politischen Hype, der politische Hype dynamisiert dann wiederum den Medienhype. Und so fort. Es ist eine Win-win-Situation.

Donald Trump und Petra Güssi können sich die Hand reichen. Journalisten schreiben ihren Absturz herbei, weil sie sich ihren Absturz wünschen.

Noch ist offen, ob der Wunsch auch Wirklichkeit wird. Bei Trump dauert es noch lange, bis die Medien wissen, ob sie herbei- oder ob sie vorbeigeschrieben haben. Bei Güssi wissen sie es schon in wenigen Tagen.

Halle und Haltung

Von Henryk M. Broder — So macht das Leben als Jude richtig Spass.

Vor gut siebzehn Jahren, im Juli 2002, erschien das deutsche Satiremagazin *Titanic* mit der besten Titelseite seiner Geschichte. Zu sehen war ein lachender Adolf Hitler, der die rechte Hand zum Hitlergruss erhob. Ein «schrecklicher Verdacht» lag in der Luft: «War Hitler Antisemit?»

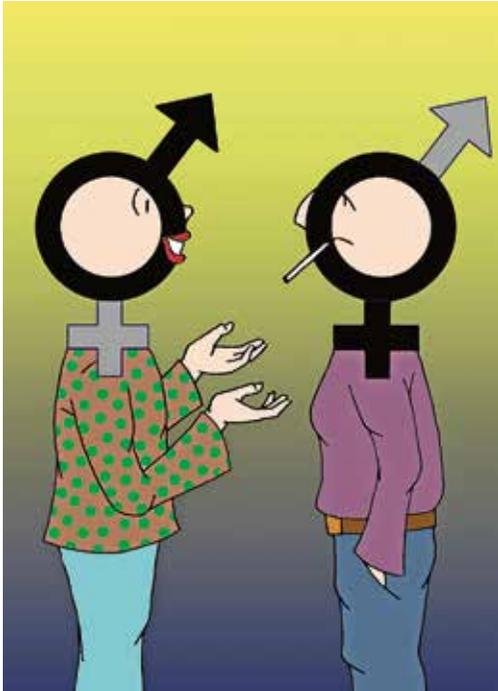


Diese Frage wird inzwischen mit einem klaren «Ja, irgendwie schon...» beantwortet, Hitler ist sogar als Prototyp des Antisemiten anerkannt, obwohl noch immer darüber gestritten wird, ob er es war, der den Befehl zur «Endlösung der Judenfrage» gegeben hat. Dabei passiert Seltsames in der deutschen Gesellschaft: «Je länger das Dritte Reich tot ist, umso stärker wird der Widerstand gegen Hitler und die Seinen» (Johannes Gross). In Bund und Ländern gibt es mindestens ein Dutzend Antisemitismusbeauftragte, die in einer «gemeinsamen Bund-Länder-Kommission zur Bekämpfung von Antisemitismus und zum Schutz jüdischen Lebens» zusammenarbeiten; seit 2009 existiert ein vom Bundestag eingesetzter «unabhängiger Expertenkreis Antisemitismus», der alle zwei Jahre einen Bericht vorlegt. Der Antisemitismus in Deutschland wird vorbildlich protokolliert und verwaltet, wie die Armut und die Inflation. Das Problem dabei ist nur, dass Antisemitismus sich auf Auschwitz reimt und alles darunter als «gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit» verbucht und in einem Atemzug mit «Fremdenfeindlichkeit» genannt wird. Neu ist auch, dass zu den Opfern des Antisemitismus «Jüdinnen und Juden» gerechnet werden, während es vor kurzem nur «Juden» waren. Wenn es so weitergeht, wird man bald von «Antisemitinnen und Antisemiten» sprechen.

Und weil sich der Kampf gegen den Antisemitismus auf solche Nebensächlichkeiten konzentriert, waren alle über den Anschlag von Halle nicht nur geschockt, sondern auch überrascht: Wie konnte es nur dazu kommen, wo wir uns doch so hingebungsvoll um unsere Juden kümmern? Der Bundespräsident sprach vom «Tag der Scham und der Schande», jetzt müsse «die gesamte Gesellschaft Haltung und entschiedene Solidarität mit Juden zeigen». Konkret heisst das: mehr Polizei, mehr Sicherheit. So macht das Leben als Jude in Deutschland richtig Spass. Ganz lustig wird es, wenn jeder Jude und jede Jüdin einen persönlichen Personenschützer oder eine Personenschützerin bekommt.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man heute noch «Mannsweib» sagen? Oder muss man zuerst fairerweise den Begriff «Damenkerlchen» einführen?

Daniel Widmer, Küttigen

Sagen Sie ihm ruhig Mannweib (ohne s nach Duden, der es als «abwertend» bezeichnet), wenn Sie eines kennen (ist ja lustig: Das Weib ist sächlich). Aber beklagen Sie sich nicht, wenn Sie eine gescheuert bekommen. Sie setzen sich gleich zweimal in die Nesseln, denn «Die Weiber wollen nicht mehr Weiber heissen» (Schopenhauer). Im Wörterbuch der Brüder Grimm existiert übrigens auch der Weibmann. Joseph von Eichendorff möchte auch noch etwas beitragen: «Ein Mannweib ist überall ebenso lächerlich wie ein weibischer Mann.»

Max Wey

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Dass ältere Arbeitnehmer in die Arbeitslosigkeit abgedrängt werden, lässt die Leute in den Chefetagen kalt.» *Oskar B. Camenzind*

Unabhängige Gesinnung

Nr. 41 – «Bis dass der Mord euch scheidet»; Walter Hollstein über Gewalt in Beziehungen

Ach, so interpretieren Sie das: Der dramatische Abnabelungsprozess von der Mutter, die Vertreibung aus dem mütterlichen Paradies, rechtfertigt es also, dass all die Kontroll-Freaks und Psychopathen dieser Welt einen Grund haben, ihre Frauen zu ermorden? Ist es nicht eher so, dass gewisse Männer mit der unabhängigen Gesinnung ihrer Frauen schlecht zurechtkommen? Nicht nur das, es treibt sie zur Weissglut! Wieso lehren die Mütter ihren Jungs nicht zuerst einmal, wie man sich auf Nähe einlässt, und treiben ihnen all die Abwehr- und Sabotagemanöver aus, die sie als Männer in die Beziehung mitbringen, damit wir später nicht als Partnerinnen jahrelang den Geheimcode finden müssen, um die vertrackte Psyche des Mannes zu entschlüsseln, bis uns der Kragen platzt?

Beatrix Kruger, Zumikon

Im Gleichschritt

Nr. 40/41 – «Rahmenvertrag»; Kommentierte Fassung der *Weltwoche*

Die Leute, die diesen Vertrag ausgehandelt haben, sind wohl noch nie im Wettbewerb gestanden, geschweige denn wissen sie, was kämpfen heisst. Deren ganze Kompetenz besteht darin, in wichtigtuierischem Geschwafel die Interessen der Schweiz gegen Champagner mit Lachsbrötchen und Kaviar einzutauschen. Wenn das Schweizer Stimmvolk so etwas an der Urne annimmt, dann hat es nichts anderes verdient, als sich selber auf den europäischen Standard hinunterzunivellieren. Wieso der Brexit der Schweiz nicht als leuchtendes Beispiel dient, ist mir schleierhaft.

Rudolf Keller, Bremgarten

Die Economiesuisse will die Personenfreizügigkeit mit der Unterzeichnung des EU-Rahmenabkommens auf ewig sicherstellen, um jüngere und vor allem billigere Arbeitskräfte in die Schweiz holen zu können. Dass damit ältere Arbeitnehmer in die Arbeitslosigkeit abgedrängt werden, lässt die Leute in den Chefetagen kalt.

Oskar B. Camenzind, Brunnen

Bei der Politdiskussion der Ständeratskandidaten ist mir aufgefallen, dass die siamesischen Zwillinge Noser (FDP) und Jositsch (SP) in Sachen Rahmenvertrag und Personenfreizügigkeit im Gleichschritt marschieren. Der Rahmenvertrag ist ein Unterwerfungsvertrag



«Vertrackte Psyche»: *Weltwoche*-Cover.

mit EU-Recht und EU-Gericht und schafft unsere direkte Demokratie langsam, aber sicher ab. Die Personenfreizügigkeit lässt die Einwohnerzahl der Schweiz in zehn Jahren auf zehn Millionen ansteigen. Was nützt hier noch der vielbeschworene Klimaschutz, wenn der Bauboom weiter ansteigt und der Strassenverkehr nach wie vor massiv zunimmt? Was hinterlassen wir unseren Kindern und Enkeln? Für diese beiden Herren ist offenbar der Geldbeutel wichtiger als das Land.

Georges Rasom, Winterthur

Wer bei uns will plötzlich an diesem Binnenmarkt teilnehmen? Jahrelang haben wir doch einander mit grossem Erfolg Zugang zu unseren beiden Binnenmärkten gewährt – durch bilaterale Beziehungen auf gleicher Ebene.

Knut Bannier, Kaiseraugst

Unredlicher Aktivismus

Nr. 40 – «Heizen mit Geld»; Hubert Mooser über Roger Nordmann

Nicht die Kosten für den Ersatz der Ölheizung sind das Hauptproblem, sondern die insgesamt meist viel höheren Folgekosten: Wärmepumpen eignen sich wegen der limitierten Maximaltemperaturen oft nicht für bestehende Bauten. Die extrem unwirtschaftlichen energetischen Sanierungen bezahlen bei vermieteten Objekten die Mieter via Mietzinserhöhung, denn sie (und nicht der Vermieter) profitieren ja auch von läppischen Subventionen aus dem Gebäudeprogramm,

die ihnen zuvor via CO₂-Abgaben bereits abgeknöpft wurden.

René Weiersmüller, Meilen

Anspruch und Wirklichkeit

Nr. 41 – «Schriftsteller gegen rechts»;
Kolumne von Christoph Mörgeli

Die Kolumne über Martin Suter, den Top-Poeten mit roter Seele, grünem Überzug, gefülltem Bankkonto und einem Zweitwohnsitz im hippen Marrakesch, bringt das Spannungsfeld zwischen Anspruch und Wirklichkeit bei den Luxus-Linken auf den Punkt.

Rudolf Mühlemann, Menziken

Verherrlichung

Nr. 41 – «Bitte nehmt Meghan zurück!»;
Rod Liddle über Meghan Markle

Dieser unterwürfige Ton ist nun wirklich eines Demokraten unwürdig, insbesondere dann, wenn man gegenüber den Royals objektiv zu sein versucht und demzufolge auch offen ist für die dunklen Seiten dieser Aristokraten. Verherrlichung eines Königshauses gehört nun definitiv nicht mehr in unsere Zeit!

Christian Wider, Oftringen

Taubstumm?

Nr. 41 – «Terror der dritten Generation»;
Jürg Altwegg über Mickaël Harpon

Wer mehrfach «Allahu akbar» schreien kann – und dies frühmorgens um drei Uhr, so dass ein schlaftrunkener Anwohner dies klar verstehen kann – ist womöglich nicht ganz taubstumm. Eva M. Ludin, Habsburg

Korrigenda

In der letzten Ausgabe schrieb die *Weltwoche*, die Ständeratskandidaten Andrea Gmür (CVP) und Damian Müller (FDP) hätten einen Vorstoss von Franz Grüter (SVP) für mehr Lärmschutz mitunterzeichnet und dann aus wahltaktischen Gründen plötzlich dagegen gestimmt. Dies ist, was Ständerat Damian Müller betrifft, unzutreffend. Wir bitten um Entschuldigung. Damian Müller bestreitet ferner die Darstellung der *Weltwoche*, er streue «im Tandem» mit Andrea Gmür bei einflussreichen Luzernern «Gifteleien» gegen Grüter. In diesem Punkt bleibt die *Weltwoche* bei ihrer Darstellung.

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Einer meiner engsten Freunde heiratet in Bangkok. Nun hat er mir gesagt, es wäre ihm wichtig, dass ich dabei sei. Mein Problem: Ich finde diesen Aufwand massiv übertrieben. Finanziell könnte ich mir die Reise leisten, aber zeitlich und jetzt auch punkto Umweltverpestung ist so ein Hochzeitstrip doch reiner Unsinn. Ich möchte ihn aber nicht verletzen und unsere Freundschaft nicht beschädigen. Soll ich eine Notlüge vorbringen? Oder ihm ehrlich sagen, warum ich nicht nach Thailand fliegen will? S. T., Olten

Ich habe volles Verständnis für die Einladung Ihres Freundes, denn er ist ja einer Ihrer engsten Freunde. Aber auch Ihre Abneigung, dieser Einladung Folge zu leisten, verstehe ich. Sie suchen also nach Gründen, die Ihren engsten Freund zufriedenstellen sollen: hoher Aufwand, finanzielles und zeitliches Opfer – und schliesslich suchen Sie auch noch Zuflucht in der «Umweltverpestung». Damit soll Ihre Absage noch einen edlen, gemeinnützigen Hintergrund haben.

Ich finde, die Lösung ist einfach: Sie könnten das alles Ihrem Freund erklären. Sie glauben, das würde ihn verletzen und die Freundschaft beschädigen? Ich nähme das auf mich. Wenn diese Freundschaft dadurch beschädigt wird und Ihr Freund so sehr verletzt ist, weil Sie nicht an seine Hochzeit kommen, dann ist mit der Freundschaft auch nicht sehr viel verbunden. Das müssten Sie Ihrem Freund zumuten können und ihm offen und ehrlich die Gründe sagen.

Ich würde allerdings das Argument mit der Umweltverpestung nicht erwähnen. Dieses ist nämlich auch eine Rüge, denn vielleicht müssen auch andere Hochzeitsgäste fliegen, wenn sie an der Feier teilnehmen. Indem Sie diesen Flug als für Sie unzumutbar bezeichnen, beschimpfen Sie alle anderen als Umweltverpester.

Sie fragen auch, ob nicht eine Notlüge das Richtige wäre. Also zum Beispiel eine Krankheit oder ähnliche Gegebenheiten vorzutäuschen. Notlügen sind oft gerechtfertigt, damit man jemanden mit der Wahrheit nicht allzu sehr verletzt. Wenn Sie aber in Ihrem Fall eine Notlüge vorbringen, tun Sie es ja nur, damit der Freund nicht schlecht über Sie denkt. Also wenn Ihnen die Freundschaft etwas wert ist, sagen Sie dem «engsten Freund», was Sache ist. Er muss es ertragen! Und Sie auch.

Don Giovannis Life 

Für Frauen, die ihr Glück nicht von einem Mann abhängig machen wollen: Individuelle Vorsorge- und Finanzberatung für ein selbstbestimmtes Leben.

SwissLife 

Reiche Schweiz, ade!

Was wäre, wenn Links-Grün die Wahlen gewinnt und das Land nach seinen Idealen umgestaltet? Ein kleines Alphabet einer vielleicht gar nicht mehr fernen Zukunft.

Von Philipp Gut und Peter Keller

Prognosen können irren. Aber glaubt man ihnen, werden Grüne und Grünliberale zu den Siegern der National- und Ständeratswahlen vom Sonntag zählen. Die knappe bürgerliche Mehrheit im Parlament könnte kippen. Zusammen mit der SP hätte die grün-linke Allianz freie Bahn für die Umsetzung ihrer Ideen – mit weitreichenden Folgen auf allen möglichen Gebieten. Grünen-Präsidentin Regula Rytz hat im *Sonntagsblick* bereits tiefgreifende «Reformen bei unserer Wirtschafts- und Lebensweise» angekündigt. Gleichzeitig wollen die Grünen nach den Wahlen doppelt so viele Parlamentssitzungen abhalten – um mehr zu kassieren und die Politik im Eiltempo nach ihrem Gusto umzugestalten. Es wird teuer.

A – wie Asylmissbrauch. Dass die meisten Asylbewerber in der Schweiz Wirtschaftsmigranten sind, kümmert die Linke nicht – ebenso wenig der Umstand, dass rund 90 Prozent der Personen im Asylbereich von der Sozialhilfe leben. Sie will die Schleusen noch weiter öffnen. Das verursacht – neben den jährlich zwei Milliarden Franken direkter Asylkosten auf Bundesebene – weitere Milliardenausgaben in den Gemeinden. Tendenz bei einem links-grünen Wahlsieg: rasant steigend.



Regula Rytz.

B – wie Benzinpreis. Der Basar ist schon länger eröffnet. In der vergangenen Herbstsession beschloss der Ständerat, den Benzinpreis um 12 Rappen zu erhöhen. Das ergibt bei durchschnittlich 20 000 Strassenkilometern im Jahr und 9 Litern Verbrauch pro 100 Kilometer eine Mehrbelastung von 216 Franken pro Auto. Die Grünen überbieten sich gleich selbst: 2018 forderte die Waadtländer Nationalrätin Adèle Thorens eine Erhöhung von 20 Rappen, Fraktionschef Balthasar Glättli spricht nun von 50 Rappen. Das kostet Angestellte, Familien, Pendler, Leute in Randregionen zusätzlich 900 Franken im Jahr. Bereits heute verteuern Mineralölsteuer, Mineralölsteuerzuschlag und Importabgaben das Benzin um etwa 73 Rappen pro Liter. Dazu kommt die Mehrwertsteuer von 7,7 Prozent auf den

Gesamtpreis. Nach Adam Riese alias Balthasar Glättli käme 1 Liter Benzin neu auf rund 2 Franken 17 Rappen zu stehen – wovon insgesamt 1 Franken 38 Rappen staatliche Abgaben wären.

C – wie CO₂-Steuer. «Ständerat setzt ein fettes Ausrufezeichen», titelte die «Tagesschau» des Schweizer Fernsehens nach der Beratung des CO₂-Gesetzes in der Kleinen Kammer. Fett gleich teuer. Der Einbau neuer Öl- oder Gasheizungen wird faktisch unterbunden, die fälligen Investitionen und Sanierungskosten können weitgehend auf die Mieter abgewälzt werden. Der maximale Satz der CO₂-Abgabe auf Brennstoffen soll von heute 96 auf bis zu 210 Franken steigen. Das ergäbe bis zu 54 Rappen pro Liter Heizöl. Für eine Mietwohnung von 100 Quadratmetern mit einem durchschnittlichen Verbrauch von 21 Litern/Quadratmeter/Jahr heisst das ein Zuschlag von 1134 Franken. Die Grünliberalen wollen sogar 104 Rappen Öko-Strafe pro Liter Heizöl. Was für den beschriebenen Beispielhaushalt eine Mehrbelastung von 1659 Franken nach sich ziehen würde.



Balthasar Glättli.

D – wie «Dreckstromabgabe». Die SP fordert eine «Dreckstromabgabe» auf nicht erneuerbare Elektrizität. «Die Höhe der Abgabe», sagt sie in ihrem Steuerpapier, «soll sich an den externen Kosten orientieren.» Die Schweizerische Energie-Stiftung (SES) hat dazu die Studie «Atomvollkosten – Was der Atomstrom wirklich kostet» in Auftrag gegeben. Sie kommt zum Schluss, dass eine Kilowattstunde (kWh) Atomstrom rund 16 Rappen kosten müsste. Ein typischer Haushalt in der Schweiz verbraucht 4500 kWh. Bei 5 Rappen/kWh beläuft sich die Stromrechnung auf 225 Franken. Bei 16 Rappen/kWh inklusive «Dreckstromabgabe» sind 720 Franken fällig. Macht 495 Franken Mehrausgaben für eine Familie.

E – wie Entwicklungshilfe. In ihrem «Hintergrundpapier der Fachkommission Aussenpolitik» fordert die SP einen Anteil der Entwicklungshilfe von «mindestens 0,7 Prozent» des

Bruttonationaleinkommens (BNE). Die Schweiz erwirtschaftet ein BNE von 676,3 Milliarden Franken. Die SP will folglich mindestens 4734 Millionen Franken für die Entwicklungshilfe ausgeben. Heute beträgt die Quote 0,44 Prozent oder 2975 Millionen. Macht ein Plus von 1,76 Milliarden Franken pro Jahr – oder 205 Steuerfranken pro Person.

F – wie Flugticketabgabe. Der Ständerat hat im September eine Flugticketabgabe beschlossen, die auf 30 bis 120 Franken pro Flug zu stehen kommt – also faktisch 60 bis 240 Franken CO₂-Strafabgabe, denn in der Regel fliegen Herr und Frau Schweizer auch wieder zurück. SP und Grüne wollen zusätzlich eine höhere Kerosinsteuer, was die Flugpreise insgesamt verdoppeln würde.

G – wie Gleichstellung. «Es braucht in allen Leitungsgremien und Verwaltungsräten paritätische Geschlechterquoten», schreibt die SP. Zudem verlangt sie «gesetzliche Rahmenbedingungen, Programme und Zeitpläne, um den Frauenanteil in Politik, Verwaltung und anderen öffentlichen Positionen zu erhöhen». Um dies alles umzusetzen, soll die Gleichstellungsbürokratie auf allen Ebenen ausgebaut werden.

H – wie Heiratsstrafe. SP, Grüne und Grünliberale sind gegen die Abschaffung der «Heiratsstrafe». Damit werden über 450 000 Paare in der Schweiz steuerlich benachteiligt, nur weil sie verheiratet sind. Ein Beispiel aus dem Kanton Bern: Er verdient 50 000, sie 60 000 Franken im Jahr. Als unverheiratetes Paar zahlen sie 21 900 Franken Steuern. Nach der Hochzeit müssen sie mit staatlichem Segen 1260 Franken mehr abliefern als vor dem Gang zum Standesamt.

I – wie Islamisierung. «Das für die Schweiz beschämende Abstimmungsresultat zur Anti-Minarett-Initiative hat gezeigt, dass in weiten Teilen der Bevölkerung – und darunter offenbar auch bei einigen SP-WählerInnen – ein zumindest untergründiges Unbehagen gegenüber dem Islam vorhanden ist», schreibt die SP in ihrem einschlägigen Positionspapier. Trotzdem meint sie zur Kopftuchdebatte, dass wir uns «davor hüten» sollten, «zu wissen zu glauben, was und wie der Kopf unter dem Tuch denkt». Ein Verbot des Kopftuchtragens in der Öffentlichkeit komme nicht in Frage.



Grün ist die Farbe der Verbote und Vorschriften.

Die Partei will den Islam zur Landeskirche aufwerten und an den Kirchensteuern beteiligen. Gleichzeitig fördert sie mit ihrer Politik der offenen Grenzen im Asylbereich die schleichende Islamisierung der Gesellschaft, da ein Grossteil der Migranten aus muslimischen Ländern des Nahen und des Mittleren Ostens und Afrikas stammt.

J – wie Ja zum EU-Beitritt. «Die SP steht für die rasche Einleitung von Beitrittsverhandlungen mit der EU ein» (SPS). «Jetzt muss es darum gehen, die europäische Idee wiederzubeleben und die Schweiz für einen Vollbeitritt vorzubereiten» (Grüne). Die links-grünen Parteien wollen die Schweiz möglichst schnell in die EU führen. Der Beitritt zur Europäischen Union wäre das Ende der direkten Demokratie: Brüssel bestimmt statt der Bürgerinnen und Bürger der Schweiz. Ein teurer Nebeneffekt für jeden Haushalt: Der Mindestsatz für die Mehrwertsteuer in der EU liegt bei 15 Prozent. Diese Konsumsteuer trifft vor allem Familien und Personen mit tieferen Einkommen, die dann eine doppelt so hohe Mehrwertsteuerbelastung hätten.

K – wie Kohäsionsmilliarden. Im Frühjahr hatten National- und Ständerat noch voll-

ständig erklärt, sie würden die nächsten 1,3 Kohäsionsmilliarden an die EU nicht sprechen, sollte Brüssel die Schweizer Börse nicht mehr gleichwertig behandeln. Das ist inzwischen eingetroffen. Gleichwohl hat die Aussenpolitische Kommission des Nationalrates den Entscheid auf nach den Wahlen verschoben. Die Schweiz wird wohl zahlen ohne Gegenleistung.

L – wie Lenkungsabgabe. Ein Zauberwort der Stunde: die «Lenkungsabgabe». Dahinter versteckt sich ein Erziehungsprogramm für den Bürger, den man offenbar nicht für mündig hält, sein Leben selbst zu gestalten. SP, Grüne und Grünliberale fordern in diesem Wahlkampf in Zeiten des Klimahypes Lenkungsabgaben auf alles Mögliche. Dabei werden sie von der «klimagewendeten» FDP unter Petra Güssi unterstützt, die jede Verschärfung und jede neue Regulierung als «griffig» lobt. Wie die Erfahrung lehrt, gibt der Staat aber nie alles, was er Bürgern und Unternehmen wegnimmt, an diese zurück. So ist es auch bei der CO₂-Abgabe. Ein Drittel streicht der Bund ein. Was er dabei nicht erwähnt: Auf die Abgabe wird eine Mehrwertsteuer erhoben. Und diese wird – nach zähneknirschender Aussage der Eidgenössischen Steuerverwaltung – nicht

rückvergütet. So behält der Staat bei der heutigen Höhe der Abgabe – und sie soll ja noch viel höher werden – rund eine halbe Milliarde Franken für sich.

M – wie Maut oder Mobility-Pricing. Im Mittelalter sassen die Ritter strategisch hoch über dem Tal oder an Brücken und Strassenscheiden und kassierten Wegzoll. Vorwärts ins Mittelalter will die grüne Parteipräsidentin Regula Rytz mit ihrer Forderung nach einer Maut, oder neudeutsch, nach einem Mobility-Pricing. Der Strassenverkehr verursache heute über 6 Milliarden Franken «ungeddeckte externe Kosten pro Jahr». Bei jährlich 60,9 Milliarden zurückgelegten Strassenkilometern durch in- und ausländische Personenwagen würde die Maut auf 10 Rappen pro Kilometer zu stehen kommen. Eine Fahrt von 100 Kilometern würde 10 Franken Maut kosten. Wer mit seinem Auto 15 000 Kilometer im Jahr zurücklegt, müsste einen Regula-Rytz-Obolus von 1500 Franken bezahlen – gilt übrigens auch für das Elektroauto.

N – wie Nanny State. Legen wir einen kurzen Zwischenstopp ein und fragen, was all diesen Ideen, neuen Regulierungen,

Tückische Pläne

Aus dem Erdöl aussteigen und dann Strom aus klimaschädlichen Gaskraftwerken beziehen: Die Energiepolitik der SP entpuppt sich als Etikettenschwindel. Von Hubert Mooser

Roger Nordmann tut alles, was er tut, mit grosser Begeisterung. Er bastelt leidenschaftlich gern mit seinen Kindern, will mit grossem Engagement die Welt vor dem Klimakollaps retten oder tüftelt an Szenarien, wie man den gesamten Energiebedarf der Schweiz mit der Kraft des Sonnenlichts decken kann. Und manchmal sagt er auch Sätze wie diese: Die Flugticket-Abgabe genüge nicht. Kontingente für Flugreisen seien wirkungsvoller. Mit diesen Kontingenten könne man dann auch handeln.

So geschehen vor einigen Tagen anlässlich eines Meetings der Schweizerischen Energie-Stiftung. «Ich wurde von einem Zuhörer zur Flugticket-Abgabe gefragt», rechtfertigt sich der SP-Fraktionschef im Nachhinein, als wäre er selber nicht mehr überzeugt von seiner Idee. «Dann habe ich halt zur Antwort gegeben, dass diese meines Erachtens nicht genügt.» Er habe aber nicht damit gerechnet, dass die NZZ am Sonntag die Geschichte aufgreife. Und er plane dazu auch keinen Vorstoss im Nationalrat.

Linkes Kuddelmuddel

Roger Nordmann befindet sich also mit seinen Plänen zu Flugkontingenten bereits wieder auf dem Rückzug. Aber irgendwie passt die Geschichte zu den abenteuerlichen Energie- und Klimaschutzplänen seiner Genossen. SVP-Nationalrat Christian Imark meint dazu: «Die SP will mit kommunistischen und planwirtschaftlichen Plänen – wie jetzt bei den Flugkontingenten – die Bürger zu mehr Klimaschutz zwingen. Um den Ausstieg aus dem Erdöl und der Atomkraft zu bewerkstelligen, setzt sie aber auch auf die in ihren Augen klimaschädlichen Gaskraftwerke. Gleichzeitig fordert man schärfere CO₂-Abgaben, obschon sich schon unter dem aktuellen CO₂-Regime Investitionen in Gaskraftwerke nicht mehr lohnen.»

Vieles davon hat der «schnelle Brüter» aus der Romandie, Roger Nordmann, angedichtet. Seit die anderen Energiespezialisten seiner Partei anderweitig beschäftigt sind – Eric Nussbaumer mit dem Ständeratswahlkampf, Beat Jans mit dem Wider-

stand gegen Pestizide –, hat der Waadtländer praktisch freie Hand bei seinem Kreuzzug gegen fossile Energieträger. Kohle, Erdöl und Erdgas verursachten zwei Drittel der Treibhausgase. Deshalb müsse die gesamte Energiewirtschaft von klimaschädlichen kohlenstoffhaltigen Energieträgern abrücken und sie durch Energie aus der Sonnenkraft ersetzen, predigt er in seinem Buch «Sonne für den Kli-



Freie Hand: SP-Fraktionschef Nordmann.

maschutz». Bis 2050 sollen die CO₂-Emissionen in der Schweiz demnach auf null sinken. Als hätte Nordmann Regie geführt, verschärfte Simonetta Sommaruga auch prompt die Klimaziele. Unter Doris Leuthard wollte man bis 2050 den CO₂-Ausstoss um 87 Prozent reduzieren. Unter Sommaruga wird jetzt das neue Emissionsziel null fixiert.

Doch das ist nicht alles: Gleichzeitig muss die Schweiz den schrittweisen Ausstieg aus der Atomenergie stemmen. Das letzte AKW (Leibstadt) geht wahrscheinlich um das Jahr 2035 vom Netz. Im Schweizer Strommix macht der Atomstrom über 30 Prozent aus und soll ebenfalls durch «grünen» Strom ersetzt werden. Nordmann will den Anteil von Sonnenenergie bis 2050 um das Fünfundzwanzigfache steigern. Ambitiös.

Mit dem Ausbau der erneuerbaren Energieträger geht es nämlich nicht so schnell vor-

wärts wie erhofft. So musste das Bundesamt für Energie (BfE) im September zugeben, dass bei der Wasserkraft das Potenzial tiefer ist als ursprünglich geschätzt. Der Anteil der Sonnenenergie am gesamten Strommix beträgt erst mickrige 3,5 Prozent. Viele Windparkprojekte sind durch Einsprachen blockiert. Längere Laufzeiten der CO₂-freien Atomkraftwerke sind bei den Rot-Grünen nicht erwünscht. Vor diesem Hintergrund setzt die Linke nun plötzlich auch auf Gaskraftwerke.

Wie geht das?

Bei der Präsentation des sogenannten SP-Marshallplans – einer drei Milliarden Franken teuren Investitionsoffensive in erneuerbare Energien – liess Nordmann Ende Sommer durchblicken: Die Stromlücke im Winter sei mit zusätzlichen Speicherkapazitäten oder mit Gaskraftwerken zu schliessen. In seinem Buch hat er dies konkretisiert. Die CO₂-Emissionen des Strassenverkehrs und der Ölheizungen sollen bis 2050 vollständig eliminiert und durch erneuerbare Energien wie Wasserkraft, Sonnen- und Windenergie ersetzt werden. Zudem soll Strom aus fossilem Erdgas produziert werden. CO₂-Ausstoss vermeiden, indem man zusätzliche CO₂-Emissionen produziert? Wie geht das? «Entscheidend ist für mich, um wie viel wir die Kohlenstoff-Emissionen am Ende unter dem Strich reduzieren können.» Trotz Strom aus fossilem Gas werde der Gesamtausstoss an CO₂ beim Basisszenario bis 2050

um 86 Prozent sinken, betont Nordmann. Es wäre allerdings nicht das erste Mal, dass sich die Linke bei ihren energetischen Planspielen verrechnet. Vor sieben Jahren hielten die Genossen Gaskraftwerke für einen unnötigen Umweg beim Umbau der Schweizer Energieversorgung.

Es sei gescheiter, direkt in neue Erneuerbare zu investieren, statt das Geld mit Gaskombikraftwerken zu verbrennen, liess sich damals auch Nordmann vernehmen. Und sein Parteikollege Eric Nussbaumer empörte sich öffentlich: «Es ist doppelzünftig, den umweltfreundlichen Energieumbau zu propagieren und auf Gaskraft zu setzen, bevor bewiesen ist, dass es diese wirklich braucht.» Genau das tut die SP aber jetzt selber. Und Nordmann geht voran. Begeistert.

Steuern und Abgaben gemeinsam ist. Sie basieren ausschliesslich auf dem Staat und seiner Bürokratie. Sie sollen in dem Mass wachsen, wie die Freiheit des Einzelnen eingedampft wird.

O – wie obligatorische Elternzeit. Der in der Herbstsession beschlossene Vaterschaftsurlaub geht der Linken viel zu wenig weit. Bereits im Frühling lancierte die SP im Kanton Zürich eine Volksinitiative für je 18 Wochen obligatorischen Mutterschafts- und Vaterschaftsurlaub. Das macht insgesamt neun Monate. Von den Kosten spricht die SP lieber nicht – getreu ihrem finanzpolitischen Motto, andere zahlen zu lassen («Umverteilung»).

P – wie Pendlerabzug. Die SP fordert, das «Wirrarr von Steuerabzügen» zu streichen. Nicht nur die Pendlerabzüge für Autofahrer oder die persönliche Vorsorge (Säule 3a), auch die Steuerabzüge für Kinder, ökologische Sanierungen, Bausparen, Spenden und Alterspflege sollen wegfallen. Damit würden insbesondere Familien, Angestellte, Sparer, Wohneigentümer, kurz der Mittelstand, bestraft. De facto ist die Streichung von Abzugsmöglichkeiten eine satte Steuererhöhung für die arbeitende Bevölkerung, die schnell einmal mehrere tausend Franken pro Haushalt ausmacht.

Q – wie Quellensteuer. In ihrem «Grundsatzpapier Steuergerechtigkeit» fordert die SP die Einführung einer Quellensteuer auf alle Einkommen. Was nichts anderes heisst, als dass die Steuerbehörden direkten Zugriff auf das Einkommen der Schweizer Steuerzahler bekommen und die Steuern direkt vom Lohn abziehen können.

R – wie Raumplanung. Mit ihrer Zersiedelungsinitiative haben die Grünen an der Urne Schiffbruch erlitten. Im Falle eines Wahlsieges würden sie das Thema aber wieder aufgreifen. Sie fordern «Rückzonungen in vielen Gemeinden und Kantonen» und «griffige Regelungen ausserhalb der Bauzonen». Dabei wollen sie im Verbund mit den Sozialdemokraten nicht nur die Landschaft schützen. Die SP fordert explizit eine «neue Eigentumsordnung und ein neues Bodenrecht». Der Boden soll in das «Eigentum der öffentlichen Hand» übergehen. Willkommen in der Kolchose Schweiz.

S – wie Sozialstaat. Seit Jahren beklagen rote und grüne Linke einen angeblichen sozialen Kahlschlag. Dabei wachsen die Sozialausgaben so stark wie kaum ein anderer staatlicher Sektor. Die bereits heute überlasteten Vorsorgesysteme wollen sie noch stärker ausbauen. Neben sozialpolitischen Forderungen wie

Mindestlohn und «allgemeine Erwerbsversicherung (inkl. Elternschaft)» kämpft die SP für eine «garantierte Grundsicherung» auch für jene, «die keine traditionelle Erwerbstätigkeit leisten». Das bedingungslose Grundeinkommen, das die Linke auch nach einer entsprechenden Abstimmungsniederlage weiter anpeilt, würde nach einer Berechnung von Economiesuisse jährlich 153 Millionen Franken kosten.

T – wie Teilzeitgesellschaft. Auf ihrer «Wahlplattform 2019–2023» versprechen die Grünen ein Schlaraffenland, in dem alle weniger arbeiten und trotzdem irgendwie mehr erhalten. Es brauche «ein Recht auf bezahlbare Kinderbetreuungsplätze für alle, aber auch familienfreundlichere Ausbildungs- und Arbeitsmodelle (flexible Arbeitszeiten, Home-Office) und genügend Tagesschulen». Zahlen sollen bitte die Arbeitgeber. Sie müssten «in die Finanzierung der familienergänzenden Kinderbetreuung stärker eingebunden werden». Zudem wollen die Grünen mehr «Teilzeitstellen für Männer». Gleichzeitig soll «die Wochenarbeitszeit für die Vereinbarkeit von Erwerbs-, Familien-, Hausarbeit, gesellschaftlichem Engagement und Freizeit reduziert» werden. Von Lohnreduktionen ist nirgends die Rede.

U – wie Umbau der Wirtschaft. «Wir Grüne wollen einen grundlegenden Wandel in der Wirtschaftspolitik», schreibt die Partei auf ihrer Wahlplattform. Sie strebt die «Transformation zu einer sozialen und ökologischen Kreislaufwirtschaft» an, was immer das heissen mag. Auch die SP will die soziale Marktwirtschaft, die der Schweiz einen nie gesehenen Wohlstand beschert hat, abschaffen und einen «demokratischen Sozialismus» einführen.

V – wie Verbote. Ob Fleischkonsum, Offroad, Feuerwerk am 1. August, Rauchen auf öffentlichen Plätzen, Kennzeichnung fetthaltiger Lebensmittel, christliche Feiern an Schulen, Ölheizungen: Grün ist die Farbe der Verbote und Vorschriften. Der grüne Fraktionschef Balthasar Glättli will per Vorstoss erreichen, dass ab 2025 in der Schweiz keine Personewagen mehr mit Benzin- oder Dieselmotor neu zugelassen werden.

W – wie Wehrpflicht. Ein links-grüner Triumph mit entsprechenden Mehrheiten im Parlament hätte massive Folgen für die Sicherheit und Unabhängigkeit der Schweiz. Die Grünen versprechen ihren Wählern, die Armee und das Militärbudget zu verkleinern und die Wehrpflicht aufzuheben. Die SP will die Landesverteidigung gleich ganz abschaffen.

X – wie Xundheit. «SchReipn nach GehÖR», Abschaffung der Noten, «Inklusion» (alle in eine Klasse stecken, auch schwierige und lern-

behinderte Schüler), der Lehrer als «Coach», «selbstgesteuertes Lernen» – der links-grüne Reformeifer in den Schulen ist enorm. In der Regel führen die Neuerungen zu mehr Bürokratie, zu höheren Kosten und einer Nivellierung nach unten.

Y – wie Yeti. Bei den nichtmenschlichen Wanderungsbewegungen kennen die Grünen keine Gnade. Sie rufen auf zur «Bekämpfung von gebietsfremden Arten, welche hiesige Artenvielfalt und Ökosysteme bedrohen», als ob eine Horde von Yeti-Monstern aus dem Himalaja auf die Flora und Fauna mit Eidgenossen-Zertifikat zustürmte.

Z – wie Zuwanderung. In unauf löslichem Widerspruch zu ihrem Mantra der «Nachhaltigkeit» und der «Grenzen des Wachstums» wollen die Grünen die Zuwanderung in die Schweiz auf allen Schienen fördern. Sie wollen mehr Flüchtlinge aufnehmen, «damit die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und die Demografie eines Landes für die Verteilung der geflüchteten Menschen ausschlaggebend sind – und nicht der Ankunftsort derselben». Sie fordern, dass «die Schweiz die Flüchtlingskontingente im Rahmen des Uno-Hochkommissariats für Flüchtlinge (UNHCR) erhöht». Und sie möchten «legale Einwanderungsmöglichkeiten für Menschen aus Drittstaaten» schaffen («ohne Beschränkung auf Führungskräfte, Spezialist*innen sowie qualifizierte Arbeitskräfte»). Für immer mehr Menschen in der Schweiz wird es dann immer weniger geben. Aber das ist ja gerade das Ziel: Wir sollten «genügsamer leben», postulieren die Grünen. Können sie ihre Ideen umsetzen, wird das zwangsläufig der Fall sein, und der Wohlstand wird einbrechen. Tschüss, reiche, freie, unabhängige Schweiz! ○

VALUES WORTH SHARING

«Ich liebe Veränderungen, aber bei meiner Bank möchte ich Stabilität.»

Philippe Deecke, LGT Kunde seit 2007



Private Banking

lgt.ch/values

Gerichtssaal statt Ratssaal

Die FDP-Spitze bringt das Egerkinger Komitee wegen eines Plakats vor Gericht. Obwohl die Kläger Beat Walti, Petra Gössi und Christa Markwalder Juristen sind, ist ihre Eingabe von peinlicher Unprofessionalität. *Von Christoph Mörgeli*

Äusserst knapp, nämlich mit Stichentscheid von Ratspräsidentin Marina Carobbio (SP), scheiterte im Nationalrat in der Herbstsession ein SVP-Vorstoss gegen radikale Islamisten. Neben den Linken haben vor allem die Freisinnigen dafür gesorgt, dass der Bundesrat keine Gesetzesvorlage mit einer Palette von Massnahmen ausarbeiten muss. Dies wiederum erzürnte das Egerkinger Komitee, das sich den Kampf gegen den Bau von Minaretten und gegen den islamistischen Extremismus auf die Fahne geschrieben hat. Das Gremium unter dem Präsidium des Solothurner SVP-Nationalrats Walter Wobmann beauftragte einen Plakatdienst mit dem Ausgang der Botschaft «Die FDP schützt radikale Islamisten in der Schweiz». Das Komitee stellte die rhetorische Frage: «Wollen Sie solche FDP-Mitläufer wirklich wählen?» Dazu prangten auf dem Plakat die Köpfe von vier freisinnigen Nein-Sagern zum SVP-Vorstoss, nämlich Fraktionschef Beat Walti, Vizepräsident Christian Wasserfallen, Parteipräsidentin Petra Gössi und der Berner Ständeratskandidatin Christa Markwalder.

Der Fall des Krienser Imams

Dem Egerkinger Komitee ging es gemäss eigener Stellungnahme darum, die Bevölkerung im laufenden Wahlkampf über das konkrete Abstimmungsverhalten der FDP im Ratssaal zu informieren. Bestärkt fühlen sich die Islamismus-Kritiker durch die Tatsache, dass eben erst ein Imam in Kriens dazu aufgerufen hat, Frauen körperlich zu züchtigen. Tatsächlich weicht das freisinnige Stimmverhalten von der freisinnigen Wahlpropaganda massiv ab. Forderte die FDP eben noch «eine bessere Überwachung von religiösen Gemeinschaften», lehnte sie die SVP-Motion ab, die verlangt, dass alle Moscheen in unserem Land bekannt sind sowie überwacht werden müssen.

Generalsekretär Samuel Lanz hielt fest, die Partei beschäftige sich im Rahmen der Sicherheitspolitik mit dem extremistischen Islam: «Die FDP-Fraktion fordert seit langem eine griffige Terrorismusstrafnorm, die ausdrücklich auch Vorbereitungs- und Unterstützungshandlungen [...] umfasst.» Der Nachrichtendienst müsse im Kampf gegen den Terrorismus mit genügend personellen und materiellen

Ressourcen gestärkt werden, meinte Lanz weiter. Gleichzeitig lehnte die FDP im Nationalrat ab, dass zur Überwachung von Moscheen und Imamen «den Behörden auf Kantons- und Bundesstufe effektiv genügend ausgebildete Spezialisten mit den notwendigen Kenntnissen relevanter Sprachen und des Islams zur Verfügung stehen».

Schlimme Schnitzer

Als das Egerkinger Komitee Anfang Oktober eine Woche lang seine Plakate aushängte, verlagerte die FDP-Spitze das Kampffeld vom

gegangen, als die Entfernung schon im Gange war. Auch für diesen Klagegrund gibt es also kein Rechtsschutzinteresse; er ist damit ebenfalls gegenstandslos.

Der schlimmste Schnitzer der vier freisinnigen Kläger besteht aber darin, dass sie es verpassten, überhaupt auf die Feststellung der Widerrechtlichkeit des Plakats zu klagen. Damit lassen sie nämlich jedes Gericht im Unklaren, worüber es überhaupt entscheiden soll. Dies ist allerdings eine umso peinlichere Unterlassung, als drei der vier FDP-Kläger eine juristische Ausbildung absolviert haben.

Fraktionschef Beat Walti arbeitet als Rechtsanwalt bei der renommierten Zürcher Wirtschaftskanzlei Wenger & Vieli AG. Die studierte Juristin Petra Gössi wird von der Firma Baryon AG beschäftigt («An uns dürfen Sie hohe Ansprüche stellen»), die an feinsten Adresse am General-Guisan-Quai in Fragen des Rechts, des Vermögens und der Steuern berät. Christa Markwalder, lizenzierte Juristin auch sie, ist angestellt bei der Zurich Insurance Group. Nur der gelernte Maschineningenieur Christian Wasserfallen ist bezüglich Nichtwissen um prozessuales Grundlagenwissen aus dem Schneider.

Die geballte Ladung an freisinnigem juristischem Sachverstand hat nicht verhindert, dass die Eingabe gegen



Kann es sein, dass Petra Gössi ihren Vorstand einfach übergangen hat?

Ratssaal in den Gerichtssaal. Sie erwirkte beim Bezirksgericht Andelfingen (Sitz des Egerkinger Komitees ist Flaach) den superprovisorischen Befehl, dass die Plakate erstens zu verbieten und zweitens zu entfernen seien. Nur

Tatsächlich weicht das freisinnige Stimmverhalten von der Wahlpropaganda massiv ab.

hatte das Komitee ohnehin vorgesehen, die Plakate lediglich sieben Tage hängen zu lassen. Darum konnte der Anwalt der «Egerkinger» problemlos darlegen, dass bezüglich dieses Verbots kein Rechtsschutzinteresse – als unverzichtbare Prozessvoraussetzung – bestehe und das FDP-Begehren als gegenstandslos abzuschreiben sei. Was die Entfernung der Plakate betrifft, so war die entsprechende Firma ohnehin bereits auftragsgemäss am Überkleben. Die gerichtliche Verfügung ist erst ein-

gegen das Egerkinger Komitee schwere formale Mängel aufweist. Laut Artikel 16.2 der Statuten der FDP Schweiz hätte zur Einreichung einer Klageeinleitung nämlich ein entsprechender Vorstandsbeschluss vorliegen müssen. Neben den vier angeblich in ihren Persönlichkeitsrechten verletzten Politikern haben nämlich auch die nationale FDP und deren Generalsekretär die Eingabe unterschrieben. Ein diesbezügliches Beschlussprotokoll wurde indessen nicht eingereicht. Kann es sein, dass Petra Gössi ihren Vorstand einfach übergangen hat?

Gössi hat ausserdem übersehen, dass sie nicht persönlich hätte klagen und unterschreiben dürfen, denn in persönlichen Angelegenheiten ist ein Vereinsmitglied gemäss Artikel 68 des Zivilgesetzbuches vom Stimm- und Vertretungsrecht ausgeschlossen. Das Egerkinger Komitee höhnte denn auch prompt in seiner Stellungnahme: «In jedem Turnverein und in jedem Musikverein hätten Turner und Musiker realisiert, dass Petra Gössi in persönlichen

Angelegenheiten nicht zweimal unterschreiben darf.» Hinzu kommt, dass FDP-Generalsekretär Samuel Lanz nur über eine Kollektivunterschrift zu zweien verfügt. Schon mangels hinreichender Unterzeichnung genügt die Klage der FDP der gesetzlichen Form nicht.

Kein Anspruch auf Ertragsausfall

Doch damit nicht genug des Unheils: Die Gesuchsteller der FDP verlangen wegen des Plakats eine Prozessentschädigung samt Mehrwertsteuer. Sie haben indessen keinen Anwalt mandatiert und sind keine selbständig erwerbenden Unternehmer oder Gewerbetreibende; folglich füllen sie keine Mehrwertsteuerdeklaration aus und bezahlen auch keine Mehrwertsteuer. Die FDP finanziert sich durch Mitgliederbeiträge, Parteisteuern und Zuwendungen; sie erleidet demnach keinen Ertragsausfall, wenn sie die Gerichte mit politischen Aktionen beschäftigt.

Petra Gössi ist bei der Baryon AG als selbstständige Arbeitnehmerin ohne Mehrwertsteuernummer angestellt. Ihr Arbeitgeber unterliegt der Lohnfortzahlungspflicht, wenn sie einen Gerichtstermin wahrnehmen muss. Für Gössi wie für alle andern unterzeichnenden Parlamentarier fallen auch keine Kosten für den öffentlichen Verkehr an, verfügen sie doch auf Kosten der Steuerzahler über ein Generalabonnement erster Klasse.

Auch Rechtsanwalt Beat Walti, beim Büro Wenger & Vieli angestellt, hat keine Mehrwertsteuernummer; die Kanzlei ist ebenfalls zur Lohnfortzahlung verpflichtet. Christian Wasserfallen geht seit 2016 neben seinem Nationalratsmandat keiner geregelten Beschäftigung mehr nach. Auch er verfügt über keine Mehrwertsteuernummer und hat weder einen Anspruch auf eine Lohnausfallentschädigung noch auf Zahlungen für den öffentlichen Verkehr; für ihn als gewählten Volksvertreter fallen keinerlei Reisekosten an. Christa Markwalder schliesslich, unselbstständige Arbeitnehmerin bei der Zurich, hat Anrecht auf Lohnfortzahlung ihrer Arbeitgeberin und dank Generalabonnement keine speziellen Reisespesen.

In ihrer Eingabe äusserte die FDP die Befürchtung, sie könne wegen des Plakats des Egerkinger Komitees Stimmen bei den Wahlen vom kommenden Wochenende und Sitze im Nationalrat einbüßen. Doch dieses Plakat hing lediglich vom 30. September bis zum 7. Oktober 2019, nicht bereits seit 1991. Damals verfügte die FDP noch über eine Wählerstärke von 21 Prozent, 2015 waren es nur noch 16,4 Prozent.

Der freisinnige Krebsgang vor den Wahlen hat also nichts mit einem während einer Woche aufgehängten Plakat zu tun, sondern mit jenem politischen Kurs, den die FDP selber verantwortet. ○

Bundeshaus

Abgekartetes Spiel

Statt etatistische Initiativen an die Urne zu bringen, drückt die Politik sie als Gegenentwurf durch. Die Verlierer sind die Stimmberechtigten. Von Katharina Fontana

Es wäre ein Abstimmungskampf, auf den man sich freuen könnte. Doch Gewerkschaftschef Adrian Wüthrich macht den Stimmberechtigten einen Strich durch die Rechnung. Er hat seine Volksinitiative für einen vierwöchigen bezahlten Vaterschaftsurlaub zurückgezogen und gibt sich mit dem indirekten Gegenentwurf des Parlaments zufrieden, der zwei Wochen Papi-Zeit vorsieht. Man habe ein wichtiges Ziel erreicht, begründet Wüthrich den Rückzug und schwärmt, dass seine Initiative eine wertvolle gesellschaftliche Diskussion über Väterzeit und Rollenverteilung lanciert habe. Man kann das durchaus anders sehen. Was das Stimmvolk von Väterzeit und Rollenverteilung hält, weiss man nämlich nicht. Wüthrich hat ihm die Chance genommen, sich an der Urne darüber auszusprechen.

Lobbys im Hintergrund

Natürlich kann man sich sagen, dass der bezahlte Vaterschaftsurlaub nicht so schlimm ist, gibt die Schweiz doch schon jetzt enorme Summen für Dinge aus, die noch unnötiger sind. Doch bei der Papi-Zeit geht es um viel mehr als bloss um eine weitere Sozialleistung – es geht um die Grundsatzfrage, wieweit Familie heutzutage noch Privatsache ist oder wieweit sie bereits als staatliche Aufgabe gilt. Das ist ein gesellschaftspolitischer Richtungsentscheid, der es verdient hätte, von den Stimmberechtigten geklärt zu werden. Darüber hätte man herzhafte diskutieren und streiten können, und wenn Volk und Stände am Ende ja zu vier Wochen Urlaub gesagt hätten, hätte man vielleicht den Kopf geschüttelt, das Verdikt aber akzeptiert.

Doch daraus wird nun nichts, da die Initiative nicht an die Urne kommt. Und weil offenbar niemand in die Hosen steigen will, um das Referendum gegen den von den Mitte-links-Kräften beschlossenen zweiwöchigen Papi-Urlaub zu ergreifen – kein schlagkräftiger Wirtschaftsverband, keine bürgerliche Partei, was blamabel ist –, müssen die Berufstätigen den zusätzlichen Papi-Lohnabzug einfach schlucken.

Der Vaterschaftsurlaub ist nur ein Beispiel für die Tendenz, Initiativen zu lancieren mit dem Ziel, das Anliegen als indirekten Gegenentwurf – unter Ausschluss von Volk und Ständen – zu realisieren. Ein anderer Fall ist die Organspende, die laut einer Volksinitiative sozusagen zur Bürgerpflicht werden soll: Wer zu Lebzeiten nicht ausdrücklich sein Veto ge-



Ziel erreicht: Gewerkschafter Wüthrich.

gen die Organentnahme einlegt, riskiert, dereinst ohne Herz oder Lunge ins Grab zu wandern. Der Bundesrat ist hell begeistert von dieser Idee – fast könnte man den Eindruck bekommen, er habe das Begehren eigens bestellt. Ob es auch die Bürger sind, ist hingegen ungewiss.

Doch gut möglich, dass sie sich gar nicht werden äussern können: Der Bundesrat will das hochsensible Anliegen der Initiative nämlich im Gesetz umsetzen, und er kann davon ausgehen, dass Mitte-links-Kreise sein Vorhaben unterstützen werden. Die Initiative dürfte zurückgezogen werden, und findet sich keine Gruppe, die gegen den Gegenentwurf beherzt das Referendum ergreift, kommt es zur selben Situation wie beim Vaterschaftsurlaub. Ein weiteres Beispiel ist die hängige Transparenzinitiative, die Abstimmungskampagnen und Parteikassen ausleuchten will. Auch hier diskutiert das Parlament über einen indirekten Gegenentwurf, der nicht viel zurückhaltender ist als das Volksbegehren selber und der die Initianten am Ende so zufriedenstellen könnte, dass sie ihr Begehren zurückziehen werden.

Dass mit Volksinitiativen Druck aufgesetzt und mit Gegenentwürfen taktiert wird, ist nicht neu. Doch bei einer ganzen Reihe von Begehren hat man langsam den Eindruck, dass ein abgekartetes Spiel gespielt wird und etatistische Lobbys Hand in Hand mit Politikern auf diese Weise elegant ihre Interessen durchsetzen – von vornherein wird auf einen politischen Deal hingearbeitet statt auf eine offene Abstimmung. Als Stimmberechtigter fühlt man sich verschaukelt.

Grosser Preis, kleine Schritte

Der Verleihung des Friedensnobelpreises an den äthiopischen Premierminister hat alle überrascht. Was steckt dahinter? Und was bedeutet es für das Nachbarland Eritrea, aus dem so viele Asylbewerber in die Schweiz kommen? *Von Toni Locher*

Fast alle waren erleichtert, dass nicht die haushohe Favoritin aus Schweden, Greta Thunberg, sondern der unbekanntere Premierminister aus Äthiopien, Abiy Ahmed, den Friedensnobelpreis erhielt. «Gottlob nicht Greta», lautet der Tenor in grossen Zeitungen und sozialen Medien.

Dabei können die Greta-Fans und die Grünen grosse Freude an den beiden Ländern haben, die Frieden geschlossen haben. Sowohl Äthiopien wie besonders auch Eritrea sind stark vom Klimawandel betroffen – und in beiden Ländern tun die Regierungen viel Konkretes in Sachen Umweltschutz. Der äthiopische Friedensnobelpreisträger ist am 18. Juli nach Asmara gereist und hat dort zusammen mit dem eritreischen Präsidenten einen Baum des Friedens gepflanzt. Zuvor hatte Äthiopien den Weltrekord im Bäumepflanzen gebrochen: An einem Tag wurden 353 633 660 Bäume gepflanzt.

Lithium-Batterien von Tesla

Das Ziel dieser «Green Legacy»-Kampagne sind vier Milliarden Bäume gegen den Klimawandel. Freude hätte da sicher auch *Weltwoche*-Kolumnist Peter Bodenmann, der die Schweizer Nationalbank (SNB) auffordert, mit der Finanzierung von 800 Millionen Bäumen in Äthiopien den CO₂-Ausstoss der Schweizer zu kompensieren.

In Eritrea gibt es die «National Greening Campaign» seit 2006. Dieses Jahr wurden 3,5 Millionen Baumsetzlinge gepflanzt, im ganzen Land gibt es an den Schulen 571 *green clubs*. 162 123 energiesparende Mogogo-Öfen sind aktuell landesweit in Gebrauch. Wenn Flugreisende bei Myclimate CO₂ kompensieren, unterstützen sie den Bau dieser Öfen in Eritrea.

Plastiksäcke sind in Eritrea seit Jahren verboten, der Benzinpreis beträgt 32 Nakfa oder 2.13 Franken pro Liter. In Asmara fahren die

Greta-Fans und die Grünen könnten grosse Freude an den beiden Ländern haben.

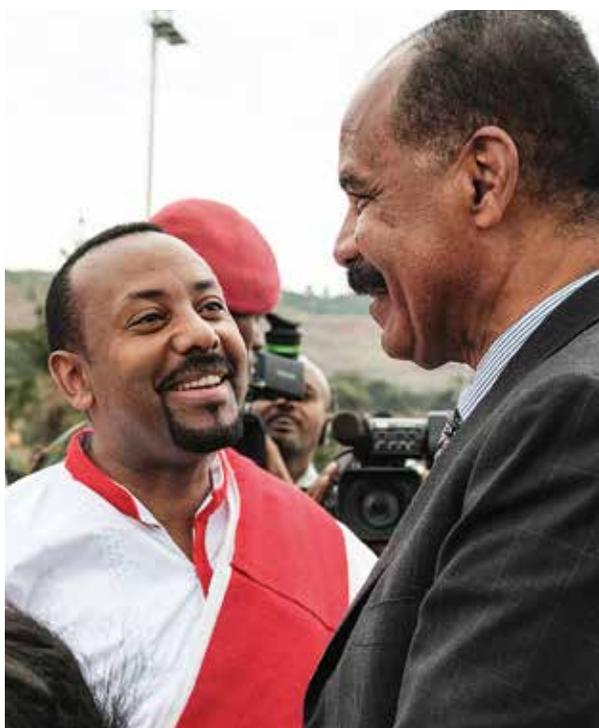
Autos mit durchschnittlich 25 km/h durch die Stadt, die Hauptstadt wird zunehmend zur Velostadt. Autos und Velos fahren friedlich nebeneinander und durcheinander – ein Chaos, wie es nur in einem nicht beschleunigten Land möglich ist.

Auf dem Land, in Areza in der Südprovinz Debub, konnten 40 000 Menschen mit Solarenergie versorgt werden. Die Lithiumbatterien stammen von Tesla. «Es ist das Beste, was Tesla dieses Jahr geleistet hat», schrieb der Energiejournalist John Parnell.

Abiy Ahmed hat in Asmara nicht nur einen Baum gepflanzt, sondern auch intensive Gespräche mit Isayas Afewerki geführt. Die beiden Führer ihrer so lange verfeindeten Länder verstehen sich hervorragend. Der junge dynamische Premierminister setzte sich auf den Fahrersitz und chauffierte den um eine Generation älteren Präsidenten durch die Hauptstadt. Afrika-Experten mokierten sich und nannten es «Chauffeur-Diplomatie». Für die Menschen in Eritrea ist das sehr viel besser als Krieg.

Nach dem Freudentaumel, den Umarmungen und der Euphorie im Juli 2018 hoffen die Menschen in Eritrea natürlich auf weitere Friedensdividenden. Ist der Friedensprozess ein Jahr danach zum Stillstand gekommen?

Es geht sehr, sehr langsam vorwärts. Und die Menschen brauchen viel Geduld. Immerhin: Die Preise für Lebensmittel und Mieten sind stark gesunken. Bald einmal sollen die Landgrenzen zu Äthiopien wieder geöffnet werden, sobald sich die beiden Länder in Sachen Waren- und Personenverkehr geeinigt haben. Die Verbindungsstrassen nach Äthiopien werden renoviert und verbreitert – ein riesiges Infrastrukturprojekt für das kleine Land. Die Häfen von Massawa und Assab werden mit Hilfe von Dubai Port ausgebaut. Der Zugang Äthopiens zu den eritreischen Häfen am Roten Meer ist wesentlicher Teil des neuen



Hoffen auf Friedensdividenden: Äthopiens Premier Abiy Ahmed (l.) begrüsst Eritreas Präsidenten Isayas Afewerki; junge Eritreerin pflanzt einen Baum.

Friedensprojekts. Durch die Reaktivierung der Handelsrouten zwischen Massawa und Nordäthiopien sowie zwischen Assab und Addis Abeba sollen Tausende von neuen Jobs in Eritrea geschaffen werden.

Keine guten Ergebnisse bei Integration

Das würde eine schrittweise Demobilisierung im Nationaldienst möglich machen – und die Begrenzung des *national service* auf achtzehn Monate. Die Schweiz und Europa können froh sein, dass Eritrea in Sachen Nationaldienst langsam und mit sorgfältiger Planung vorgeht. Wenn Zehntausende junger Männer jetzt sofort aus dem Dienst entlassen würden, wo sie immerhin ein Grundeinkommen haben, das über dem Durchschnittslohn liegt, wären die Strassen Asmaras voll mit jugendlichen Arbeitslosen, die sich sehr schnell auf den Weg nach Europa machen würden.

Um die Migration junger Menschen aus Eritrea zu vermindern, sind in diesen Herbstferien Schweizer Berufsschullehrer in Massawa und bilden ihre eritreischen Kollegen weiter. Die Kurse am Berufsbildungszentrum (Massawa Workers Vocational Training Center) haben in diesen Tagen begonnen. Die bisherigen Erfahrungen in diesem von der Deza finanzierten Pilotprojekt sind vielversprechend. Die Schweiz hat bewiesen, dass sie in der dualen Berufsbildung weltweit beste Ergebnisse vorweisen kann.

Weniger gute Ergebnisse gibt es bei der Integration der über 40 000 Eritreer in der Schweiz. Zu viele junge Männer sind auch nach Jahren noch in der Sozialhilfe. Meine vorsichtige Schätzung: Knapp 20 Prozent schaffen die Integration in den Arbeitsmarkt. Das liegt nicht nur an den Eritreern, es sind strukturelle Probleme. Darum muss dringend auf die Rückkehr hingearbeitet werden, es braucht weniger eine teure Integrationsagenda als vielmehr eine Rückkehragenda. Auch die freiwillige Rückkehr – zuerst einmal der jungen Eritreer mit Wegweisungsentscheid – wird wohl nicht billig zu haben sein.

Preis fürs Daheimbleiben

Da braucht es kreative Ideen wie die Rückkehr-Lehre: Hier ein Jahr Vorlehre in einem spezialisierten Schweizer Betrieb, dann Rückkehr nach Eritrea und das zweite Jahr Lehre im Berufsbildungszentrum in Massawa. Im dritten Jahr Gründung eines Start-ups oder ein Job bei einem Betrieb in Eritrea, der dank des Friedensprozesses neue Stellen schaffen kann.

Die junge IT-Fachfrau in Massawa, die dank Schweizer Hilfe im Land bleiben und dort beim Aufbau helfen will – auch sie verdient einen kleinen Nobelpreis. Oder einen Greta-Preis für ökologisch sinnvolles Daheimbleiben.

Toni Locher ist Arzt und eritreischer Honorarkonsul.



Mein Lieblingsgegner im Bundeshaus

Nicht zu beeinflussen

Lukas Reimann über Sibel Arslan.

Mein Lieblingslinker wäre ganz klar der Grüne alt Nationalrat Dani Vischer selig. Er war meine Nummer eins, eine Koryphäe. Ansonsten muss ich hirnieren. Die heutigen Gegner sind kein Vergleich zu ihm. Eigentlich wäre es SP-Bundesrat Alain Berset. Denn ohne sein absurdes Verbot von Snus, diesem Tabak in mundgerechten Beuteln, hätte ich meinen Onlineshop gar nicht erst gegründet. Dafür bin ich eher dankbar. Lustiger und sympathischer finde ich Sibel Arslan, sie ist super!

Ich kenne Sibel – wir sind per du – aus der Rechtskommission. Beim Geldspielgesetz standen wir erstmals zusammen auf der gleichen Seite. Das war Ende 2015. Wir waren beide gegen Internetsperren und so ziemlich die Einzigen, die dagegen ankämpften. Seither

ist viel passiert. Einmal etwa nach einer Kommissionssitzung im Waadtland, in einem wunderschönen Ort in der Nähe von Lausanne. Sibel hatte gleich nach der Sitzung ein Podium in Solothurn. Ich war mit dem Auto unterwegs, weshalb ich sie bis nach Bern mitnahm. Die Zeit war ultraknapp, und ich raste mit 140 km/h auf der Autobahn. Hinten im Auto hatte ich eine Grüne, Sibel, die die ganze Zeit sagte: «Fahr mal schneller, sonst komme ich zu spät!» Weil ich nicht den Ausweis verlieren wollte, hörte ich nicht auf sie. Als wir unterwegs den Wagen von Bundesrätin Simonetta Sommaruga überholten, winkten wir ihr beide. Ihre Fenster waren aber verdunkelt, also wissen wir bis heute nicht, ob sie uns gesehen hat. Als wir in Bern ankamen, ist Sibel rausgesprungen und zum Perron gesprintet. Den Zug hat sie um eine Minute verpasst, weshalb sie eine Stunde zu spät ans Podium kam. Ich lache heute noch.

«Ich schaue, ich schaue»

Aber auch sonst ist sie extrem lustig. Dass sie Tamy Glauser für den Nationalrat lancierte, fand ich sehr witzig. Ich wollte unbedingt das Podium «Reimann gegen Glauser». Das könnte ziehen, dachte ich.

Doch ich bin ich nie an Glauser herangekommen, weshalb ich Sibel fragte, ob sie etwas einfädeln könnte. «Ich schaue, ich schaue», sagte sie jedes Mal und lachte, wenn ich nachfragte. Passiert ist nichts, und ich glaube, sie hat es gewusst, dass Glauser sich zurückziehen wird. Sibel wollte wahrscheinlich einfach nicht, dass ich der Erste bin, der das erfährt.

Wie man sieht, beschränkt sich unser Kontakt auf die Politik. Ich war noch nie mit ihr im Ausgang oder so.

Dass wir eins trinken, kann in Sitzungspausen vorkommen. Auch eine Zigarette rauchen wir ab und zu auf der Bundeshaustrasse, was sie als Grüne offiziell wohl nie bestätigen würde.

Cool an ihr finde ich, dass sie politisch wirklich unabhängig ist. Sie wird von nie-

mandem bezahlt und ist nicht zu beeinflussen. Mit ihr kann man über alles reden – bis auf die Ausländerthematik. Das kann man sich bei ihrer türkischen Herkunft vorstellen. Sie setze sich – anders als die übrigen 199 Nationalräte, die für die Schweizer da sind – auch für alle übrigen Bewohner ein: Das sagte sie, als sie 2015 gewählt worden war. Ob man das als Wähler will, kann man sich fragen. Beim Ausländerthema jedenfalls werden wir uns wohl nie finden. Ausser bei der Minderheitenverfolgung in der Türkei. Da kritisieren wir die Erdogan-Politik, wobei ich mich an der Christenverfolgung störe und sie sich am Problem mit den Kurden. Da haben wir einen Schnittpunkt. Ein Stück weit ähnlich ist unsere «anarcho-staatskritische» Haltung. So ist sie zum Beispiel ebenfalls skeptisch, wenn der Staat alles von uns wissen will.

Besonders an ihr schätze ich, dass sie sich getraut, jede erdenkliche Frage zu stellen. Andere würden denken, dass sie mit solchen Fragen vielleicht dumm dastehen könnten. Ihr ist das komplett egal. Sie fragt einfach so, dass dann auch wirklich jede und jeder drauskommt.



Arslan (Grüne), Reimann (SVP).

Hexenjagd zu Basel

Die *Basellandschaftliche Zeitung* fährt eine brutale Kampagne gegen die Basler Pfarrerin Christine Dietrich. Ihr Vergehen: Sie äusserte sich kritisch über den Islam. Skandalöser Höhepunkt ist ein Interview, bei dem zwei Journalisten die Geistliche wie wahnhafte Sittenwächter angehen. Von David Klein

Im Jahre 1402 fand in der Schweiz der erste mitteleuropäische Hexenprozess mit Todesurteil statt, womit die vermeintlichen Hexen die Juden nahtlos als Sündenböcke ablösten. Mit Anna Göldi wurde 1782 die letzte Schweizerin der Hexerei beschuldigt und durch Enthauptung hingerichtet.

In Basel wird nun wieder das Holz für einen Scheiterhaufen zusammengetragen. Brennen soll Christine Dietrich, Pfarrerin der reformierten Kirchgemeinde Kleinbasel. In die Rollen der bigotten Puritaner von einst schlüpfen in dieser neuzeitlichen Hexenjagd die Journalisten Benjamin Rosch und Jonas Hoskyn der *Basellandschaftlichen Zeitung* (BZ).

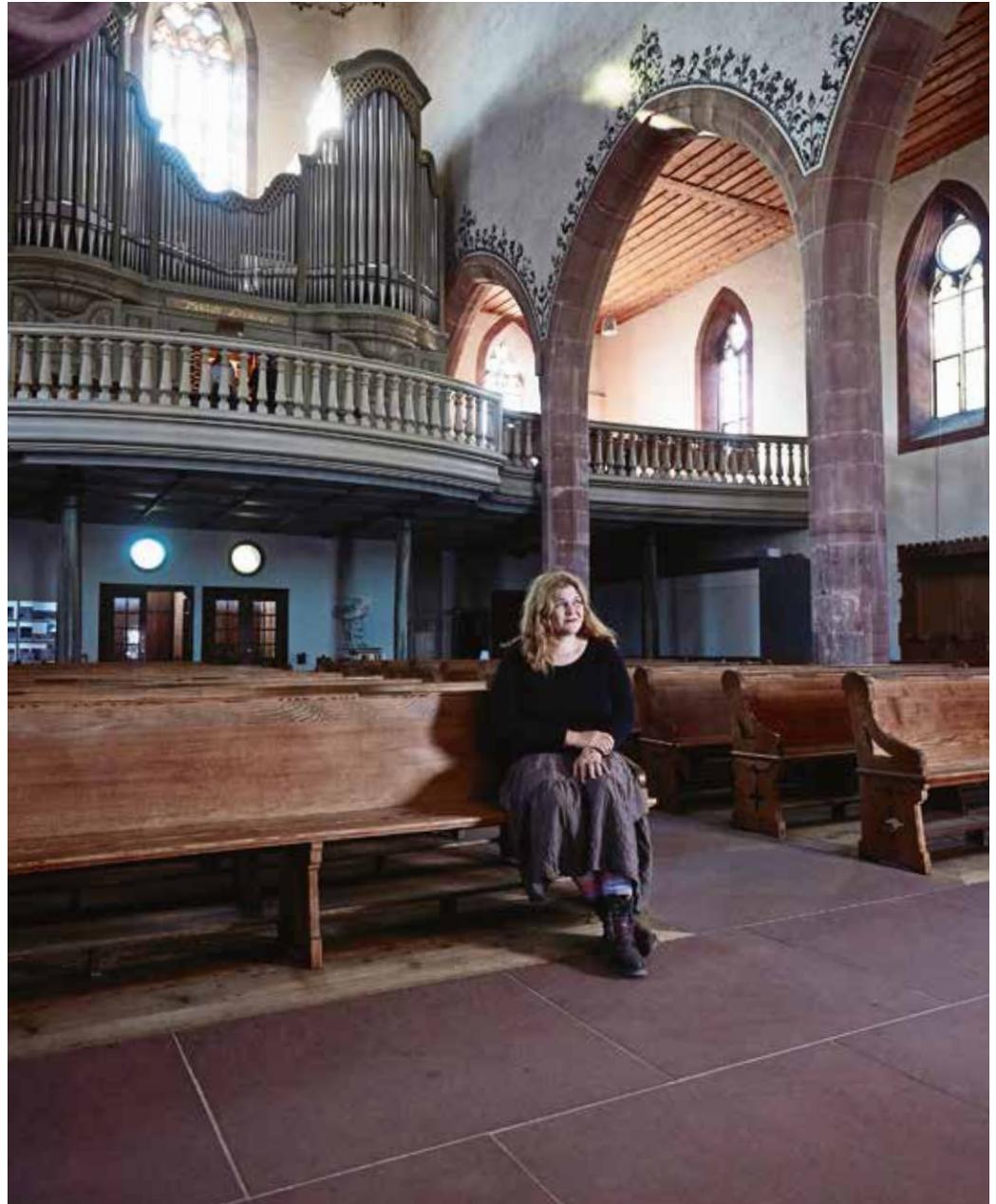
Verantwortlich für diesen Frontalangriff auf die Integrität einer engagierten und in ihrer Gemeinde äusserst beliebten Pfarrerin ist Pascal Hollenstein, publizistischer Leiter der BZ. Erst kürzlich kroch Hollenstein für seine «Fehler» in der Berichterstattung vor Jolanda Spiess-Hegglin zu Kreuze. Nun zerrt er Christine Dietrich an die Öffentlichkeit und lässt ihre unverdächtigen Positionen attackieren.

Vollumfänglich entlastet

Die Vorwürfe der BZ und der Inquisitoren Rosch und Hoskyn gegenüber Christine Dietrich entbehren jeglicher Substanz. Die BZ hantiert mit alten Kamellen, die schon haltlos waren, als sie vor fast einem Jahrzehnt vorgebracht wurden. Untersuchungen durch Kanton, Kirche und Staatsanwaltschaft haben Christine Dietrich vollumfänglich entlastet.

Das doppelte Lottchen Rosch und Hoskyn ficht das nicht an, sie kaprizieren sich auf vermeintliche Indizien, die beweisen sollen, «wie tief Christine Dietrich im rechtsradikalen Sumpf steckt» – darunter die Verwendung eines «Tatzenkreuzes» auf Dietrichs Facebook-Seite, eines Symbols, das so rechtsextrem ist, dass es auf dem Wappen der Hansestadt Stralsund und der Flagge der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger zu finden ist.

Ein weiterer untrüglicher «Beweis» für Dietrichs «Gesinnung» sollen die Geburtstagsgrüsse an Dennis Lipkin sein, einen ihrer rund 2000 «Freunde» auf Facebook. Lipkin ist ein israelischer Politiker, der sich mit seiner jüdisch-christlichen Bibelblock-Partei für eine christliche Repräsentation im israelischen Parlament einsetzt. Und er ist ein kenntnisreicher, wenn auch polemischer Kritiker des politischen Islam, was ihm in der Schweiz eine bedingte Geldstrafe wegen Rassendiskriminierung einbrachte. Diese Ver-



«Wie eine Vergewaltigung»: Pfarrerin Dietrich.

urteilung relativiert sich allerdings angesichts der Tatsache, dass Lipkin von Qasim Illi und Naim Cherni angezeigt wurde, beide Mitglieder des fundamentalistischen Islamischen Zentralrats Schweiz (IZRS).

Illi, Konvertit und Pressesprecher des IZRS – vorbestraft wegen Rassendiskriminierung, Vergehens gegen das Waffengesetz und Besitzes von verbotenen Gewaltpornos –, betrieb unter seinem Taufnamen Patric mehrere antisemitische und antiisraelische Hetzportale, auf denen Einträge zu lesen waren wie «Zwei Linienbusse voll mit Zionisten-Besatzungs-

Bastarden gesprengt. Die Brüder erlegten mindestens 16 Zionisten, und mehr als 91 wurden verletzt» oder «Breaking News: Explosion in Taba, «Hilton» in die Luft gesprengt, viele Zionisten-Schweine in kleine, handliche Stücke zerlegt. Mindestens 35 Tote, 250 Verletzte. In Gaza feiern die Massen. Allahu Akbar!» Naim Cherni wurde 2018 wegen Verbreitung von IS-Propaganda zu einer bedingten Gefängnisstrafe von zwanzig Monaten verurteilt.

Dass Rosch und Hoskyn einen jüdischen Protagonisten aufs Korn nehmen, ist nur konsequent. Die BZ fährt einen stramm antiisraeli-

schen Kurs. Mit Oliver Wäckerlig bringt Rosch einen Religionswissenschaftler gegen Dietrich in Position, der sie als «christliche Zionistin» diffamieren darf. In israelfeindlichen Kreisen wird «zionistisch» als abwertendes Codewort für «proisraelisch» verwendet. Wäckerlig publiziert auf dem radikal antiisraelischen News-Portal *Infosperber*, dessen Chefredaktionsmitglied Christian Müller von der *Woz* Vernichtungsfantasien bezüglich Israel attestiert wurden, denen er «in kaum verhüllter Vorfreude» entgegen sehe.

Massiv im Ton vergriffen

Flugs kriechen Heckenschützen jeglicher Couleur aus dem Unterholz, um sich an Dietrich abzarbeiten. Darunter der ehemalige Grossratspräsident Markus Ritter (Grüne), der sich mit dem Vorwurf, es sei «unbestreitbar», dass Dietrich im «mörderischen rechts-extremen Milieu als Pfarrersfrau mitwirkt, dem auch der Massenmörder B. [Anders Breivik, *Anm. d. Red.*] in Norwegen angehört», massiv im Ton vergrift. Ritter, dessen machiavellistische Rochaden als rechte Hand des damaligen Regierungspräsidenten Guy Morin (Grüne) immer wieder zu reden gaben, ist in Basel eine schillernde Figur. Der frühere linksextreme «Freiraumaktivist» und Befürworter von «Parteizeitungen» ist jedoch nicht immer so auskunftsfreudig wie bei seinen Spezis der *BZ*. Auf meine Anfrage bezüglich problematischer Äusserungen eines Mitglieds der Basler Muslim-Kommission rät er der Sprecherin des Präsidialdepartements, Melanie Imhof: «Jetzt einfach ruhig, ja stumm bleiben!» Christine Dietrich hat mittlerweile Strafanzeige gegen Markus Ritter und Benjamin Rosch erstattet.

«Jemanden eines solchen verwerflichen Verhaltens zu bezichtigen, stellt klarerweise eine Ehrverletzung dar», heisst es in der Strafanzeige.

Der beschämende Höhepunkt dieses Paradebeispiels von Amok laufendem Haltungsjournalismus ist das *BZ*-«Interview» mit Christine Dietrich, in Tat und Wahrheit ein Verhör im Duktus wahnhafter Sittenwächter, das längst den Presserat hätte auf den Plan rufen müssen. Matthias Zehnder, Sprecher der evangelisch-reformierten Kirche von Basel-Stadt, der dem «Gespräch» beiwohnte, geht mit dem aggressiven Gebaren der Journalisten Rosch und Hoskyn hart ins Gericht: «Es war keine neutrale Befragung. Die beiden kamen in destruktiver Absicht, um eine These zu bestätigen, die sie bereits hatten. Die Journalisten spielten sich als Moralisten auf und nahmen eine urteilende Position ein, bei der man sich fragen muss, mit welchem Recht und Massstab sie dies taten.»

Trotz dieses vernichtenden Urteils bleibt Zehnders Rolle nebulös. Denn Dietrich «ersuchte» mitnichten «die Redaktion um ein Interview», wie Rosch und Hoskyn in der *BZ* behaupten. Es war Zehnder, der ehemalige

Chefredaktor der *BZ* (er hatte Benjamin Rosch eingestellt), der Dietrich gegen ihren Willen drängte, «den Stier bei den Hörnern» zu «packen» und ausgerechnet diesen Journalisten Rede und Antwort zu stehen, die sie durch den Dreck gezogen hatten. Dies, obwohl der renommierte Extremismusexperte Samuel Althof im Gespräch mit Zehnder von einer Konfrontation dringend abgeraten hatte. Nun spricht Althof aufgrund des auf Dietrich ausgeübten Drucks von «psychischer Gewalt».

«Wie ein Hexenprozess» sei es ihr vorgekommen, «ein Kreuzverhör, bei dem der Ankläger gleichzeitig der Richter ist und das Urteil bereits feststeht», klagt eine immer noch aufgewühlte Christine Dietrich am Telefon. «Ich empfand die Situation wie eine Vergewaltigung, fühlte mich diesen zwei Männern ausgeliefert, die mich immer heftiger bedrängten.» Von Zehnder kommt keine Hilfe. Auch nicht, als sich Pfarrerssohn Hoskyn mit auf dem Tisch aufgestützten Armen und flackern dem Blick bedrohlich vor Dietrich aufbaut. Erst als sie in Tränen ausbricht, gebietet Zehnder den Journalisten Einhalt.

Berufsethische Bankrotterklärung

Dass eine Frau von zwei Journalisten derart angegangen und niedergeschrien wird, ist ein publizistischer Skandal und eine berufsethische Bankrotterklärung, zu der Pascal Hollenstein und *BZ*-Chefredaktor Patrick Marcolli längst hätten Stellung beziehen müssen. Stattdessen lassen sie zu, dass Rosch und Hoskyn das kafkaeske Tribunal in der *BZ* abfeiern. Von «unwirsch» ist da die Rede, von einem «Ton», der «auf beiden Seiten lauter» wird, von «Positionen», auf denen «beide Seiten beharren».

Dietrichs zahlreiche Differenzierungen werden übergangen, die Zwischenkommentare zur Diffamierung missbraucht. Zu keiner Zeit ist auch nur der Hauch einer Absicht auf einen Erkenntnisgewinn seitens der Journalisten zu spüren. An einem Punkt konstatiert Hoskyn: «Gut, so wollte ich das hören.»

Abschliessend ist festzuhalten, dass Dietrichs fundierte Kritik am Islam bezüglich der Missachtung der Rechte von Frauen, der Verfolgung von Homosexuellen und Christen oder des muslimischen Antisemitismus von namhaften Islamkennern geteilt wird – darunter der ägyptische Islamwissenschaftler und Bestsellerautor Hamed Abdel-Samad, der israelisch-palästinensische Psychologe Ahmad Mansour oder die somalische Autorin und Harvard-Dozentin Ayaan Hirsi Ali. Wollen die Chefankläger Hollenstein, Marcolli, Rosch und Hoskyn des Obersten *BZ*-Strafgerichtshofs diese ausgewiesenen Experten – allesamt Muslime – auch in die rechte Ecke stellen?

Die Rehabilitation von Anna Göldi dauerte 226 Jahre. So viel Zeit hat Christine Dietrich nicht. Eine öffentliche Entschuldigung seitens der *BZ* ist schon jetzt überfällig. ○

Behörden

Eklat im Wallis

Das Umweltamt musste gegen den zuständigen Staatsrat als Privatmann vorgehen.



CVP-Staatsrat Melly.

Die Geschichte wäre wohl nie publik geworden, hätte der Walliser Datenschutzbeauftragte nicht die Veröffentlichung von internen Dokumenten durchgesetzt. Es geht um den Abgang des Chefs der Dienststelle für Umweltschutz, Joël Rossier.

Dieser warf im Sommer wegen Missständen im Amt den Bettel hin. Rossier prangerte vor allem den fehlenden Willen des Walliser Staatsrats bei der Anwendung des Umweltrechts an. Als bekannt wurde, dass der Umweltchef einen Bericht über die von ihm genau dokumentierten Missstände dem Finanzinspektorat hatte zukommen lassen, wurde Rossier von der Regierung per sofort freigestellt.

Gepfeffert Brief

Inzwischen weiss man, weshalb sie sich gegen eine Publikation der Unterlagen wehrte. Diese werfen nämlich ein schiefes Licht auf einzelne Regierungsmitglieder, unter anderem auf CVP-Staatsrat Jacques Melly, Vorsteher des Departementes für Verkehr, Bau und Umwelt. Er ignorierte demnach als Privatmann und Hausbesitzer Auflagen seiner Dienststelle für Umweltschutz zur Sanierung einer umweltschädlichen Heizanlage. Das Amt hatte bereits 2006 festgestellt, dass die Ölheizung in einem Melly-Haus nicht den gesetzlichen Normen entsprach. Im April 2019, die vom Umweltamt gesetzte Frist war längst abgelaufen, doppelte das Amt in einem gepfefferten Brief nach.

Der zuständige Beamte der Umweltamts forderte darin seinen politischen Chef unter Strafandrohung auf, die Heizanlage den gesetzlichen Normen anzupassen. Er müsse sonst mit einer Verurteilung wegen Verstosses gegen gesetzliche Bestimmungen, mit einer Busse von 1000 Franken und einer amtlichen Ausserbetriebnahme seiner Heizung rechnen. Melly zeigte sich unbeeindruckt. Als die Geschichte nach dem Abgang von Umweltchef Rossier herauskam, erklärte Melly, er habe das Haus erst 2015 erworben. Das Amt habe ihm dann für die Sanierung der Heizung eine Frist bis 2020 gesetzt. Was er nicht sagte: wann ihm das Umweltamt die Frist verlängert hat und warum es ihm mit Strafe drohte. *Hubert Mooser*



«5G ist eine fantastische Technologie, wir kennen sie besser als sonst jemand»: Sunrise-Chef Kurer.

«Mehr Muskeln, um anzugreifen»

Sunrise-Verwaltungsratspräsident Peter Kurer zum Kauf von UPC, zum grossen Wurf in der Telekommunikation, zu widerspenstigen Aktionären und zur Liebe der Schweizer zur Swisscom.

Von Beat Gygi und Florian Schwab

Am 23. Oktober kommt es an der ausserordentlichen Generalversammlung des Telekom-Unternehmens Sunrise im Zürcher Hallenstadion zum Abstimmungskampf. Soll man dem britischen Kabelnetz-Riesen Liberty Global die Schweizer Tochter UPC, früher bekannt als Cablecom, abkaufen? Der Verwaltungsratspräsident Peter Kurer, 70, setzt sich energisch dafür ein, aus Sunrise und UPC einen Konkurrenten zur Swisscom zu schaffen, Aktionäre leisten aber Widerstand. Worum geht es beim Milliarden-Deal? Kurer erläutert den Fall aus seiner Sicht und legt dar, was der Kampf für die Schweiz und die Konsumenten bedeutet.

Herr Kurer, wenn Sie auf all Ihre Erfahrungen in der Wirtschaft blicken, wo würden Sie auf einer Skala von eins bis zehn die Intensität des Streits um die Übernahme von UPC durch Sunrise einordnen?

Ich würde die Intensität etwa auf Stufe acht ansetzen, weniger hoch, als ich es seinerzeit beim Grounding der Swissair, Stufe zehn, und später bei der UBS-Rettung, Stufe neun, erlebt habe. Für mich ist

der Kauf von UPC Teil der Arbeit, die der Verwaltungsrat bestmöglich im Interesse der Aktionäre und Mitarbeiter zu tun hat. Anders als beim Swissair-Grounding ist dies eine positive, zukunftsgerichtete Arbeit.

Der Kampf der Argumente hat sich stark in die Medien und die Öffentlichkeit verlagert. Wird es knapp an der Generalversammlung?

Die Transaktion ist umstritten, und ein grosser Sunrise-Aktionär, Freenet mit rund einem Viertel des Kapitals, ist dagegen. Damit ist es in jedem Fall knapp, aber wir arbeiten hart für ein positives Resultat.

Sunrise hat eine Börsenbewertung von etwa 3,5 Milliarden Franken, der Kaufpreis für UPC würde 6,3 Milliarden betragen. Sunrise würde also ein Unternehmen der doppelten Grösse schlucken. Wie würden Sie Ihrer Grossmutter erklären, dass diese Transaktion nötig ist?

In meinem Alter erklärt man das nicht mehr der Grossmutter, sondern den Enkeln. Der Kaufpreis wäre 2,7 Milliarden Franken, nämlich das Eigenkapital, denn vom gesamten Unternehmenswert von UPC von 6,3 Milliarden muss man noch die Schulden abziehen,

die wir ja auch übernehmen. Wir wollen den Kauf durch eine Kapitalerhöhung von 2,8 Milliarden finanzieren. Zusammen mit der Übernahme der UPC-Schulden ergibt das unserer Ansicht nach einen ausgewogenen Mix von Eigen- und Fremdkapital. Uns ist bewusst, dass das eine grosse Transaktion ist, aber wir gehen mit grösstmöglicher Verantwortung an diese Sache heran.

Bei der Ankündigung der Pläne im Februar war das Verhältnis Eigenkapital zu Fremdkapital noch anders. Warum wollen Sie heute viel weniger aus Eigenmitteln bezahlen als damals?

Einer der Gründe besteht darin, dass einige Aktionäre skeptisch waren gegenüber dem Vorhaben. Wir haben mit ihnen gesprochen und die Finanzierung angepasst. Der wichtigere Grund war aber, dass wir im Rahmen unserer Planung gesehen haben, dass wir mehr Synergien erzielen können als ursprünglich gedacht, in der Summe über 3 Milliarden Franken oder rund 280 Millionen pro Jahr. Zudem fiel der operative Geschäftsverlauf von UPC etwas besser aus als erwartet. Das gab uns den Spielraum. Und

soeben hat die Verkäuferin zugesagt, sich mit bis zu 500 Millionen Franken an der Kapitalerhöhung zu beteiligen.

Verführt die heutige Situation mit extrem billigem Geld nicht dazu, zu viele Schulden zu machen?

Es ist so, dass man im heutigen Zinsumfeld temporär eine höhere Verschuldung eingehen kann, aber Vorsicht ist gleichwohl geboten. Auch wenn man tiefe Zinsen zahlt, kommt einmal der Tag der Rückzahlung. Unsere Finanzierung ist nicht kurzfristig angelegt, und wir haben eine deutliche Reduktion der Verschuldung innerhalb von drei Jahren geplant. Kaum ein Punkt ist bei uns intensiver diskutiert worden als die Frage nach dem Verschuldungsgrad.

UPC hatte mehrere Eigentümerwechsel und wird kritisiert wegen der Qualität ihrer Leistungen. Was kaufen Sie genau?

UPC ist von der Technologie her führend, ein sehr modernes Kabelunternehmen, hatte aber in letzter Zeit am Markt gewisse Schwierigkeiten. Die Führung hat reagiert und einen sehr guten Turnaround-Plan definiert und umzusetzen begonnen. Unsere ursprünglichen Erwartungen werden übertroffen. Und wichtig ist: Bei Sunrise erhält UPC neue Möglichkeiten. Wir haben 95 Shops, UPC nur zehn, wir haben ein viel besseres Servicenetz und können zudem auf einen Schlag unsere Kundenbasis verdoppeln.

Besteht nicht die Gefahr, dass Sie die Synergien überschätzen?

Wir können diese relativ genau berechnen, da die meisten Leistungen auf Abonnementen beruhen. Wir sehen Synergien durch Einsparungen hauptsächlich bei den Kosten und Kapitalausgaben. Wichtig ist auch, dass die hohen Zahlungen an die Swisscom reduziert werden.

Aber der Preiskampf kann brutal werden.

Selbstverständlich haben wir immer Preisdruck, aber je grösser und effizienter wir im Markt sind, desto mehr Muskeln haben wir, um Angriffe abzuwehren, aber auch um selber anzugreifen.

Ist das gut für die Konsumenten? Ein Duopol, nur zwei grosse Anbieter, kann heissen, dass die sich gegenseitig schonen.

Für den Konsumenten hätte die neue Situation nur Vorteile. Er kann dann wirklich zwischen zwei starken, vollintegrierten Telekom-Unternehmen wählen. Das bringt Wettbewerb. Bisher gibt es neben der breit aufgestellten Swisscom nur Teilanbieter.

Warum ist die Swisscom zwanzig Jahre nach der Liberalisierung noch dominant?

Ich sehe drei Gründe. Erstens lieben die Schweizer ihre Staatsunternehmen, die SBB, die Post, das Fernsehen und eben auch die Swisscom. Zweitens sind diese im Vergleich mit dem Ausland gut geführt.

Und drittens blieb die Swisscom trotz De-regulierung immer ziemlich stark politisch geschützt.

Ist der Name Sunrise eigentlich geeignet für die Schweiz?

Ich glaube, der Name ist sehr gut. Er trägt unsere Werte Zuversicht, Optimismus, Aufbruch und Innovation weiter. Wir leben halt in einer Welt, in der positive Aussagen oftmals in der englischen Sprache ausgedrückt werden: happy, cool, chillen. «Sonnenaufgang» würden wir heute als schräg ansehen.

Sunrise gibt beim neuen Mobilfunkstandard 5G Vollgas, aber das Netz von UPC ist doch jetzt eine direkte Konkurrenz dazu.

Nein, die verschiedenen Technologien überlagern und ergänzen sich. 5G ist eine fantastische Technologie, wir kennen sie besser als sonst jemand, und deshalb wissen wir, dass wir in Städten und Agglomerationen nicht einfach die Festnetze durch 5G ersetzen können, sonst müssten wir unzählige neue Antennen bauen. Und die Festnetz-Infrastruktur mit Glasfaser/Coax wird noch lange Zeit überlegen sein, wenn Übertragungsleistung in die Gebäude gebracht werden muss.

Wenn der Deal jetzt nicht klappt: Was wären die Auswirkungen?

Aus unserer Sicht wäre das nicht gut. Ich habe grosse Angst davor, dass Liberty Global in dem Fall die Transaktion mit Salt macht, was uns marginalisieren würde. Wir glauben an das Vorhaben und haben eine tiefe

«Anders als beim Grounding der Swissair ist dies eine positive, zukunftsgerichtete Arbeit.»

Gewissheit, dass wir das Richtige gemacht haben. Wir haben das in unzähligen Sitzungen – der Verwaltungsrat allein hatte vierzig Sitzungen – in allen Details überlegt. Management, Mitarbeiter und Verwaltungsrat glauben an die Transaktion, eine Ablehnung würde das Unternehmen zurückwerfen. Es käme wohl zu Abgängen im Management.

Einige kritisieren, dass der Vertrag vom Februar keine Ausstiegsklausel vorsehe für den Fall unvorhergesehener Verschlechterungen bei UPC, im Jargon: keine «Material Adverse Change»-(MAC-)Klausel.

Dieses Argument ist mir bekannt, es ist aber juristisch falsch durchdacht. Für unsere Situation mit einer langen Transaktionsdauer und am Schluss einem Entscheid der Generalversammlung haben wir etwas anderes vereinbart: Wenn der Deal nicht zustande kommt, zahlen wir an Liberty Global eine Auflösungsgebühr (*break fee*) von 50 Millionen Franken, und damit ist die Sache erledigt. Eine MAC-Klausel müssten wir extra anrufen, was regelmässig zu schwierigen rechtlichen

Prozessen führt. Unsere Lösung, die oft angewendet wird, ist einfach und klar.

Wie erklären Sie sich den Widerstand Ihres Grossaktionärs Freenet?

Ich kenne die Motivationslage nicht genau. Die Freenet-Vertreter in unserem Verwaltungsrat haben sehr lange die Transaktion unterstützt, auch die definitive Offerte an Liberty Global. Ganz spät, rund einen Monat vor der Ankündigung, änderten sie ihre Meinung, seitdem wechseln ihre Begründungen ständig. Einmal wird die industrielle Logik der Übernahme angegriffen, dann die finanzielle Regelung. Es gibt die These, Freenet sei so hoch verschuldet, dass sie früher oder später die Sunrise-Beteiligung versilbern müssen. Vielleicht eben lieber früher, weshalb sie nicht warten wollen, bis die Synergien aus dem Zukauf von UPC fruchtbar gemacht sind.

Nun hat aber auch der international wichtige Stimmrechtsberater ISS zur Ablehnung Ihres Vorhabens geraten.

Wir bedauern die Empfehlung von ISS und können die technologische wie finanzielle Beurteilung von ISS nicht nachvollziehen. Wir führen deshalb Gespräche mit den Investoren, die der ISS-Empfehlung folgen könnten. Schliesslich unterstützen uns die beiden Stimmrechtsberater Ethos und In-rate/Z-Rating. Diese können die Dimension und Bedeutung der Transaktion für die Schweiz und die Qualität der UPC-Infrastruktur am besten beurteilen. Zudem freut uns natürlich die Empfehlung von Glass Lewis, die international sehr wichtig ist.

Was ist mit der bisweilen geäusserten Mutmassung, Personen aus Verwaltungsrat und Geschäftsleitung würden von einem Zustandekommen der Transaktion finanziell stark profitieren?

Das ist ein ungerechtfertigter und auf den Mann gespielter Vorwurf. Niemand erhält wegen der Transaktion einen finanziellen Vorteil. Wir werden auch nicht die Saläre und Honorarbezüge als Folge dieser Transaktion erhöhen. Da sind wir uns völlig einig.

Wenn der neue Konzern entsteht, wie lange möchten Sie dann an der Spitze bleiben?

Das kommt nicht auf mich an. Verwaltungsrat und Aktionäre sagen, wie lange ich bleiben soll. Zurzeit wollen die Aktionäre, die den Kauf unterstützen, dass das Management bleibt und dass der Verwaltungsrat die Verantwortung übernimmt für die Durchführung der Übernahme. Das gibt Ihnen den Zeithorizont.

Würde es Sie reizen, diesen neuen Gegenspieler zur Swisscom strategisch zu stärken und aufzubauen?

Ich habe eine tiefe Gewissheit und Überzeugung, dass die Kombination Sunrise/UPC das Richtige ist. Für mich persönlich, in meinem Alter, wäre es wahrscheinlich bequemer gewesen, einfach nichts zu tun. ○

Europa ist ihm nicht genug

Mit Schweizer Geld hat Ralph Winter eines der grössten Immobilien-Unternehmen Europas aus dem Boden gestampft. Jetzt wittert der Selfmade-Multimillionär neue Chancen in der Globalisierung eines neuen Wohntrends. Ein Tag im Leben des öffentlichkeitsscheuen Immobilien-Tycoons. *Von Florian Schwab*

München, Anfang Oktober. Ein kleiner, lärmiger Konferenzraum am Rand eines Messestands. Auf acht Quadratmetern sind gegen 100 Milliarden Dollar aus Asien vertreten, zum Teil aus Mitteln des Staatsfonds von Singapur. Von dort ist der Leiter Unternehmensentwicklung eines grossen Fonds für Wohnimmobilien angereist. Aufmerksam hört er sich die Pläne des deutschen Unternehmers Ralph Winter an: «Der Erste, der dieses Geschäft global anbietet, wird den Markt dominieren.» Gemeint ist Co-Living, eine Art Wohngemeinschaft für Leute jenseits des Studentenalters.

Der Fonds aus Singapur ist dabei, sich zum führenden Anbieter von Co-Living in Asien aufzuschwingen. Von seinem Wohnort Miami aus entwickelt Ralph Winter das Business in Europa und in den USA. Die Idee: zusammenspannen, um den ersten globalen Player zu schaffen. Der Vertreter aus Asien hört aufmerksam zu. Nach einer halben Stunde verabschiedet man sich. «Let's stay in touch.» Ob er am Abend zum Schlummertrunk in den «Bayerischen Hof» komme, ruft Winter seinem Gast aus Singapur noch nach. «Mal sehen, viel los heute.» Trotzdem: Winter ist zufrieden. «Das war so ein gegenseitiges Beschnuppern. Ob was draus wird, sehen wir dann.»

Wir befinden uns an der Expo Real, einer der weltweit wichtigsten Immobilienmessen. Es ist das jährliche Stelldichein von Projektentwicklern, Banken, Standort-Promotoren, Investoren und Baufirmen. Über 2000 Firmen, gegen 50 000 Besucher. Die Stimmung könnte besser nicht sein: Eine ganze Branche tanzt auf dem Vulkan der Niedrigzinsen.

Wäre Ralph Winter eine Baumaschine, er könnte ein Bulldozer sein. Zielstrebigem Schrittes pflügt der grossgewachsene, sportliche Mann durch die Menge. Wo er auftaucht, wird Platz gemacht. «Ah, der hohe Herr!», grüsst ein Bekannter halb im Ernst, halb im Scherz.

Seine unternehmerische Kür absolvierte Winter im Oktober 2016 mit dem Börsengang seiner Corestate Capital. Heute verwaltet das Unternehmen europaweit ein Immobilienportfolio im Wert von knapp 30 Milliarden Euro. Ein geringer Anteil davon sind eigene Bestände; die Erträge von Corestate stammen grösstenteils aus der Bewirtschaftung, welche die Eigentümer gegen Entgelt an das Unternehmen abtreten. Im letzten Jahr schrieb der in Luxemburg kotierte Konzern einen Gewinn von 103 Millionen Euro. An der Börse ist er der-



Wo er auftaucht, wird Platz gemacht: Investment-Manager Winter.

zeit 730 Millionen Euro wert – gegen 18 Prozent gehören Ralph Winter. Sein Vermögen wurde von der Bilanz ein gutes Jahr nach dem Börsengang auf 550 Millionen Franken geschätzt.

Der Selfmade-Multimillionär stammt aus mittelständischen Verhältnissen. Sein Vater hatte sich vom Fahrlehrer zum Inhaber dreier Fahrschulen in Hessen emporgearbeitet. Ralph Winter begann in Frankfurt am Main ein Studium der Betriebswirtschaft, brach dieses jedoch ab und absolvierte in New York Praktika bei Investmentbanken. Mitte der achtziger Jahre kam er zurück und gründete sein erstes Unternehmen. Von da an spezialisierte er sich auf den deutschen Immobilienmarkt.

Martin-Ebner-Connection

Anfang der nuller Jahre berief Cerberus, eine auf die Sanierung notleidender Anlagen spezialisierte New Yorker Private-Equity-Gesellschaft, Ralph Winter zu ihrem Gewährsmann in Deutschland. Er machte sich einen Namen als Käufer von Immobilienportfolios der öffentlichen Hand und von Gewerkschaften. Manche dieser Bestände vergoldete Winter,

indem er sie zu kleinen Studentenwohnungen umbaute. «Damals glaubte niemand, dass das funktionieren könnte», sagt er heute. Die Banken lachten ihn aus. Doch Winter blieb beharrlich – mittlerweile ist das sogenannte Student-Housing in Deutschland eine anerkannte Anlageklasse.

Das Kaufen und Aufpolieren von riesigen, schlecht gemanagten Portfolios aus dem Vorhof der deutschen Politik war das erste Milliardengeschäft, das Winter persönlich erfand. Wachsende politische Widerstände und steigende Zinsen nahmen dem Modell aber bald seinen Reiz. 2006 verliess Winter Cerberus und ging in die Schweiz. In Zug gründete er Corestate.

Auch hier perfektionierte Winter eine eigene Disziplin, den sogenannten Club-Deal. Dabei geht es darum, mittelgrosse Immobilienprojekte mit grossem Potenzial auszuspähen und diese einem kleinen Kreis von vermögenden Privatpersonen und Familien («Club») zugänglich zu machen. Beim Fussfassen in den Sphären der Schweizer Hautevolée half ein Freund aus gemeinsamen

Berliner Zeiten, der ehemalige Botschafter Thomas Borer. Als Beirat bei Corestate half er, wichtige Investoren zu gewinnen. Zu den regelmässigen Anlegern gehörte Hedge-Fund-Pionier Rainer-Marc Frey, wie das Branchenportal *Finews* weiss.

Ebenfalls bekannt ist die Martin-Ebner-Connection: 2013 stieg die Intershop AG, an der Ebner massgeblich beteiligt war, bei Corestate ein. Gemäss NZZ veräusserte Intershop die Beteiligung drei Jahre später mit 7,5 Millionen Franken Gewinn vor Steuern. Ein sattes Plus von über 30 Prozent. Der Rückzug erfolgte, nachdem der Börsengang 2015 im ersten Anlauf misslungen war. «Ein abgesagter Börsengang ist reputationstechnisch schon ein Problem», sagt Ralph Winter heute. «Wir hatten die falschen Berater.» Nach dem Fehlschlag habe er Martin Ebner aufgesucht und ihm seine Pläne für einen zweiten Anlauf mitgeteilt, «doch er wollte nicht mehr mitziehen».

Die Idee hinter dem Börsengang: Durch europaweit verschärfte Regulierung im Finanzbereich wird das Management von kleineren

«Der Erste, der dieses Geschäft global anbietet, wird den Markt dominieren.»

Immobilienportfolios zunehmend unrentabel. Aus dem Grund, so die Annahme Winters, würde es zu einer grossen Konsolidierung kommen. Mit dem Börsengang sollte das Kapital eingesammelt werden, um auf Einkaufstour zu gehen, was dann gut ein Jahr später auch gelang. Bis jetzt geht das Modell auf. Durch den Kauf kleiner und mittelgrosser Immobilienmanagement-Unternehmer verzehnfachte Corestate innert dreier Jahre den Wert der bewirtschafteten Immobilien. In den nächsten Jahren soll er von 30 auf 50 Milliarden Euro ansteigen.

Aber Winter ist schon eine Stufe weiter. Aus dem Management von Corestate hat er sich zurückgezogen. Das nächste «grosse Ding» sei Co-Living. Darum habe er sich massgeblich am Start-up Quarters (englisch für «Zimmer») beteiligt. In kürzester Zeit sei dieses zum Marktführer in Europa geworden. Gerade ist Quarters dabei, in Washington am trendigen Union Market ein Gebäude mit 239 Betten in Betrieb zu nehmen. An einem Treffen mit einem der grössten Immobilienbesitzer der USA lotet Winter später neue Immobilien für sein Co-Living-Modell aus. Die Amerikaner zeigen sich sehr interessiert. Man habe da ein grosses Gebäude in Chicago, in unmittelbarer Nähe zum Google-Campus.

Abends, in der Bar des «Bayerischen Hof», hat Winter Bekannte und Geschäftspartner zum *nightcap* eingeladen. Gegen hundert Leute geben sich die Ehre. Die Amerikaner mit dem Gebäude in Chicago sind gekommen. Und der Mann aus Singapur. ○

Klima

Greta hätte den Nobelpreis verdient

Die Generation Z hat mit der 15-Jährigen ihr politisches Erwachen gefunden. Greta Thunberg ist das No-Bullshit-Mädchen der Stunde. Von *Claudia Schumacher*

Kein Friedensnobelpreis für die als Favoritin gehandelte Greta Thunberg: Es dauerte nicht lange, bis ihre Gegner auf Social Media den üblichen Kübel Hämie über ihr auskippten. «How dare you», die Göre leer ausgehen zu lassen, hehe, was für ein trauriger Tag für die «Strippenzieher» und ein «wirtschaftliches Desaster für Familie Thunberg». Als wäre Greta eine Marionette. Als hätte sie das Preisgeld von neun Millionen schwedischen Kronen (ungefähr 915 000 Franken) jemals für etwas anderes als den Klimaschutz ausgegeben.

Was wurde der jungen Klimakämpferin nicht schon alles vorgehalten. Auf dem rechtskonservativen US-Nachrichtensender Fox News wurde sie kürzlich als «geisteskrankes Kind aus Schweden» bezeichnet, nurweilsieAspergerhat: eine Autismusform, die in der Regel weder eine Intelligenzmin- derung noch eine sonstige Entwicklungs- verzögerung mit sich bringt. Roger Köppel twitterte einmal: «Die Eltern von #GretaThunberg sind ein Fall für die Kinder- und Erwachsenen-schutzbehörde KESB.» Er glaubt auch zu wissen, dass Thunberg «keine Ahnung von Physik, Meteorologie oder Klimatologie» habe. Mit den weltweit führenden Forschern dieser Disziplinen ist sie jedoch bestens vernetzt – anders als Köppel. Die Kleine würde ihn in jeder Klima-Quiz- sendung mühelos schlagen.

Überlegen, obwohl noch halb Kind

Und darin dürfte für viele auch die Ent- rüstung liegen, die sie angesichts der jungen Schwedin empfinden: Sie ist überlegen, obwohl noch halb Kind. Staatschefs wollen sie treffen – und sie begegnet ihnen mit einer Souveränität, die den meisten Erwachsenen abgeht. Während Donald Trump die Kurden in Syrien kopflos in den Krieg stürzt und sich dabei trotz- dem wirr auf seine angeblich «grossartige und un- vergleichliche Weis- heit» bezieht, ver- weist Greta Thunberg über- haupt nie auf sich selbst. Sie zitiert die Wissenschaft.

Die führende, die nicht von der Anti-Klima- schutz-Lobby bezahlt wurde. Erfrischen- derweise erspart sie uns auch die Esoterik, die die Sprecher von Extinction Rebellion teils an den Tag legen. Greta ist ein No-Bull- shit-Mädchen.

Unbeirrbar

Am 20. August 2018, während der Dürre- und Hitzewelle, setzte sich die damals 15-Jährige zum «Skolstrejk för Klimatet» erstmals vor den Schwedischen Reichstag. Natürlich ist das Kind nicht in der Lage, das Wetter vorherzusagen. Sie hat nicht pro- moviert, die Schule noch nicht abgeschlos- sen: Greta Thunberg ist kein Wunderkind, das uns die technischen Innovationen zur Lösung der Klimakrise bereitstellen wird. Sie ist einfach nur das Kind, das die Wahr- heit sagt. Anders als Erwachsene steckt sie noch nicht in einem wirtschaftlichen Sys- tem der Abhängigkeiten. Sie ist in ihren Haltungen noch unbeleckt von Vetternwirt- schaft und Korruption. Unbeirrbar zeigt sie mit dem Finger auf den Fehler im System: Wir schlittern mit Vollgas in eine Klimakri- se, auf die wir nicht vorbereitet sind.

In den nächsten Jahren müssen die Weichen gestellt werden, um die Welt vor den Auswirkungen eines dauerhaf- ten Klimawandels zu schützen. Es ist diese Dringlichkeit, die Greta Thunberg so stark macht und Millionen Menschen dazu gebracht hat, mit ihr auf die Strasse zu gehen. Die Generation Z, unsere Teenager, hat mit Greta nicht nur eine Symbolfigur, sondern ihr politisches Erwachen gefunden. Ein ungezügelter Klimawandel wird Menschen in rauhen Massen zur Flucht treiben. Kriege um belebbares Territorium gehören zu den wahr- scheinlichen Konse- quenzen. Gretas Thun- bergs Wut und ihr Kampfgeist wollen das verhindern. Unser Frieden lässt sich noch bewahren – aber erst nach dem Auf- schrecken.





Vorbote einer Innovationswelle.

Spiel mit dem Feuer

Facebook will über einen Schweizer Verein eine neue Weltwährung lancieren. Das Potenzial ist gross, es steht aber auch vieles auf dem Spiel. Bei der Diskussion werden wesentliche Aspekte übersehen. *Von Fabian Schär*

Im Schnelldurchlauf reihen sich Bilder alter Wählscheibentelefone, Faxgeräte, Röhrenfernseher und Briefzustellzentren aneinander. «Erinnern Sie sich noch an die Zeiten, als diese Technologien schnell waren?», fragt eine ruhige Stimme, während im Hintergrund futuristisch angehauchte und doch seltsam vertraute Töne eine geheimnisvolle Melodie formen. Die Bilder verändern sich. Sie werden moderner und gleichen schliesslich Ausschnitten aus einem Science-Fiction-Film. Die ruhige Stimme hält fest, dass Technologie unsere Welt verbessert hat, und stellt die berechtigte Frage, weshalb Geldüberweisungen noch immer so langsam und kompliziert seien, wenn doch alles andere so leicht gehe. Es folgen emotionale Aufnahmen aus aller Welt und Botschaften der finanziellen Inklusion. Es wird die Vision einer neuen, «globalen» Währung geschaffen, einer Währung für das «digitale Zeitalter», die dank «Blockchain-Technologie» sicher und für alle zugänglich sein soll.

Die Rede ist von Libra, und die beschriebenen Szenen stammen aus dem offiziellen Werbevideo. Dieses ist äusserst spannend. Nicht etwa, weil es mitreissend ist oder aber weil es potenzielle soziale Auswirkungen aufzeigt, die das Projekt haben könnte – das erwarte ich

von jedem Werbevideo. Spannend ist vielmehr, dass es trotz dieser starken Botschaft Unbehagen weckt und Gedanken an eine düstere Dystopie aufkommen lässt. In gerade mal anderthalb Minuten wird der aufmerksame Betrachter Zeuge von dem Potenzial, erhält gleichzeitig aber auch einen unterschweligen Beigeschmack von den Risiken, die das Projekt birgt. Abhängig davon, welche Emotion beim jeweiligen Zuschauer überwiegt, kann es durchaus als Drohung verstanden werden, wenn das Video mit den wohl treffenden, aber wenig sensiblen Worten «Das ist Libra – und das ist erst der Anfang» schliesst.

Gegenläufiger Trend

Libra wird in den Medien oft als die Kryptowährung von Facebook bezeichnet. Keines der beiden Attribute ist wirklich korrekt. Facebook ist über seine Calibra-Tochter nur eines von 28 Gründungsmitgliedern des Vereins, der am 12. Juni 2019 mit Sitz in Genf gegründet wurde und soeben seinen Vorstand bestimmt hat. Und der Begriff «Kryptowährung» weckt falsche Assoziationen. Tatsächlich ist Libra stark zentralisiert und erinnert mehr an Paypal als an offene Blockchain-Systeme wie Bitcoin oder Ethereum. Ziel des Libra-Projekts

ist es, ein neues globales System aufzusetzen, in dem eine wertstabile digitale Währung – ebenfalls mit dem Namen Libra – ausgegeben und übertragen werden kann. Die Libra-Währung wird initial an einen Währungskorb gebunden, der aus US-Dollars, Euros, Yen, britischen Pfund, Singapur-Dollars sowie diversen Staatsanleihen bestehen soll. Die Reserven werden von den Vereinsmitgliedern verwaltet und allfällige Erträge aus Zinsen, Transaktions- und Lizenzgebühren geteilt. Die Ausgabe erfolgt über zertifizierte Händler, die die Libra-Währung gegen die jeweilige Landeswährung zum Kauf anbieten und entgegennehmen.

Die Libra-Datenbank soll exklusiv durch die Vereinsmitglieder verwaltet werden und hat insofern wenig mit einer öffentlichen Blockchain gemein. Selbst einfache Datenbankabfragen müssen über einen zentralisierten Endpunkt laufen, was erhebliche Datenschutzfragen aufwirft und das Netzwerk angreifbar macht. Zwar soll die Mitgliederzahl auf bis zu hundert Organisationen ausgedehnt werden, aufgrund hoher Auflagen dürfte aber ein homogener Kreis mit ähnlichen Interessen entstehen. Zudem ist bisher ein gegenläufiger Trend erkennbar. Einige Grün-

dungsmitglieder haben bereits ihren Austritt bekannt gegeben. Die im Konzeptpapier ange-dachte Umstellung auf ein dezentralisiertes Konsenssystem wirft zahlreiche technische und politische Fragen auf und wirkt im Vergleich zum Rest des Konzepts lieblos und wenig durchdacht. Es muss also davon ausgegangen werden, dass dieser Schritt zumindest nicht zeitnah erfolgen und das Netzwerk stark zentralisiert bleiben wird.

Besonders brisant an der ganzen Sache ist, dass die Blockchain-Technologie eigentlich dazu entwickelt wurde, systemische Abhängigkeiten zu vermeiden. Erstmals würde eine Technologie existieren, die uns das gemeinschaftliche Führen einer Datenbank ermöglichen könnte. Erstmals bestünde die Möglichkeit, dass die daraus entstehende Datenbank durch alle Teilnehmenden autonom und ab-

Wollen wir einzelne Unternehmen in eine derart dominante Position bringen?

schliessend überprüft werden könnte. Erstmals hätten wir eine Infrastruktur ohne jegliche Vertrauensfordernisse, Sonderrechte und Zugangsbeschränkungen. Keiner dieser Punkte trifft auf die Libra-«Blockchain» zu, und doch wird genau jener Begriff verwendet, der diese Charakteristika impliziert. Entsprechend gross ist die Gefahr, dass die Konsequenzen massiv unterschätzt werden.

Bei dieser Kritik geht es nicht um Prinzipienreiterei oder um blinde Blockchain-Ideologie. Für viele Anwendungen machen zentralisierte Datenbanken deutlich mehr Sinn als eine dezentralisierte Blockchain. Was aber wenig zielführend ist, ist, wenn höchstzentralisierte Projekte unter dem Deckmantel der Blockchain beurteilt und fälschlicherweise als dezentral eingestuft werden. Es ist unabdingbar, dass die Dinge beim korrekten Namen genannt werden – insbesondere, wenn es um derart weitreichende Entscheidungen geht. Nur so kann eine gute Entscheidungs- und Diskussionsgrundlage gebildet werden.

Gefahr für Zentralbanken

Klammern wir die technischen Komponenten für einen Moment aus und betrachten die Libra-Währung rein ökonomisch, so erscheint die Sache relativ unspektakulär. Dann sind wir nämlich sehr nahe bei dem klassischen, durch die Geschäftsbanken ausgegebenen Giralgeld (Buchgeld). Zugegeben, das Zahlungsverprechen wird nicht explizit ausgesprochen und ist auf wenige Parteien beschränkt. Im Grundsatz haben die beiden Modelle aber viele Gemeinsamkeiten und ähnliche Herausforderungen hinsichtlich Liquiditätsmanagement und Ertragsopportunitäten in einem Niedrigzinsumfeld. Diese Aspekte dürften zahlreiche

rechtliche Fragen aufwerfen und die Regulatoren vor einige Herausforderungen stellen.

Deutlich spannender ist aber ein Punkt, in dem sich die Libra-Währung ganz grundsätzlich von Giralgeld unterscheidet. Die Libra-Währung wird im Gegensatz zu Giralgeld als eigene Werteinheit geführt – mit eigenem Namen und einem eigenen Wechselkurs. Dieser Name könnte zu einer Marke werden. Gehen wir im Sinn eines Gedankenexperiments mal davon aus, dass die Libra-Währung erfolgreich lanciert werden kann und eine breite Abstützung findet, so wird sich irgendwann unweigerlich die Frage stellen, ob der Währungskorb überhaupt noch von Relevanz ist. Irgendwo wird es einen kritischen Schwellenwert der Akzeptanz geben, über dem die Libra-Währung selbst als Fiatwährung ohne jegliche Reserven und ohne Zahlungsverprechen existieren könnte. Wird dieser Punkt erreicht, könnte die Libra Association zu einer Organisation heranreifen, die – de facto – selbst Zentralbankencharakter hätte.

Monetärhistorisch wäre dies nicht unbedingt ein Novum. Viele der heutigen Zentralbankwährungen sind auf eine ganz ähnliche Weise entstanden: über die initiale Deckung durch Gold, die indirekte Deckung über den damals durch Gold-besicherten US-Dollar, hin zu einer reinen Fiatwährung. Insofern sollte eine Wiederholung dieser Geschichte durchaus im Bereich des Möglichen liegen.

Mehr als nur eine Währung

Interessanterweise steht bei der aktuellen Diskussion ausschliesslich die Libra-Währung im Fokus. Ja, dieser Aspekt des Projekts dürfte unmittelbar den wohl grössten Effekt haben. Die Libra-Plattform kann und will aber deutlich mehr als nur die Ausgabe eines Zahlungsmittels. Die beiden wichtigen Stichworte in diesem Zusammenhang lauten «Resources» und «Modules», *Libra-speak* für die «Tokenisierung von Assets» im weiteren Sinn und «Smart Contracts», die über die Libra-Plattform abgewickelt werden sollen. Die «Tokenisierung» ermöglicht es, beliebige Werteinheiten über eine Blockchain abzubilden und zu handeln. «Smart Contracts» erlauben die automatisierte Abwicklung von einfachen Vereinbarungen. So wäre es beispielsweise denkbar, Werteinheiten über die Libra-Plattform abzubilden, darüber zu transferieren und die Werteinheiten direkt in kleinen Applikationen auf der Libra-Plattform zu nutzen. Es könnte eine komplett neue Infrastruktur entstehen, die wesentliche Teile unserer Ökonomie abwickelt. Die Möglichkeiten wären praktisch unbegrenzt, von trivialen Dingen wie Vielfliegermeilen bis hin zu komplexen Finanzinstrumenten. Zudem könnten weitere Technologieschichten entstehen, die auf der Libra-Plattform abstützen, diese als Fundament nutzen und deren Funktionalität erweitern.

All diese Möglichkeiten sind extrem spannend und bieten das Potenzial für eine enorme Effizienzsteigerung. Gleichzeitig birgt die mögliche Dominanz der Plattform aber auch eine immense Gefahr der Abhängigkeit. Ich wünsche mir hier einen differenzierteren Diskurs in der Politik, der nebst den Chancen, die dieses Projekt zweifelsfrei bietet, auch ebendiese Punkte mit einbezieht.

Etwas schizophoren ist meiner Meinung nach, dass nun seit beinahe einem Jahrzehnt die Systemrelevanz einzelner Unternehmen diskutiert wird, wir aber gleichzeitig nicht davor zurückzuschrecken scheinen, die wohl grundlegendste Infrastruktur in die Hände eines Vereins zu geben, der nur einige wenige Organisationen umfasst und im Wesentlichen durch amerikanische Grosskonzerne geprägt ist. Wir müssen uns als Gesellschaft die Frage stellen, ob wir einzelne Unternehmen in eine derart dominante Position bringen möchten, und uns den Chancen und Gefahren einer solchen Entscheidung sehr genau bewusst sein.

Unabhängig davon, wie die Sache ausgeht, wird Libra einen begrüssenswerten Nebeneffekt haben. Das Projekt übt einen grossen Innovationsdruck auf die Finanzintermediäre aus und wird mindestens indirekt zu einer längst überfälligen Innovationswelle führen. Denn wie anfangs erwähnt, ist die Ausgangsfrage von Libra hinsichtlich der Trägheit und der Komplexität von Geldüberweisungen durchaus berechtigt. In diesem Sinn könnte der Satz «Das ist Libra – und das ist erst der Anfang» eine andere, deutlich erfreulichere Bedeutung haben und Vorbote einer massiven Innovationswelle in unserem Finanzsystem sein.

Fabian Schär hält die «Credit Suisse Asset Management (Schweiz)»-Professur für Distributed Ledger Technology and Fintech und ist Geschäftsleiter des Center for Innovative Finance an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Basel.

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch



«Wir können nie Chinas Freunde werden»

Kolumnist «Spengler» aka David P. Goldman sieht China als epochale Gefahr – und den Westen in einer tiefen Krise. Noch hätten wir nicht begriffen, was Pekings Ziele seien. Haben die USA und Europa noch eine Chance gegen den Riesen im Osten? *Von Urs Gehriger*

Lange war er ein Phantom. Er firmierte mit «Spengler», und oft ging es in seinen Kolumnen – wie beim deutschen Philosophen gleichen Namens – um den kulturellen Niedergang des Westens. «Spengler» schien aus einem opulenten geistigen Fundus zu schöpfen. Seit er seine wahre Identität bekanntgegeben hat, ist klar, weshalb.

David P. Goldman hat Philosophie, Ökonomie, auch Mathematik, sogar Musikwissenschaft studiert. Der Amerikaner arbeitete bei der Bank of America und der Credit Suisse als Investmentbanker. Er schrieb für das *Forbes*-Magazin, heute für *Asia Times Online*. Goldmans Artikel, so der Schriftsteller Leon de Winter, gehörten «zu den allerinteressantesten, die es weltweit zu lesen gibt».

Wir treffen uns im edlen «Princeton Club» mitten in Manhattan, wo Goldman Mitglied ist. Thema ist China, mit dem er sich intensiv beschäftigt. Geeicht durch Naherfahrung mit Land und Leuten warnt er vor der Substanz und den Absichten des asiatischen Imperiums. Doch statt den Finger sogleich auf China zu legen, geht er – ganz Spengler – mit der eigenen Kultur und dem eigenen Präsidenten, den auch er gewählt hat, ins Gericht.

Während wir hier sprechen, ist das Land in Aufruhr. Zum vierten Mal in der Geschichte der USA könnte ein Präsident des Amtes entthronen werden. Was halten Sie davon?

Trumps wahre Bürde ist nicht das drohende Impeachment: Es sind China und die Wirtschaft. Was die Trump-Regierung bisher getan hat, gleicht einem Eigentor.

Einem Eigentor?

Die Folgen der Strafzölle wirken sich auf die US-Wirtschaft mindestens genauso schlimm aus wie auf die chinesische. Die amerikanischen Exportaufträge brechen zusammen. Wir haben die schwächste Industrieaktivität seit Juni 2009. Laut der Notenbank befinden wir uns im Produktionsbereich in einer Rezession. Trump siegte 2016, weil er wichtige Produktionsstaaten wie Pennsylvania, Ohio, Michigan und Wisconsin für sich gewann. Seine Anhänger dort leiden unter dem Wirtschafts-

krieg mit China. Dies könnte ihn die Wahl kosten. Das ist viel gefährlicher als die Impeachment-Maskerade. Auch China leidet, aber scheinbar weniger als wir. Und der grosse Unterschied ist, dass sich Xi Jinping 2020 keinen Präsidentschaftswahlen stellen muss, Trump schon.

In der Tat muss sich Präsident Xi nie mehr einer Wahl stellen. Er ist auf Lebenszeit gewählt.

Stimmt. Aber all das kann sich ändern, wenn er keine Erfolge erzielt.

Sie haben die Situation, in der sich die USA gegenüber China befinden, jüngst mit der Belagerung – und Eroberung – Bagdads durch die Mongolen im Jahr 1258 verglichen.

Die Mongolen allein hatten nicht die Fähigkeit, die zwölf Fuss dicken Mauern der Stadt Bagdad zu durchdringen. Aber sie heuerten tausend chinesische Belagerungsingenieure an. Innerhalb von drei Wochen durchbrachen die chinesischen Söldner die Mauern, darauf stürmten die mongolischen Reiter in die Stadt und töteten die gesamte Bevölkerung Bagdads.

Wer sind die heutigen chinesischen Belagerungsingenieure, die die amerikanische Festung durchbrechen?

Huawei ist die Sturmspitze. Im chinesischen Modell der Wirtschaftsexpansion und mit dem Ausbau seiner Weltwirtschaftsmacht ist das Breitband der Türöffner für alles. Der Telekomanbieter produziert die weltbesten Smartphones. Er dominiert das 5G-Internet. Aber Huawei ist keine chinesische Firma. Es ist ein imperiales Unternehmen. Dem chinesischen Imperium geht es besser als uns, weil es seine Konkurrenz ruiniert und sich viele ihrer Talente einverleibt hat. 50 Prozent der Huawei-Ingenieure sind Ausländer. 50 000 Söldner arbeiten bei Huawei, ein stark überproportionaler Teil der Forschung und Entwicklung wird von ausländischen

Mitarbeitern durchgeführt. Die Chinesen sind zu einer der bestvernetzten Gesellschaften der Welt geworden. Sie haben mit Abstand den höchsten Anteil am Internethandel. Das elektronische Zahlungssystem und E-Banking sind dort viel fortschrittlicher als anderswo.



Publizist Goldman.

«Was China zusammenhält, ist Ehrgeiz.»

Als ich US-Aussenminister Mike Pompeo vor ein paar Monaten in Bern interviewte, warnte er nachdrücklich: «Die Schweiz sollte sich von Huawei fernhalten.» In ganz Europa streuen die Amerikaner die gleiche Botschaft. Zeigt sie Wirkung?

Wie sagt man auf Jiddisch? «Soll ihr gor nischt helfen.» Die Kampagne war ein erniedrigender Flop und in der Tat einer der grössten politischen Misserfolge, die die Vereinigten Staaten je zu gewärtigen hatten. Ein hochrangiger US-Beamter auf Kabinettsstufe erklärte mir kürzlich: «Die Chinesen waren uns weit voraus, bevor wir herausfanden, was los war, aber jetzt holen wir auf.» Diese Aussage ist aus zwei Gründen falsch. Erstens haben sie nicht herausgefunden, was los ist. Zweitens holen sie nicht auf. Vor zwei Jahren erkannten die US-Geheimdienste, dass 5G China nicht nur eine grosse wirtschaftliche Macht verleihen würde, die für uns allein schon ein nationales Sicherheitsproblem ist. Sie realisierten auch, dass 5G innerhalb der nächsten Jahre den amerikanischen Vorsprung bei der Signalaufklärung eliminieren würde.

Bitte erklären Sie, wie das ablaufen wird.

Die Chinesen haben eine Kommunikationstechnik namens «Quantum Communications» entwickelt, die die Verschränkung von Elektronen in der Ferne nutzt, um ein Kommunikationssignal zu erzeugen. Das Quantensystem ist so aufgebaut, dass, wenn Sie es in irgendeiner Weise stören, das Signal verschwindet. Der Quantenzustand wird zerstört. Es ist wie ein Brief, der verschwindet, sobald man ihn ansieht. Es ist unmöglich, das System zu hacken. Die 5G-Bandbreite ist so leistungsstark, dass Sie Quantenkommunikation in normale 5G-Kommunikation integrieren und standardisieren können.

Wie weit sind die Chinesen in der Quantenkommunikation fortgeschritten?

Wir wissen, dass die Chinesen Quantenkommunikation für die sensible Datenübertragung innerhalb Chinas über Glasfaserkabel nutzen. Aber es gibt ein halbes Dutzend Unternehmen, die daran arbeiten, die Quantenkommunikation in 5G zu integrieren. SK Telecom arbeitet daran. Toshiba arbeitet daran. Es gibt eine Gruppe an der Universität Bristol, die sehr gute Ergebnisse vorweisen kann. Die Folge davon ist, dass Amerika seine Fähigkeit, alle anderen zu belauschen, in zwei oder drei Jahren verlieren wird.



«Man kann nur aus einer Position der Stärke mit ihnen umgehen»: Präsidenten-Ehepaare Xi, Trump.

Es ist eine Sache für die Amerikaner, zu sagen: «Kooperiert nicht mit Huawei.» Aber schliesslich brauchen die Kunden im Westen die 5G-Technologie. Gibt es eine Alternative für Europäer?

Bis jetzt nicht, was Amerikas Anti-Huawei-Initiative so unwirksam macht. Ein hoher Beamter von Huawei sagte mir: «Wir verstehen nicht, warum die Amerikaner nicht darauf drängten, dass Cisco Ericsson aufkauft, um so einen Konkurrenten gegen Huawei aufzubauen.» Natürlich ist die Antwort, dass die Aktienkurse von Cisco gesunken wären, und wir tun in den Vereinigten Staaten nichts, was die Aktienkurse senkt.

Welches wäre die richtige Politik?

Die richtige Politik wäre genau das: eine Fusion von Cisco und Ericsson, oder man könnte Microsoft einbeziehen oder Goog-

le. Man müsste die CEOs ins Oval Office holen und ihnen sagen: «Sagt uns, was ihr braucht, um dies zu erreichen.» Ich denke, dass alle europäischen Länder viel lieber mit den Vereinigten Staaten zusammenarbeiten würden als mit China, auch wenn es zu einer gewissen Verzögerung bei der Einführung von 5G käme. Aber solange es keine amerikanische Alternative gibt, stehen die Europäer im Schilf.

Ich höre viele Leute sagen: «Die Amerikaner haben Kanzlerin Merkel belauscht. Sie haben Daten aus der ganzen Welt gestohlen, wie Edward Snowden enthüllte. Warum sollten wir uns also vor Huawei fürchten?» Was meinen Sie dazu?

Nun, ein ehemaliger Direktor der Central Intelligence Agency (CIA) sagte mir: «Ziehen Sie es nicht vor, dass die Amerikaner statt der Chinesen Ihre Daten stehlen?»

Die meisten würden sagen: «Weder noch!» Nun, die Frage erübrigt sich, denn die Entwicklung der Kryptografie – insbesondere der Quantenkryptografie – wird die Abhörbarkeit der USA auf jeden Fall eliminieren. Ich denke, alles, was die US-Geheimdienste getan haben, ist der Versuch, die Einführung von 5G so lange zu verzögern, bis sie herausgefunden haben, wie sie dieses Problem lö-

«Sie wollen, dass jeder auf der Welt dem chinesischen Reich Miete zahlt.»

sen können. Wie gesagt, sind sie bis heute noch nicht so weit. Plötzlich werden sich die Bildschirme bei der National Security Agency verdunkeln. Die US-Geheimdienste werden einen enormen Machtverlust erleiden. **Da drängt sich die Frage auf: Welche langfristige Strategie verfolgt China?**

Während der letzten tausend Jahre war China über weite Strecken die dominierende Produktionsmacht der Welt. Dann fiel es vor etwa 200 Jahren, zu Beginn der industriellen Revolution, zurück. Die Chinesen betrachten diese Phase als eine vorübergehende Abweichung. Sie wollen die Vorherrschaft Chinas wiederherstellen und betrachten die technologische Dominanz als Schlüssel zu Macht und Wohlstand. Vergessen wir nicht, dass verschiedene chinesische Dynastien wegen Hungersnot, Pest oder ausländischer Invasionen stürzten. Dies ist die erste Generation von Chinesen, die keinen Hunger zu fürchten braucht. Jetzt wendet sich China nach aussen und behauptet seine Macht weltweit. Die Kombination von Telekommunikation, Logistik, E-Finance, Internethandel und künstlicher Intelligenz sind die Instrumente der chinesischen Expansion. China nutzt Smartphones als Datensammler. Diese Daten können China massive Vorteile in Bezug auf industrielle Kontrollen, Gesundheitssysteme, Umwelt, Stadtplanung und natürlich soziale und politische Kontrolle verschaffen.

Seit 800 n. Chr. sind die chinesischen Grenzen unverändert geblieben. Ich sehe kein Bestreben nach einer geografischen Erweiterung, ausser im Südchinesischen Meer.

Stimmt.

Also, welche Ziele verfolgen die Chinesen mit ihrer Strategie?

Sie wollen, dass jeder auf der Welt dem chinesischen Reich Miete zahlt. Sie wollen die Schlüsseltechnologien, die Finanzen und die Logistik kontrollieren und alle von sich abhängig machen. Im Grunde genommen machen sie alle anderen zu Gutspächtern.

Wie weit sind sie damit fortgeschritten?

Nun, sie sind erst am Anfang, denn im Grunde genommen will China andere Länder so verändern, wie es sich selbst verändert hat.

Das ist nicht einfach. Es gibt politische und kulturelle Hindernisse. In einem Land wie Pakistan, in dem die Chinesen enorm investiert haben, hat man 50 Prozent Analphabetismus, politische Instabilität, massive Infrastrukturdefizite. Niemand wird es schaffen, Pakistan so schnell wie China aussehen zu lassen. Ein Land wie Brasilien zum Beispiel, in dem China ein nationales Breitbandnetz aufbaut, das ist ein Kandidat. Ganz Südostasien – Vietnam, Malaysia, Kambodscha, Thailand – ist ein Kandidat für die Umformung in Wirtschaftsgehilfen des chinesischen Reichs. Wenn man Indonesien mit einbezieht, sind es in Südostasien bereits 600 Millionen Menschen.

Wenn die Chinesen ihr Ziel erreicht haben, werden sie dann ihre «Gutspächter» politisch und ideologisch auf die chinesische Linie trimmen?

Ich denke, die Chinesen sind nicht interessiert daran, sich wie Barbaren zu verhalten, solange diese sich China wirtschaftlich und technologisch unterordnen. Die Chinesen sind die am wenigsten ideologischen Menschen der Welt und die pragmatischsten. Viele meiner amerikanischen Freunde sagen, das Problem sei die böse chinesische Kommunistische Partei, die das gute chinesische Volk unterdrücke. Das ist völliger Unsinn. Im Vergleich zu den Russen mit ihren Schulen für Spione und ihren Subventionen für lokale kommunistische Parteien und so weiter haben die Chinesen kein Interesse an solchen Dingen. Aber das bedeutet nicht, dass China für uns keine Gefahr darstellt.

Der bekannteste Kenner Chinas im Westen ist Henry Kissinger. In seinem Buch «China» erklärt er, dass die Chinesen wie in einer Art dreidimensionalem Schach operieren. Go heisst das Spiel, glaube ich.

Genau.

Das klingt, als hätten die Chinesen eine Art Superhirn.

Ich denke, diese geistigen Fähigkeiten kann man auch überschätzen. Was China zusammenhält, ist der Ehrgeiz der Mandarinkaste. China bestand schon immer aus Gruppen sehr unterschiedlicher Ethnien und Sprachen. Das Land wird zusammengehalten, indem man die cleversten Menschen aus den Provinzen rekrutiert und ihre Interessen auf das Zentrum ausrichtet.

Was ist Ihrer Meinung nach das grösste Missverständnis über China im Westen?

Dass es eine böse Regierung und ein gutes Volk gibt. Während 3000 Jahren haben sich Regierung und Volk gegenseitig beeinflusst. Die Institution im Westen, die dem chinesischen System am nächsten kommt, ist die sizilianische Mafia. Du hast einen *capo di tutti capi*, der verhindert, dass

sich die anderen *capi* gegenseitig töten. Weil sie von Natur aus Anarchisten sind, mögen sie keine Form von Regierung. Sie sind einzig ihren Familien gegenüber loyal. Der Kaiser ist nichts anderes als ein notwendiges Übel. Die für die Demokratie grundlegende Idee von öffentlichem Vertrauen und Subsidiarität ist den Chinesen fremd.

Was hält also ein Land der Anarchisten zusammen, wenn nicht der Kaiser?

Es gibt einen alten Witz über US-Präsident Eisenhower und den ehemaligen israelischen Premierminister Ben-Gurion. Eisenhower sagt zu Ben-Gurion: «Es ist schwer, Präsident von 200 Millionen Amerikanern zu sein.» Und Ben-Gurion sagt: «Es ist noch schwieriger, Premierminister von zwei Millionen Premierministern zu sein.» Nun, China ist ein Land mit



«Sturmspitze»: Huawei-Flagship-Store, Shenzhen.

1,4 Milliarden Kaisern. Jeder will ein Kaiser sein. Jeder strebt nach seiner eigenen Macht und derjenigen seiner Familie. Es gibt keinen Sinn für die *Res publica*. Und es gibt sicher keine gemeinsame Liebe im augustischen Sinn, die das Land zusammenhält. Was das Land zusammenhält, ist Ehrgeiz. Deshalb ist es wichtig, dass die Leistungsgesellschaft fair ist. Xi Jinpings Tochter geht nach Harvard, aber kein chinesischer Präsident kann sein Kind an die Universität Peking schicken, wenn es nicht die richtige Punktzahl im Gaokao, der Aufnahmeprüfung für die Universität, erzielt.

Für den Westen ist also nicht alle Hoffnung verloren, wenn Chinas *capo di tutti capi* seinen Spross an einer amerikanischen Eliteschule ausbilden lässt?

Nun, die eine Sache, in der wir viel besser sind als die Chinesen, ist Innovation. Wie bereits erwähnt, ist Huawei bei Innovatio-

nen stark von westlichen Mitarbeitern abhängig. Ich sage nicht, dass die Chinesen nicht innovativ sein können. Während der Tang-Dynastie (617 bis 907 n. Chr.), die als ein goldenes Zeitalter der chinesischen Kunst und Kultur gilt, erfanden die Chinesen die Uhr, den Kompass, das Schiesspulver, das Drucken und praktisch alle Elemente,

«Chinesen respektieren nur Macht, und unsere Macht liegt in der Innovation.»

die zur industriellen Revolution führten. Die chinesische Form der Leistungsgesellschaft, die auf standardisierten Prüfungen basiert, hat einen Nachteil gegenüber der westlichen Gesellschaft. Albert Einstein, der seine Arbeitszeit im Schweizer Patentamt absass, weil er keinen Universitätsjob bekommen konnte...

... und dann nach Feierabend zu Hause die Relativitätstheorie entwickelte.

Richtig. Das ist in China unvorstellbar. Wenn man die Chinesen fragt, was sie am meisten beunruhigt, werden viele sagen: «Warum haben wir keine Nobelpreise?» Acht Chinesen haben Wissenschaftsnobelpreise gewonnen, aber es sind alles Chinesen, die in Amerika lebten. Das chinesische System ist sehr schlecht darin, jene Exzentriker zu rekrutieren, die wie ein Einstein bahnbrechende Beiträge leisten. Darin sind wir viel besser. Die westliche Vorstellung vom göttlichen Funken im Individuum existiert in China einfach nicht. Daher bin ich überzeugt, dass wir gegen die Chinesen eine Chance haben.

Präsident Trump wird nicht müde, zu sagen: «Wir müssen verhindern, dass die Chinesen unsere Innovationen stehlen.» Er hat recht, nicht wahr?

Sicherlich ist der Aufstieg Chinas eine Bedrohung für den Wohlstand und die Sicherheit im Westen, und er hat recht, darauf hinzuweisen. Natürlich müssen wir uns über das globale Ausgreifen der Chinesen sorgen. Wenn die Chinesen die nächste Welle von industriellen Grossanwendungen dominieren, werden wir arm und weniger sicher sein. Wir werden von ihnen abhängig sein, und das gefällt mir nicht.

Einige Leute sagen, Konfrontation sei die falsche Strategie, wir sollten besser Freunde werden. Haben die Chinesen das gleiche Konzept von Freundschaft wie wir?

Die Chinesen haben als Individuen keine Freunde. China als Land umso weniger.

Ein Bauer irgendwo auf dem chinesischen Land, hat er keine Freunde?

Als ich in China arbeitete, erklärte mir ein chinesischer Kollege: «Wenn du in die Grundschule eintrittst, schaust du nach links

und rechts und versucht herauszufinden, welchen deiner Kommilitonen du ausstechen kannst.» Abgesehen von der Familie sehen Chinesen in der Gesellschaft nur Untergebene und Vorgesetzte. Eine Vorstellung von politischer Freundschaft im Sinne Aristoteles' gibt es nicht. Chinesen haben nur Interessen. Es gibt einen Begriff, den man aus Süditalien kennt: «amoralischer Familienbetrieb». Man ist in seinen Beziehungen zur Welt völlig amoralisch, bloss innerhalb der Familie gelten andere Standards. Das charakterisiert das Beziehungsgeflecht in China sehr gut.

Ganz offensichtlich liegt China viel daran, zumindest «freundlich» zu erscheinen. Es hat eine enorme PR-Strategie gestartet. Es kauft Platz und Sendezeit in den westlichen Medien, um sich als freundlicher Riese zu präsentieren.

Sie machen einen sehr schlechten Job, nicht wahr?

Finden Sie?

Die Sache, um die ich mir am wenigsten Sorgen mache, ist die chinesische Propaganda im Westen. Chinesen sind gegenüber westlichen Befindlichkeiten farbenblind. Was sie sehr gut können, ist Beeinflussung durch Geld und Technologie. Aber das chinesische System ist so weit weg von dem, was Westler wollen und anstreben, dass es für uns nie attraktiv erscheinen wird.

Kipling lag offenbar nicht ganz falsch, als er schrieb: «Ost ist Ost und West ist West, und niemals treffen sich die beiden.»

Wir können nie Chinas Freunde werden. Natürlich müssen wir mit China Geschäfte machen. Wir können uns nicht von 1,4 Milliarden klugen und fleissigen Menschen isolieren. Das ist absurd. Aber man kann nur aus einer Position der Stärke mit ihnen umgehen.

Präsident Trump verfolgt eine Strategie der Drohungen und Machtdemonstrationen. Beeindruckt das die Chinesen?

Ich glaube nicht, denn der Präsident spricht eine Menge Drohungen aus, die er nicht umzusetzen gedenkt. Der Iran ist ein gutes Beispiel. Es ist in Ordnung, zu sagen: «Wir haben geladen und entsichert», doch wir werden den Iran nicht angreifen. Täten wir das, käme es zu einer massiven Blockade der Ölversorgung im Persischen Golf. Auf der anderen Seite verfolgen die Chinesen mit paranoider Aufmerksamkeit jede Aktion der Vereinigten Staaten. Wie ich eingangs erwähnt habe, war der Versuch, den Rest der Welt davon zu überzeugen, nicht mit Huawei zu kooperieren, ein kompletter Misserfolg. Huawei wird in diesem Jahr 600 000 5G-Basisstationen ausliefern und kann diese nun ohne amerikanische Komponenten produzieren.

Das Erniedrigende ist, dass wir den Halbleiter erfunden haben. Wir haben die Displays erfunden. Wir haben die optischen Netze erfunden. Jede einzelne Komponente der digitalen Wirtschaft war eine amerikanische Erfindung. Doch wir produzieren nur sehr wenig davon, oder in einigen Fällen gar nichts, in den Vereinigten Staaten.

Hat Amerika verloren? Oder kann es wieder aufholen?

Natürlich können wir das. Aber es ist sehr schwer, zu sagen, wie das geschehen soll. Unter der Reagan-Administration habe ich den Nationalen Sicherheitsrat beraten. Die Vereinigten Staaten gaben für direkte Subventionen für Forschung und Entwicklung, auf heute umgerechnet, 300 Milliarden Dollar aus – etwa eineinhalb Prozent des BIP. Jedes der grossen Unternehmen verfügte über Labors, in denen Tausende von Wissenschaftlern beschäftigt waren. Jede einzelne Erfindung, die unsere moderne digitale Wirtschaft hervorgebracht hat, stammte aus einem Pentagon-Projekt. In vielen Fällen waren die Ergebnisse viel weitreichender, als wir erwartet hatten. Es ist also wichtig, dass wir die Innovationskultur wiederherstellen und die personellen und unternehmerischen Ressourcen dafür mobilisieren.

Wo sehen Sie Chinas Schwachstellen, die dem Westen in Zukunft Vorteile verschaffen könnten?

Es gibt eine ganze Reihe. Erstens hat China eine sehr schnell alternde Bevölkerung. Sie müssen Kapital exportieren und junge Menschen aus anderen Ländern beschäftigen, um die Renten ihrer eigenen Bevölkerung zu bezahlen. Chinas grösstes Problem jedoch sind die Ambitionen ihrer jungen Leute. Jedes Jahr legen zehn Millionen Chinesen die Universitätsprüfung Gaokao ab. Ein Drittel von ihnen studiert Ingenieurwesen. Sie erwarten Karrierechancen. Wenn China seinen technologischen Vorsprung verliert, wenn es hinter dem Westen zurückbleibt, wenn die Kommunistische Partei im Wettbewerb mit dem Westen als gescheitert angesehen wird, wird dies eine erhebliche Bedrohung für die Machthaber darstellen.

Wie kann der Westen Chinas Regierung in die Defensive drängen?

Nicht, indem wir uns über die Missachtung von Menschenrechten in China beschweren. Die Chinesen respektieren nur die Macht, und unsere Macht liegt in der Innovation. Wenn wir die Chinesen innovativ übertrumpfen und in Schlüsseltechnologien abhängen können, wird das die Glaubwürdigkeit der chinesischen Regierung untergraben.

Das Interview im Englischen Original ungekürzt auf www.weltwoche.ch/International



Inside Washington

Hetzjagd

CNN kennt nur ein einziges Ziel – Trumps Amtsenthebung.

Politische Experten vergessen leicht. Es war der ehemalige Präsident Obama, der das Wort «Fake News» prägte. Er meinte damit angebliche Verschwörungen, die in den Social Media auf seine politische Erbin Hillary Clinton bei den Wahlen 2016 zielten. Donald Trump übernahm den Begriff und formte ihn zur persönlichen Waffe um, die er seither gerne benutzt: «Fake News!»

Neue, heimlich aufgezeichnete Gespräche von CNN-Mitarbeitern in der Washingtoner Zentrale belegen die unerbittlichen Anstrengungen von CNN, die Berichterstattung über den Präsidenten zu verzerren. Ähnlich wie die *New York Times*, die ihre Mitarbeiter in diesem Sommer angewiesen hat, in ihren Artikeln Trump als Rassisten zu präsentieren, setzt CNN auf eine einzige Agenda: Angriff auf Trump.

Whistleblower Cary Poarch erzählte Fox News, dass er nie die Absicht hatte, ein Medienwächter zu werden. Der Anhänger von Bernie Sanders sagte, für ihn sei ein Traum wahr geworden, als ihn das TV-Netzwerk als Techniker einstellte. Bald jedoch wurde der linke Meinungsdruck bei CNN für ihn unerträglich.

Poarch berichtet von einer Morgensitzung, an der CNN-Präsident Jeff Zucker seinem Team eintrichterte: «Wir bewegen uns in Richtung Amtsenthebung... In dieser Sache gibt es nur ein Ziel, nämlich das Impeachment. Also vergesst nicht, dass dies unsere grosse Geschichte sein muss.»

Ein CNN-Kollege klagte gegenüber Poarch: «Ich hasse es, wie sich hier alles um Trump dreht. Die ganze Zeit immer nur Trump. Alle in der Firma beschweren sich darüber.»

Ein weiterer frustrierter Journalist kritisierte: «Wir können gar nichts dagegen tun, wenn Zucker verlangt, dass das Thema Amtsenthebung an jedem Tag zur Top-Story wird.» Zucker ist der Boss. «Er will ein Impeachment – unbedingt.» *Amy Holmes*

Sieg der Unabhängigkeit

Nach dem deutlichen Wahlerfolg der im Westen geächteten polnischen Partei Recht und Gerechtigkeit lässt die *Weltwoche* vier Bürger zu Wort kommen. Sie begründen, warum sie sich keine bessere Partei für ihr Land wünschen können. *Von Pierre Heumann*

Jaroslaw Kaczynski, dessen Partei Recht und Gerechtigkeit (PiS) Polen verändert hat, erhielt am Sonntag ein unmissverständliches Mandat, die Politik der letzten vier Jahre fortzusetzen. Stellt man ausschliesslich auf ausländische Einschätzungen ab, ist der Entscheid der Wähler kaum nachvollziehbar. Der polnischen Regierung wird in Westeuropa vorgeworfen, den Rechtsstaat auszuhöhlen, die Medien zu manipulieren oder die einflussreiche katholische Kirche für ihre Ziele zu instrumentalisieren. Auch an internen Kritikern fehlt es nicht. Drei ehemalige Präsidenten, unter ihnen Friedensnobelpreisträger Lech Walesa, warnten vor den Wahlen eindringlich vor einem «Abgleiten Polens in eine Diktatur».

Doch die Mehrheit der Wähler sieht das anders und will auch künftig die PiS-Politik mit dem sozialen und gleichzeitig konservativ-patriotischen Programm. Polen nähert sich einem Wohlfahrtsstaat an und hat zum Beispiel die Einführung des Kindergeldes in der Höhe von umgerechnet 130 Franken beschlossen. Zudem wurden die Mindestlöhne erhöht und das Rentenalter gesenkt. Junge Bürger bis zum Alter von 26 Jahren sind von der Einkommenssteuer befreit worden, und ab diesem Monat wird sie für alle reduziert.

Eine Frage der Identität

Dass Polens Wirtschaft boomt, haben die Wähler ebenfalls honoriert. Die Ökonomie legte im vergangenen Jahr um 5 Prozent zu, und die Arbeitslosigkeit gehört zu den tiefsten im EU-Raum. Gleichzeitig profiliert sich die

«Dass bei uns jetzt zwei Millionen Ukrainer beschäftigt sind, zeigt klar, wie gut es uns in Polen geht.»

PiS als Beschützerin der traditionellen polnischen Familie. So wehrt sie sich gegen die gleichgeschlechtliche Ehe und weiss sich damit laut Meinungsumfragen im Einklang mit der Mehrheit der Bevölkerung.

Bei den Wahlen gehe es in Polen indessen nie bloss um wirtschaftliche oder gesellschaftliche Themen, sagt der gebürtige Italiener Danilo Facca, der seit einem Vierteljahrhundert in Polen lebt, wo er Philosophiegeschichte doziert. Im Zentrum stehe stets auch die polnische Identität. Eingeklemmt zwischen den beiden Giganten Deutschland und Russland, habe man im Laufe der Geschichte immer wie-



«Wir halten uns lieber an christliche Grundwerte»: Parteichef Kaczynski (r.).

der leidvoll erfahren, dass die Existenz Polens keine Selbstverständlichkeit sei. «Wir müssen unsere Identität stets bestätigt sehen, weil wir wissen, dass unsere Unabhängigkeit jederzeit gestohlen werden kann», sagt Facca, der inzwischen einen polnischen Pass hat. Die PiS habe verstanden, dass die Mehrheit der Polen nicht von Brüssel hören wolle, was sie zu tun oder zu denken habe, weil sie ihre Unabhängigkeit und Identität bewahren wolle.

Die *Weltwoche* hat vier PiS-Wähler gefragt, weshalb sie sich trotz Warnungen aus Brüssel und trotz der Kassandrarufo ehemaliger Staatspräsidenten für Kaczynskis Partei entschieden haben.

Adam Sosnowski, 31, Chefredaktor Monatszeitschrift *Wpis* — «Mal ehrlich: Wer in Westeuropa über ein zunehmendes Demokratiedefizit in Polen lamentiert, muss das eindeutige Resultat der Wahlen zur Kenntnis nehmen und anerkennen, dass wir Polen ein Machtwort gesprochen haben, von wem wir regiert werden wollen: nämlich von der PiS. Sie erhielt 44 Prozent der Stimmen, fast doppelt so viel wie die

Bürgerplattform, und das bei einer Rekordwahlbeteiligung von über 60 Prozent. Die liberale Demokratie sei in Polen in Gefahr, hören wir von Westeuropäern. Mit Verlaub: Mit liberalem Gedankengut haben wir Polen nichts am Hut. Wir halten uns lieber an christliche Grundwerte. Das katholisch-konservative Weltbild, das uns so wichtig ist, wird nur von der PiS vertreten. Alle anderen Parteien sind uns zu säkular, zu links, oder sie haben keine klare Linie.»

Joanna Guminska, 46, Bäuerin und Unternehmerin — «Für mich gab es keine Qual der Wahl. Die PiS-Regierung hat in den vergangenen vier Jahren dafür gesorgt, dass wir einer leuchtenden Zukunft entgegengehen können. Anders als bei meinen Freunden in Deutschland oder in Schweden geht es bei uns flott aufwärts. Die Lebensqualität hat sich bei uns in den vergangenen vier Jahren ständig erhöht, und das verdanken wir der PiS-Regierung. Die Partei Kaczynskis hat endlich alle Verbindungen zu den Ex-Kommunisten gekappt, die lange nach dem Sturz des kommunistischen Regimes noch Einfluss hat-

ten. Und im Gegensatz zu früheren polnischen Regierungen hat die PiS die armen Leute nicht vergessen. Sie gab ihnen das Selbstwertgefühl zurück und begreift sie als Teil der Gesellschaft.

Alles, was man im Westen über mein Land erzählt, ist falsch. Wir fühlen uns sicher vor Gewalt, weil wir – im Gegensatz zum Beispiel zu Deutschland – unsere Grenzen nicht für jeden geöffnet haben. Was nicht heisst, dass wir keine Flüchtlinge oder Fremden bei uns haben. Rund zwei Millionen Ukrainer und Weissrussen wohnen bei uns, aber eben nur Menschen, die hier arbeiten, sich anpassen und der Gesellschaft etwas geben wollen.

Faulenzer, die dem Sozialstaat zur Last fallen, wollen wir nicht. Falsch ist ebenso das in Westeuropa verbreitete Klischee, wir seien intolerant. Ich lebe in Sidra, einem kleinen Städtchen an der Grenze zu Litauen und Weissrussland, etwas mehr als 200 Kilometer von Warschau entfernt. Sidra liegt in Podlachien, einer waldreichen Region im Nordosten von Polen. Hier wohnt seit über dreihundert Jahren eine der ältesten muslimischen Gemeinschaften Europas, die Tataren. Sie sind echte polnische Patrioten – was sie wohl nicht wären, wenn sie sich nicht als Teil Polens fühlten.»

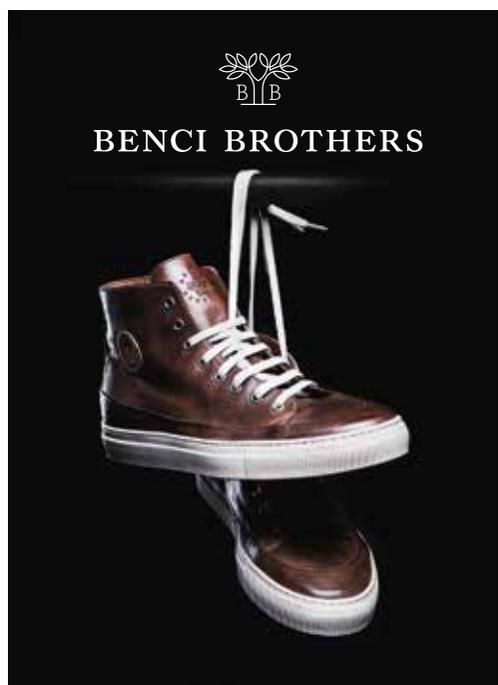
Marcin Ormass-Kubacki, 49, IT-Spezialist — «Wenn einer bei den letzten Wahlen vor vier Jahren im Bekanntenkreis sagte, er wähle PiS, löste er damit oft heftige Debatten aus. Unter Freunden wurde die Frage «Wen wählst du?» deshalb in der Regel gemieden. Denn die PiS-Partei war im Mittelstand, vor allem in den grösseren Städten, ein Synonym für «simples Gemüt». Wer etwas auf sich hielt, wählte die Bürgerplattform, die sich als Elite des Landes sah. Heute ist das anders – und ich bin eigentlich froh darüber, weil es zeigt, dass wir unser Land demokratisch reformieren können.

Jetzt zu sagen, man habe PiS gewählt, ist nicht mehr peinlich. Denn seit die Partei vor vier Jahren die Regierung übernahm, hat sich bei uns vieles zum Besseren gewandt, vor allem auf dem Land, was die Grossstädter allerdings oft nicht merken. Einen grossen Teil ihrer Wahlversprechen hat die PiS-Regierung realisiert oder zumindest in Angriff genommen. Unsere Ökonomie boomt. Dass bei uns jetzt zwei Millionen Ukrainer beschäftigt sind, zeigt klar, wie gut es uns in Polen geht.

Die schlechter bezahlten Jobs überlassen wir heute gerne den Ausländern. Unser Regierungschef Mateusz Morawiecki, den Kaczynski vor zwei Jahren mit den technischen Aspekten des Regierens beauftragt hat, versteht eben allerhand von Wirtschaft. Er hat inner- und ausserhalb Polens nicht nur Geschichte und Ökonomie studiert, sondern auch Europäische Studien an der Universität Basel. Die Opposition muss sich ihr schmähliches Resultat selber zuschreiben. Denn sie hat kein substanzielles Programm entwickelt, wie sie Polen weiter voranbringen will.

Ihr wichtigstes Thema war, PiS zu verhindern. Die Unfähigkeit der Bürgerplattform hat wohl auch etwas mit dem Vakuum zu tun, das der ehemalige Premier und Parteichef Donald Tusk hinterlassen hat, als er, für uns völlig überraschend, im Jahr 2014 Präsident des Europäischen Rates wurde und nach Brüssel wechselte. Die Bürgerplattform war damals völlig auf Tusk konzentriert. Nach seinem Wegzug gab es in der Partei niemanden, der das Vakuum an Ideen und Charisma, das er hinterliess, hätte ausfüllen können.»

Danuta Melerski, 62, Archivarin — «Als ich vor vierzehn Jahren nach mehreren Jahren in Deutschland in mein Städtchen in Nordpolen zurückkehrte, hatte ich zunächst den Eindruck, dass meine Bekannten sehr komfortabel leben, in schönen Häusern und wirtschaftlich gutsituiert. Doch schnell merkte ich, dass es nicht allen so gut ging. Als ich zum Beispiel



meine Putzfrau zu Hause besuchte oder meinen Gärtner, war ich schockiert: Beide lebten in unglaublicher Armut. Dann realisierte ich, dass in meiner Region die Mehrheit in solch elenden Verhältnissen lebte, dass es also nur einer kleinen privilegierten Elite gutging.

Die Bürgerplattform PO von Donald Tusk, die damals regierte, hatte die Armen vergessen. Eine Arbeitsstunde wurde mit lumpigen fünfzig Cents vergütet. Ich organisierte deshalb eine Kleiderhilfe. Doch das reichte nicht aus. Dann kam mir das Parteiprogramm der PiS in die Hände, und ich war begeistert. Als sie nach den Wahlen ihr Versprechen realisierte und das Kindergeld von 500 Zloty Realität wurde, sah ich, wie die Frauen wie Blumen aufblühten, weil sie nun mit vollen Taschen nach Hause gehen und ihre Kinder ausreichend und gesund ernähren konnten.»



Die Bibel

Der nette Teufel

Von Peter Ruch

Und der Teufel sagte zu Jesus: Dir werde ich die ganze Macht und Herrlichkeit geben (Lukas 4, 6). In diesen Tagen wird das Basler Münster tausend Jahre alt. Da die meisten seiner Besucher nicht lesen konnten, sind viele Geschichten bildlich in Stein gemeisselt. Die Steinmetze waren zuweilen hervorragende Bibel- und Menschenkenner. Der frühere Münster-Pfarrer Paul Bernhard Rothen hat dies in einem empfehlenswerten Büchlein dokumentiert («Das Basler Münster», Freimund-Verlag). Links vom Hauptportal ist der Kaiser Heinrich II. als Stifter dieser Kirche mit seiner züchtigen Gattin Kunigunde dargestellt. Rechts vom Hauptportal stehen ebenfalls eine Frau und ein Mann. Die Frau trägt im Gegensatz zu Kunigunde ein Nègligé und scheint den Mann neben ihr fasziniert anzulächeln. Er lächelt ebenfalls und deutet mit lässiger Geste an, dass manche Realitäten nicht zu ändern sind. Er wirkt sympathisch und ist an der Krone als Fürst zu erkennen. Er ist der Fürst dieser Welt, der Teufel, der die Menschen entzücken kann. Verführungen entpuppen sich oft erst hinterher als solche. Deshalb ist dieser Teufel vorne so freundlich – und besteht hinten aus Ungeziefer, Schlangen und Monstern.

Täuschungen sind nachträglich leicht zu erkennen, und über die Schatten der Vergangenheit stänkern kann jeder. Um die Sünden der Gegenwart und ihre Verhängnisse für die Zukunft auszumachen, braucht es indessen die Bereitschaft, den Zeitgeist an Erfahrungen und Wahrheiten zu messen. Das erfordert Denken, Wissen und Glauben. Was uns heute als Problemlösung charmant anlächelt, kann morgen in höllische Verarmung, Hass und Krieg umschlagen. Lösen Suchtmittel und löst die zauberhafte Geldflutung der Notenbanken ein Problem? Stärkt der bestrickende Lehrplan 21 die Bildung, oder verdirbt er sie? Vermögen Panikbeschlüsse das Klima zu beeinflussen, oder sind sie blosser Freiheitskiller? Später wird man es wissen. Schon jetzt wäre es dringend nötig und auch möglich, kritisch nachzudenken, um nicht sämtlichen Entzückungen auf den Leim zu gehen.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.



Liberalismus ist bei ihm nur eine Spielart von Imperialismus: Denker Hazony (l.), Ministerpräsident Orbán.

Bibel der Nationalisten

Yoram Hazony, ein israelischer Philosoph und Kenner des Alten Testaments, hat neun Kinder und eine Mission: den Nationalismus salonfähig zu machen. Mit seinem neuen Buch findet er bei rechten Intellektuellen und Politikern viel Gehör, erst in den USA, nun auch in Europa. Von Erik Ebnetter

Donald Trump, amerikanischer Präsident und führender Medienkritiker, dürfte für einmal mit der Berichterstattung über seine Person einverstanden gewesen sein. Die Rede, die er kürzlich vor der Uno-Generalversammlung hielt, sei «nationalistisch» gewesen, urteilten *New York Times*, *Washington Post* und CNN. Eine nationalistische Rede? Was auf Deutsch nach einem Aufruf zu Krieg und Gewalt klingt, wirkt auf Englisch weniger martialisch. Trump selber bezeichnete sich schon als Nationalisten, ohne dass er damit viel Aufregung provoziert hätte. Sogar ein ausgesprochener Trump-Kritiker wie Bret Stephens, konservativer Kolumnist der linksliberalen *New York Times*, schrieb unlängst, Nationalismus sei zwar «unamerikanisch», es handle sich dabei aber nicht einfach um Faschismus. Das Beispiel zeigt, wie wichtig Nationalismus als Schlagwort in der amerikanischen Debatte geworden ist.

Mitverantwortlich dafür ist ein Buch, das im September 2018 erschienen ist. Es heisst «The Virtue of Nationalism» («Die Tugend des Nationalismus») und stammt von Yoram Hazony, einem israelischen Philosophen und Bibelgelehrten. Dass im Titel ein moralisieren-

der Ton anklingt, ist kein Zufall. Hazony ist überzeugt, dass «die Welt am besten regiert wird, wenn es den Nationen gelingt, ihren eigenen unabhängigen Kurs festzulegen, ihre eigenen Traditionen zu pflegen und ihre eigenen Interessen ohne Einmischung zu verfolgen». Mit seinem Buch hat er in Amerika einen Erfolg gelandet. Grosse Zeitungen wie die *New York Times* würdigen es mit Besprechungen, und das Intercollegiate Studies Institute, eine Non-Profit-Organisation im Bildungsbereich, wählte «The Virtue of Nationalism» zum «Konservativen Buch des Jahres 2019». Schon ist die Rede von einem kommenden Klassiker.

Konferenz in Washington

Weniger bekannt ist Hazony in Europa, aber Einfluss hat er auch hier. Im März traf er sich mit Viktor Orbán, dem ungarischen Ministerpräsidenten, um über Geopolitik und die EU zu diskutieren. Mischaël Modrikamen, der bei den Europaparlamentswahlen vom Mai die rechten Parteien in einer Sammelbewegung zusammenbringen wollte, sagte über «The Virtue of Nationalism»: «Das fasst perfekt zusammen, was wir denken.» Und Constanze

Stelzenmüller, eine deutsche Juristin, die für einen amerikanischen Think-Tank tätig ist, schrieb in der *Financial Times*, deutsche Diplomaten hätten sich mürrisch mit dem Buch beschäftigt, nachdem ihnen ein hoher Beamter des amerikanischen Aussenministeriums gesagt hatte, es sei der Schlüssel, um Trumps Europapolitik zu verstehen.

Noch mehr Aufmerksamkeit bekommt Hazony in den USA. Im Juli organisierte er eine Tagung in Washington, an der bekannte Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens teilnahmen, darunter John Bolton, damals noch Trumps nationaler Sicherheitsberater, oder Tucker Carlson, ein Fernsehmoderator und Bestseller-Autor. Auch Peter Thiel, ein Investor aus dem Silicon Valley, der Philosophie in Stanford studiert hat, war an der Veranstaltung dabei. *New Republic*, ein linksliberales Magazin, berichtete von einer «hochkarätigen Konferenz» und erklärte: «Yoram Hazony hat das geschrieben, was einem Manifest für Intellektuelle auf der rechten Seite am nächsten kommt.»

Was bezweckt Hazony mit «The Virtue of Nationalism», seinem «Manifest»? Er gibt die

Antwort in der Einleitung: «Ich habe dieses Buch geschrieben, damit wir eine Erklärung für die Gründe haben, warum man Nationalist ist.» Dass dieser Begriff gewöhnungsbedürftig sein mag, kümmert ihn nicht: «Ich werde keine Zeit damit verschwenden, den Nationalismus zu verschönern, indem ich ihn als «Patriotismus» bezeichne, wie es heute viele in Kreisen tun, in denen der Nationalismus als etwas Ungehöriges angesehen wird.» Politisch geprägt hätten ihn seine Eltern und Grosseltern, die in den 1920er und frühen 1930er Jahren nach Palästina gezogen seien, um dort einen jüdischen Staat zu gründen. «Ich war mein ganzes Leben lang ein jüdischer Nationalist, ein Zionist.»

Die Familie ist ein wichtiger Bezugspunkt für Hazony. Geboren wurde er 1964 in Israel, aufgewachsen ist er in Amerika. Der Vater war Ingenieurprofessor in Princeton, wo Hazony

«Er hat das geschrieben, was einem Manifest für Intellektuelle auf der rechten Seite am nächsten kommt.»

studierte. Seine Doktorarbeit schrieb er über die «politische Theorie des Buches Jeremia und seine Relevanz für moderne Themen». Er ging nach Israel, wo er für Benjamin Netanjahu, den heutigen Ministerpräsidenten, arbeitete und später einen konservativen Think-Tank aufbaute. Zeitweise wohnte er in einer Siedlung im Westjordanland. Mit seiner Frau hat er neun Kinder. Ihnen – den «Mitgliedern meines Stammes» – ist das Buch gewidmet. Hazony nimmt damit einen Begriff auf, der für ihn zentral ist: «Unter Nation verstehe ich eine Reihe von Stämmen mit einer gemeinsamen Sprache oder Religion und einer Vorgeschichte als Gemeinschaft für Verteidigung und andere Grossunternehmen.»

Als Blaupause dient ihm das Israel des Alten Testaments. Seine zwölf Stämme seien immer wieder durch Imperien herausgefordert worden (Ägypten, Babylonien, Assyrien, Persien) und hätten sich zur Verteidigung zusammengeschlossen. Hazony argumentiert mit vielen Bibelstellen, um zu zeigen, wie der Nationalismus daraus entstanden sei. Er schildert diesen «Kampf zwischen zwei antithetischen Visionen der Weltordnung» als geopolitischen Urkonflikt: hier Nationen, «die das politische Wohl im Einklang mit ihren eigenen Traditionen und ihrem eigenen Verständnis verfolgen»; da ein Rechtssystem, «das von einer einzigen supranationalen Behörde verkündet und aufrechterhalten wird». Geschichte erscheint so als einzige lange Abfolge dieses Konflikts. Was zum Beispiel die katholische Kirche gewesen ist – eine politische Kraft, die «ein universelles Imperium von Frieden und Wohlstand» habe aufbauen wollen –, sei heute die Uno oder, in kleinerem Massstab, die EU.

Das ist idealtypisch gedacht – gute Nationalstaaten, böse Imperien –, und hier liegt das Problem: Die geschichtliche Realität ist facettenreicher als das Schema, in das Hazony sie zwingt. England und die Niederlande, die er als exemplarische Nationalstaaten anführt, wurden selber zu Imperien. Und dass Nazi-Deutschland nicht nationalistisch, sondern nur imperial gewesen sein soll, ist eine Einschätzung, die Hazony ziemlich exklusiv haben dürfte. Dass er tausende Jahre menschlicher Geschichte auf ein angebliches Gegensatzpaar reduziert, hat ihm viel Kritik eingetragen. Am originellsten ist vielleicht der Einwand von Mark Koyama, einem Ökonomen, der in der Sprache seiner Disziplin feststellte, Hazony beziehe sich immer auf die abhängige Variable. Erweise sich ein historischer Zustand oder ein historisches Ereignis als gut, erkläre er es mit dem Nationalismus, sonst mit dem Gegenteil davon.

Aus schweizerischer Perspektive irritiert, dass Hazony letztlich einem ethnischen Nationenbegriff anhängt. Obschon er betont, die alttestamentarische Vorstellung von Nation habe nichts mit Biologie zu tun, fusst seine Definition auf einem solchen Kriterium, dem «Stamm». Die Vorstellung, dass Menschen sich auch durch den Glauben an bestimmte Werte wie Freiheit zu einer Nation vereinigen können, hält er für abwegig. Es waren nun aber gerade die freiheitsbegeisterten Liberalen, die im 19. Jahrhundert in Europa nach nationaler Einigung strebten, und das nirgends erfolgreicher als in der mehrsprachigen Schweiz, wo sie den Bundesstaat errichteten. Das ficht Hazony nicht an. So wie er keinen Unterschied zwischen Nationalismus und Patriotismus macht, ist Liberalismus bei ihm nur eine Spielart von Imperialismus.

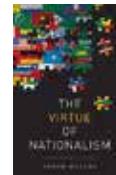
Selbstgefällige Liberale

Das heisst nicht, dass seine Einwände nicht stichhaltig sein können. Die Weltsicht der Imperialisten sei heute geprägt von «liberalen Theorien über Rechtsstaatlichkeit, Marktwirtschaft und individuelle Rechte, die «alle im Kontext von Nationalstaaten wie Grossbritannien, den Niederlanden und Amerika entstanden» seien, schreibt Hazony. Indem Liberale diese Rechte als universell erklärten, gefährdeten sie die Grundlage, auf der sich diese verwirklichen liessen, sprich den Nationalstaat. Das klingt vertraut. Ähnlich argumentierte schon Ralf Dahrendorf, der deutsch-britische Soziologe, der zu den wichtigen liberalen Denkern des 20. Jahrhunderts zählte. Er hielt Demokratie ohne Nationalstaat für kaum umsetzbar.

Dass Hazony mit seiner Kritik manch wunden Punkt trifft, verdeutlicht auch das Brexit-Drama. Hazony schreibt, viele Liberale hielten die europäische Einigung für ein Ziel, dem sich ein anständiger Mensch nur anschliessen kön-

ne. Eine BBC-Dokumentation zeigt, wie Guy Verhofstadt, ehemaliger Fraktionschef der Liberalen im Europäischen Parlament, und sein Team die Brexit-Verhandlungen begleiteten («Storyville – Brexit: Behind Closed Doors»). Wer die Dokumentation gesehen hat, kann verstehen, wie Hazony, der in seiner Laufbahn mit vielen Politikern und Beamten zu tun hatte, zu seinem Urteil kommt. Die Gegenseite wird selbstgefällig als «verrückt» bezeichnet, und an einer Stelle sagt ein Mitglied von Verhofstadts Team: «Wir haben aus ihnen» – gemeint sind die Briten – «eine Kolonie gemacht.» Es ist für diese Liberalen ein Anlass zur Freude.

Was ist von «The Virtue of Nationalism» zu halten? Ein Rezensent schrieb, es handle sich um den «cri de cœur eines patriotischen Israeli». Tatsächlich sieht Hazony die Kritik am Nationalstaat auch als Gefahr für Israel und letztlich für die Juden, was nur verständlich ist. Die Existenz Israels ist der beste Schutz gegen ein neuerliches Auschwitz. Hazony präsentiert aber weit mehr Argumente, die für eine kleinräumige Ordnung der Welt sprechen, etwa die Systemkonkurrenz, die im Westen zu grossen Fortschritten geführt hat. Das ist soweit nichts Neues. Originell ist hingegen, wie Hazony diese Ordnung auf die Bibel zurückführt. Letztlich lohnt sich die Lektüre von «The Virtue of Nationalism» aber vor allem deshalb, weil das Buch eine Idee vermittelt, was der mächtigste Mann der Welt meinen könnte, wenn er sich als «Nationalist» bezeichnet.



Yoram Hazony:
The Virtue of Nationalism.
Hachette Book Group.
256 S., Fr. 46.90

HIGH END
SWISS 2019

ENJOY THE MUSIC

DIE SCHWEIZER HIFI-MESSE
26. + 27.10.2019 ZÜRICH-REGENSDORF

Erdogan kämpft, Trump zieht ab

Von Hansrudolf Kamer — Präsident Trump versucht, die türkische Militäroperation in Nordsyrien mit Wirtschaftssanktionen zu stoppen. US-Truppen werden abgezogen. Eine Syrien-Strategie ist nicht in Sicht.



Unter dem Hashtag #EndEndlessWars hat Präsident Trump den Rückzug amerikanischer Truppen aus Nordsyrien angekündigt. Dies nach einem Telefongespräch mit dem türkischen

Präsidenten Erdogan, der wenig später eine Militärintervention in genau diese Region lancierte. Seither ist Feuer im Dach. Die beiden Hauptakteure, Trump und vor allem Erdogan, haben ähnliche Motive, nämlich innenpolitische. Trump präpariert seinen Wahlkampf, und eines seiner Themen tönt wie weiland bei George McGovern 1972: «Bring our boys home!» Das hat er vor drei Jahren versprochen, und das Versprechen will er halten.

In einer Wahlrede in Washington rief er aus, amerikanische Soldaten sollten nicht in den nächsten fünfzig Jahren eine Grenze zwischen der Türkei und Syrien bewachen, wenn es nicht einmal gelinge, die eigenen Grenzen zu Hause zu sichern.

Bei Erdogan ist der Lack ab, seit seine Partei die Bürgermeisterwahl in Istanbul verloren hat. Der innenpolitische Gegner wird stärker. Mit dem Waffengang spaltet Erdogan nun die Opposition: Die CHP, die Republikanische Volkspartei, unterstützt die Militäraktion, die prokurdische HDP lehnt sie ab. Dissidenten und Aufwiegler im eigenen Lager, der Mehrheitspartei AKP, verstummen.

Erdogans Perspektive ist allerdings prekär. Einen langen Krieg muss er vermeiden. Seinen Plan für eine Pufferzone hat er in der Uno den Amerikanern, Russen und Europäern präsentiert, die jedoch – nicht unerwartet – nichts damit zu tun haben wollten.

Die «Operation Friedensquelle» müsste sich deshalb auf die kurdische Autonomieregion in Nordsyrien beschränken, und das wird sie wohl auch. Eine Sicherheitszone soll die Türkei vor Aktionen der kurdischen Guerilla – hier der Volksverteidigungseinheiten YPG – schützen und Flüchtlingsströme kanalisieren.

Die syrischen Kurden suchen nun ein Zusammengehen mit Damaskus, um sich gegen die angreifenden Türken zu wehren, nachdem sie von dem kleinen amerikanischen Truppenkontingent nicht mehr abgeschirmt werden. Kompliziert wird das Durcheinander noch durch die ungefähr 10 000 IS-Kämpfer, die in Lagern festgehalten werden.

Der Islamische Staat ist zwar besiegt und aus den besetzten Gebieten vertrieben worden, hat aber noch immer Rückhalt. Wohl an die 15 000 IS-Streiter sind nie gefangen oder getötet worden und machen die Region weiter unsicher. Die Kurden und auch die Türken haben erklärt, sie seien für die Bewachung der internierten Terrormilizen nicht zuständig. Diese könnten nun ausbrechen und wieder ihr Schreckensregime errichten.

Starke Lebenszeichen

In Amerika selber haben sich Demokraten und Republikaner aus höchst unterschiedlichen Gründen für einmal in heftiger Kritik am Präsidenten vereinigt. Es wird ein grosses Desaster heraufbeschworen: Israel und Saudi-Arabien seien beunruhigt, es gebe neue Flüchtlingsströme und Terroristenraubzüge, dagegen herrsche Freude in Moskau und Teheran.

Auch die Kritiker legen sich nicht fest, was genau denn Amerika in Syrien tun sollte. Trump nur «simple-minded isolationism» vorzuwerfen, ist schwach. Das reduzierte amerikanische Truppenkontingent in Nordsyrien hatte bestenfalls noch eine Stolperdraht-Funktion. Für eine entscheidende Einflussnahme hätte es stark ausgeweitet werden müssen, was niemand wollte. Und dass sich Trump lang-

fristig aus dem Mittleren Osten verabschieden will, ist auch keine Neuigkeit.

Vieles daran ist wahltaktisch bedingt, denn Trumps Rückzugsbewegungen aus dem Mittleren Osten sind populär. Der Präsident liegt ganz auf der Linie seines Vorgängers Obama, der mit seinem Abrücken aus dem Irak und seinen «roten Linien» im Syrienkrieg vorgespurt, damit aber folgenreiche Fehler begangen hatte.

Auch die Bewaffnung der YPG durch Obama war in der Rückschau kein Geniestreich. Sie trug zwar zum Sieg über den IS bei, ärgerte aber die Türken und gibt jetzt dem Vorwurf Nahrung, Amerika habe die Kurden – einmal mehr – verraten, obwohl über die Zweckallianz hinaus keine Verpflichtungen eingegangen worden waren.

Es müsste zu denken geben, dass zwei so unterschiedliche Präsidenten wie Trump und Obama zu ähnlichen Schlüssen gekommen sind. Die strategische Lehre daraus ist aber ziemlich klar: Wenn Amerika geht, wird es nur noch schlimmer. Obama gelang das Disengagement nicht – er musste sich erneut mit Truppen engagieren. Unter Trump könnte Ähnliches wieder geschehen.

Washington hat inzwischen die Türkei mehrmals zum Abbruch der Militäraktion aufgerufen und nun mit scharfen Wirtschaftssanktionen Druck aufgesetzt. Vizepräsident Pence soll zwischen Türken und Kurden vermitteln.

Das wirkt sehr behelfsmässig, ja hilflos. Wenn die Amerikaner sich ganz aus Syrien verabschieden wollen, müssten sie eigentlich die Türken unterstützen, statt sie zu bremsen. Es wäre falsch, sich der Türkei ganz zu entfremden, gerade jetzt, wo die Opposition gegen Erdogan starke Lebenszeichen von sich gibt.



Ganz auf der Linie seines Vorgängers: Oberbefehlshaber Trump.

Blonder Derwisch

Rücken zur Wand, von Bruder und Schwester im Stich gelassen und von der kontinentalen Presse ausgelacht, scheint Boris Johnson neue Qualitäten zu entfalten. Britannien hat guten Grund, zuversichtlich in die Zukunft zu blicken. Von Urs Gehriger

Noch nie habe ich eine Rede Boris Johnsons mehr genossen als jene zu Westminster am vergangenen Montag. Einige waren ähnlich gut – zum Beispiel sein Plädoyer für die griechische Demokratie im Duell mit Althistorikerin Mary Beard, die sich tapfer für die römische Republik ins Zeug legte –, aber keine war besser. Vielleicht lag es daran, dass nicht Johnson selbst, sondern die Queen die Rede gehalten hat: feierlich, mit monotoner Stimme, wie ein Metro- nom der Weltgeschichte, und mit ihrer ältesten, mit 1333 Diamanten besetzten Tiara auf dem Haupt. (Ein Beobachter meinte, die Königin habe damit ein historisches Selbstbewusstsein ausstrahlen wollen, nun da ihr Königreich bald in unbekannte Gewässer segeln wird.)

Kurzum, die Rede sprühte vor Mut und Vision, Johnson alias Elizabeth II. sprach von glücklichen Bauern, zufriedenen Fischern, wohlversorgten Alten und gesunder Umwelt. Sie sprach mit verantwortungsvoller *gravitas*, die sich im Satz ballte: «Die Priorität meiner Regierung ist es immer gewesen, den Austritt des Vereinigten Königreichs aus der Europäischen Union am 31. Oktober zu gewährleisten.» Das ist in weniger als zwei Wochen.

Wort halten

Die Queen's Speech war Johnsons Empfehlung beim britischen Volk, denn er hofft, dass es in landesweiter Wahl demnächst sein Verdikt sprechen wird, über ihn und seine Pläne für ein unabhängiges Britannien.

Nun ist es möglich, dass Kritiker recht haben und Johnsons Königinnenrede blosse Absichtserklärung bleibt. Weil das Parlament sie zurückweisen wird. Weil Johnson keine Parlamentsmehrheit mehr hat. Weil sein Kabinett durch eine Meuterei gebeutelt wurde. Weil die Tory-Fraktion durch 21 erzwungene Partei- austritte dezimiert wurde. Weil das Oberste Gericht die von Johnson verordnete Zwangspause für das Parlament für illegal erklärt hat.

Aber die Rede bestätigte Boris Johnsons felsenfeste Absicht, den Volkswillen vom Juni 2016 (52 Prozent für den Brexit) endlich umzusetzen, allen Rankünen und Ränkespielen zum Trotz.

Dies ist die erste grosse Qualität Boris Johnsons. Er setzt alles daran, Wort zu halten und sein Versprechen einzulösen.



Mut und Vision: Johnson, Elizabeth II.

Seine zweite Qualität zeigte er in seinen bittersten Stunden. Von Weggenossen verlassen, mit grossen Teilen der Partei und der Mehrheit des Parlaments gegen sich, entwickelt er jene Fähigkeiten, die nötig zu sein scheinen, um den Volkswillen umzusetzen. Er hat im entscheidenden Moment gemerkt, dass er gegenüber Brüssel Flexibilität zeigen muss. Dass ein Brexit mit einem Deal die bessere Lösung ist.

Seit einigen Tagen häufen sich die Zeichen, dass ein Deal mit der EU zustande kommen könnte. Drei Mal war Theresa May mit ihrer Version gescheitert, jetzt scheint sich in Westminster eine Mehrheit zu formieren. «Die Stimmen für einen Deal sind da», sagte Jacob Rees-Mogg, Führer des Unterhauses, am Dienstag. «Alle wollen, dass dies endlich ein Ende nimmt.»

Das stimmt die Anhänger eines harten Brexits nervös, wie ich von Exponenten der Lobbygruppe «Leave Means Leave» vernehme. «We are going to get f...ed over» (kinderfreundlich übersetzt: «Wir werden richtig aufs Kreuz gelegt»). Entweder sei der nun gebrauchte Deal so tödlich wie ein Schierlingsbecher. Oder aber das Parlament werde, sinister orchestriert von John Bercow, dem selbstgefälligen Parlamentssprecher, erneut einen Aufschub der Verhandlungen durchsetzen, der sich bis tief ins nächste Jahr hinziehen könnte. Und just in dieser Zeit, so die Befürchtung, werde ein

zweites Referendum durchgeboxt. Mission: Exit vom Brexit.

Noch ist es nicht so weit. In besagter, frisch entdeckter Flexibilität traf Boris Johnson letzte Woche Irlands Premierminister Leo Varadkar, um die grösste Hürde für einen Brexit zu nehmen: die Grenze zwischen Britannien und der EU auf der irischen Insel. Man war sich einig, ein Austritt ohne Deal wäre für Iren und Briten ein Nachteil. Also skizzierten sie gemeinsam eine Lösung: Britische Güter nach Nordirland würden nach EU-Richtlinie besteuert. Mit anderen Worten: Nordirland würde zur EU-Zollunion und nicht zum unabhängigen Grossbritannien gehören.

Johnson scheint zu zaubern

Kaum nach Drucklegung dieser Zeilen (Dienstag nach Mitternacht) hat sich die Situation im launischen Tiefdruckgebiet zwischen London und Brüssel möglicherweise bereits wieder verändert.

Gewiss wird die kontinentale Presse Boris Johnson unvermindert mit Schmähworten teeren und federn. Doch der blonde Derwisch in 10 Downing Street, Rücken zur Wand, von Bruder und Schwester im Stich gelassen und von alten Weggenossen verlassen, scheint zu zaubern. Britannien hat allen Grund, zuversichtlich in die Zukunft zu blicken. Boris *lo vult!* ○

Anzeige

Und ich sah ein zweites Tier aufsteigen aus der Erde; das hatte zwei Hörner wie ein Lamm und redete wie ein Drache. Und es übte alle Macht des ersten Tieres aus vor seinen Augen und es macht, dass die Erde und die darauf wohnen, das erste Tier anbeten, dessen tödliche Wunde heil geworden war. Und es tut grosse Zeichen, sodass es auch Feuer vom Himmel auf die Erde fallen lässt vor den Augen der Menschen; und es verführt, die auf Erden wohnen, durch die Zeichen, die zu tun vor den Augen des Tieres ihm Macht gegeben ist; und sagt denen, die auf Erden wohnen, dass sie ein Bild machen sollen dem Tier, das die Wunde vom Schwert hatte und lebendig geworden war.

Und es wurde ihm gegeben, Geist zu verleihen dem Bild des Tieres, damit das Bild des Tieres reden und machen könne, dass alle, die das Bild des Tieres nicht anbeteten, getötet würden. Und es macht, dass sie allesamt, die Kleinen und Grossen, die Reichen und Armen, die Freien und Sklaven, sich ein Zeichen machen an ihre rechte Hand oder ihre Stirn und dass niemand kaufen oder verkaufen kann, wenn er nicht das Zeichen hat, nämlich den Namen des Tieres oder die Zahl seines Namens.

Hier ist Weisheit! Wer Verstand hat, der überlege die Zahl des Tieres; denn es ist die Zahl eines Menschen, und seine Zahl ist 666. Offb 13, 11f

Interessant? Lies Bibel. Forsche im Original.



Auf allen Bühnen: Präsident Selenskyi.

Der Oligarchenschreck, der keiner ist

Ein Telefonat mit US-Präsident Donald Trump katapultierte den Präsidenten der Ukraine, Wolodymyr Selenskyi, in den Fokus der Weltpresse. Was ist vom Polit-Quereinsteiger zu halten, der antrat, sein Land von Korruption und Misswirtschaft zu befreien? *Von Oleksiy Sorokin*

Für Wolodymyr Selenskyi ist die Präsidentschaft nichts Neues. In der populären TV-Serie «Diener des Volkes» spielte er einen Lehrer, der sich nach einem Auftritt in einem Youtube-Video, in dem er die Korruption und das Desinteresse der Politiker anprangert, unversehens im Präsidentenamt wiederfindet.

Nachdem er als Komiker erfolgreich Korruption und Oligarchen bekämpft hatte, entschloss er sich, das Ganze in der realen Welt zu wiederholen.

Also warf sich Komödiant Selenskyi in den Wahlkampf. Dem Volk gefiel, was es hörte. Am 21. April 2019 wählte es Selenskyi mit überwältigenden 73 Prozent der Wählerstimmen zum Präsidenten. Bei den Parlamentswahlen vom 21. Juli legte Selenskyi nach. Seine Partei – mit Namen «Diener des Volkes» – holte 253 von 450 Sitzen und feierte einen historischen Sieg.

Selenskyi kennt Seele und Sorgen der Ukrainer wie kaum ein Zweiter. Seit den frühen 2000er Jahren ist er als Komiker im ukraini-

sehen Fernsehen aufgetreten, später produzierte er verschiedene TV-Shows. Meistens nahm er ukrainische Politiker aufs Korn, die er bei seinen Auftritten parodierte. Seine Shows liefen sehr erfolgreich auf verschiedenen Sendern, die im Besitz ukrainischer Oligarchen sind. Von 2012 an hatte er einen Exklusivvertrag mit dem Sender 1+1, der Ihor Kolomojskyi gehört, dem vormaligen Eigentümer der Privatbank, des grössten ukrainischen Geldhauses.

Oberstes Ziel

Der Pakt mit Oligarch Kolomojskyi erwies sich auch beim Sprung auf die «echte» Politbühne als äusserst hilfreich. Kolomojskyis Sendeanstalten, die 20 Prozent der ukrainischen TV-Landschaft kontrollieren, unterstützten Selenskyis Wahlkampf und berichteten kritisch über seine Rivalen.

Nun ist Selenskyi ein halbes Jahr im Amt. Bald merkte er, dass nicht alles nach Drehbuch läuft wie bei seinem Alter Ego im Youtube-Film.

Im August fand er sich plötzlich im Auge eines weltpolitischen Orkans wieder. Ein Whistleblower des US-Geheimdienstes behauptete, Präsident Trump habe den ukrainischen Präsidenten während eines Telefongesprächs dazu gedrängt, Ermittlungen gegen Senator Joe Biden und dessen Sohn Hunter aufzunehmen, um seinen Herausforderer in Misskredit zu bringen. Hunter Biden hatte fünf Jahre im Aufsichtsrat von Burisma gesessen, einem zwielichtigen ukrainischen Energieunternehmen, das dem früheren Umweltminister Mykola Slotschewskyi gehört hatte, der Hunter Biden für dessen Beratertätigkeit fünf Jahre lang mindestens 50 000 Dollar monatlich bezahlt hatte. 2015 wurde gegen Slotschewskyi und Burisma wegen lukrativer Öl- und Gasexplorationsgenehmigungen ermittelt, die das Unternehmen von Slotschewskyis Ministerium erhalten hatte. Er selbst weist alle Vorwürfe zurück.

Selenskyi, wohl in der Hoffnung, Trump zu besänftigen, gab seine Kooperationsbereit-

schaft zu erkennen und sagte, dass er den neuen Generalstaatsanwalt im Griff habe und ihn anweisen werde, sich alte, ungelöste Fälle noch einmal anzusehen. (Was dieser umgehend auch ankündigte.) Tatsächlich konnte das aufgedeckte Telefonat Selenskyi nicht viel anhaben. Anders als Trump, der inzwischen mit einem Amtsenthebungsverfahren rechnen muss, erfreut sich Selenskyi laut dem Umfrageinstitut Rating Group einer Zustimmungsrate von rekordverdächtigen 71 Prozent. Andreas Umland, Senior Fellow am Institute for Euro-Atlantic Cooperation in Kiew, weist darauf hin, dass für die Menschen in der Ukraine andere Probleme dringlicher seien und dass sie der Skandal in den USA schlicht und einfach nicht interessiere.

Selenskyis Partei «Diener des Volkes» hatte sich ihrerseits angeschickt, die Ukraine umzupflügen. Sie verabschiedete Gesetze über die Aufhebung der parlamentarischen Immunität, führte ein Verfahren zur Amtsenthebung des Präsidenten ein und vereinfachte die Entlassung von inkompetenten Beamten. Das kam bei der Bevölkerung gut an. Fünf Jahre nach 2014 wünschen sich die meisten Ukrainer vor allem, dass der Krieg im Osten ein Ende hat und Erfolge im Kampf gegen die Korruption erzielt werden.

«Mein oberstes Ziel ist es, den Krieg zu beenden», sagte Selenskyi denn auch unlängst in einer zwölfstündigen Pressekonferenz. Anfang September fand ein Gefangenenaustausch statt. 35 Inhaftierte wurden an die Ukraine zurückgegeben, unter ihnen der Filmregisseur Oleg Sensow, dessen Entlassung von Aktivisten, Filmemachern und Politikern auf der ganzen Welt gefordert worden war, sowie vierundzwanzig Matrosen, die im November letzten Jahres in der Strasse von Kertsch festgenommen worden waren.

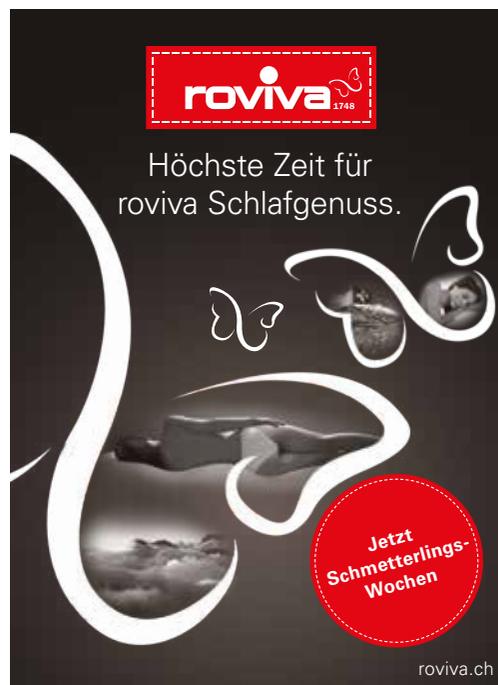
«Armee, Sprache, Glaube»

Das Ereignis wurde von allen grossen ukrainischen Sendern live übertragen. Man sah den Präsidenten, der die Freigelassenen auf dem Flughafen begrüsst, was seiner Popularität natürlich zugutekam. Der Gefangenenaustausch erlaubte es ihm, indirekte Friedensgespräche mit Russland aufzunehmen, die seit 2016 auf Eis lagen. Am 1. Oktober erklärte er, er sei mit der «Steinmeier-Formel» einverstanden. Diese nach dem ehemaligen deutschen Aussenminister und heutigen Bundespräsidenten Frank-Walter Steinmeier benannte Formel besagt, dass die besetzten ostukrainischen Gebiete Sonderstatus erhalten sollen, sobald dort unter Aufsicht der OSZE Wahlen gemäss ukrainischen Gesetzen abgehalten worden sind. «Mit vorgehaltener Waffe wird es keine demokratischen Wahlen geben», betonte Selenskyi. Doch bald begann sich der Himmel über Selenskyi zu verdunkeln. Am 6. Oktober versammelten sich Tausende in Kiew

und in anderen Städten, um gegen Zugeständnisse an Russland zu protestieren. Die nationalistischen Stammwähler des ehemaligen Präsidenten Poroschenko kritisieren Selenskyi seit langem. Poroschenkos Parole «Armee, Sprache, Glaube» sprach all jene an, die jedwede Vereinbarung mit Russland nur nach einem vollständigen russischen Abzug aus dem Donbass und von der Krim akzeptieren wollen.

Selenskyi, der für Verhandlungen eintritt, ist unter Poroschenkisten ausgesprochen unbeliebt. Er wurde unterstützt von Wählern in den russischsprachigen Regionen im Osten des Landes, und oft heisst es, er wolle Frieden um jeden Preis, was er selbst jedoch bestreitet.

Im Januar, während des Wahlkampfs, meldeten Journalisten des investigativen TV-Magazins «Schemy» (das von Radio Free Europe / Radio Liberty gesendet wird), dass Selenskyi Miteigentümer des zypriotischen Unternehmens Green Family Ltd. sei, das russische Gel-



der erhalte. Gegenüber Journalisten erklärte Selenskyi, es handle sich lediglich um Lizenzgebühren für Produktionen, die vor 2014 entstanden seien. Im März, noch vor Amtsantritt, verkaufte Selenskyi seinen Anteil.

Auch Selenskyis Antikorruptionspolitik wird kritisch beäugt. Seine Nähe zum Oligarchen Kolomojtsch lässt viele an Selenskyi zweifeln. Kaum war Selenskyi gewählt worden, kehrte Kolomojtsch aus seinem Exil in Israel zurück in die Ukraine. Der Mann, der einst in Genf gewohnt und wegen der drohenden Auslieferung an die USA die Schweiz verlassen hatte, gilt als einer der dubiosesten Figuren der Ukraine.

Viele von Selenskyis Mitarbeitern und Parteimitgliedern pflegen bis heute Beziehungen zu dem Oligarchen. Andrij Bohdan, ein früherer Anwalt von Kolomojtsch, leitet das Präsi-

alat. Drei Journalisten, die früher für Kolomojtschs Fernsehsender arbeiteten, sitzen inzwischen als Vertreter von Selenskyis Partei «Diener des Volkes» im Parlament, darunter auch Oleksandr Dubinskyi, ein vehementer Kritiker der Nationalbank und der Verstaatlichung von Kolomojtschys Privatbank. Dubinskyi leitet heute den Ausschuss, der die Besetzung von Verwaltungsposten bei staatlichen Banken wie der Privatbank kontrolliert.

Hauptgesellschafter der Privatbank, der grössten ukrainischen Bank, war Kolomojtsch. 2016 wurde die Bank verstaatlicht. Ein Bericht des Finanzermittlers Kroll sprach von «umfangreichem und koordiniertem» Betrug zur Zeit Kolomojtschys. 5,5 Milliarden Dollar seien aus dem Vermögen der Bank geplündert worden. Der Staat musste die Bank mit Steuergeldern retten. Die Privatbank erstattete in Kiew, London und Genf Anzeige gegen Kolomojtsch, der alle Vorwürfe jedoch zurückwies und seinerseits den Staat wegen Durchsuchung seiner Immobilien verklagte.

Hilfsprogramm auf Eis gelegt

Der Internationale Währungsfonds, Hauptgeldgeber der Ukraine, hat unter Hinweis darauf, dass eine mögliche Einigung mit Kolomojtsch den ukrainischen Bankensektor destabilisieren und die Wirtschaft des Landes zusätzlich unter Druck setzen könne, sein Hilfsprogramm in Höhe von 5 Milliarden Dollar auf Eis gelegt.

«Für Selenskyi wird es negative Folgen haben, wenn er sich nicht überzeugend von Kolomojtsch distanziert. Dann werden ausländische Politiker und Investoren auf Distanz gehen», sagt Timothy Ash von Blue Bay Asset Management, einer in London ansässigen Beratungsfirma.

Fünf Monate nach Amtsantritt kann Selenskyi keine Erfolge im Kampf gegen die Korruption vorweisen. Die Oligarchen brauchen Druck seitens des Präsidenten nicht zu fürchten. Selenskyi betonte während einer Pressekonferenz, dass er den Abgeordneten erklärt habe, er wolle spätestens am 1. Januar 2020 Ergebnisse in mehreren wichtigen Strafverfahren sehen. Im Mai hatte er die Antikorruptionsbehörde angewiesen, binnen dreier Monate Resultate vorzulegen, und mit Entlassungen gedroht.

Heute sieht Selenskyi die Sache entspannter. «Als ich gewählt wurde, dachte ich, einen Tag später würden alle korrupten Leute hinter Gittern sitzen. Aber der Präsident hat nicht das Recht, sich in Rechtsverfahren einzumischen.»

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Oleksiy Sorokin schreibt für die *Kyiv Post*. Er studierte an der University of Toronto Politikwissenschaft und Geschichte.

Politik in Zeiten des Klimawandels

Von Thilo Sarrazin — Die Forderung nach einer weltweiten Nullemission bei Treibhausgasen in dreissig Jahren ist technokratisch grössenwahnsinnig und selbstmörderisch.



Für die Zwecke dieses Artikels unterstelle ich,

— dass es einen anhaltenden Trend zu höheren Durchschnittstemperaturen auf der Erde gibt,

— dass dieser Trend das Menschheitswohl gefährdet

— und dass er verursacht wird durch einen menschengemachten Anstieg der Emission von Treibhausgasen.

Ich unterstelle ferner, dass die vom Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC) geforderte Begrenzung auf 1,5 Prozent Temperaturanstieg im Vergleich zur vorindustriellen Zeit vernünftig ist. Ferner unterstelle ich, dass der IPCC richtig gerechnet hat, wenn er fordert, zu diesem Zweck die weltweiten, jährlichen CO₂-Emissionen von 35 Milliarden Tonnen bis 2030 zu halbieren, bis 2050 auf null zu senken.

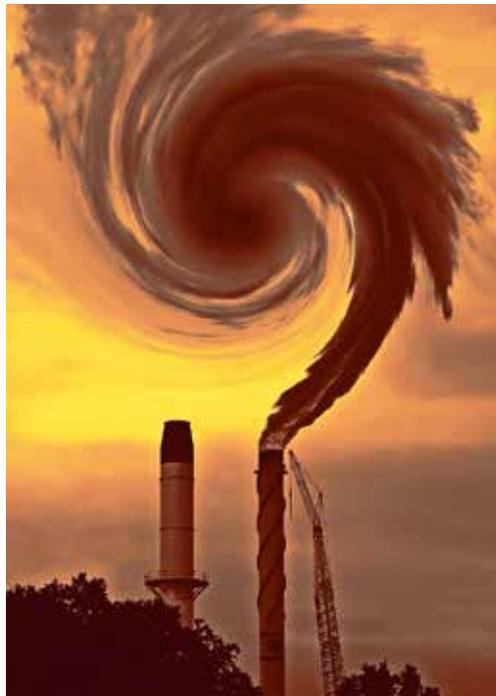
Was normativ und rechnerisch richtig sein mag, ist aber noch lange nicht umsetzbar. Ich halte die Forderung nach einer weltweiten Nullemission bei Treibhausgasen im Verlauf von nur dreissig Jahren für technokratisch grössenwahnsinnig und politisch selbstmörderisch. Weder ist diese Forderung auf der technokratisch-wissenschaftlichen Ebene in irgendeiner Weise ideell mit Massnahmen unterlegt, noch gibt es eine politische Antwort darauf, wie man die 194 Staaten dieser Welt auf einen gemeinsamen Massnahmenkatalog verpflichten kann, der noch nicht konzipiert ist. Solch ein Massnahmenkatalog müsste technische Lösungen enthalten, die wir uns noch gar nicht ausgedacht haben und von denen niemand weiss, ob sie überhaupt möglich sind.

Windstille und Dunkelpausen

Derzeit hat Deutschland einen Anteil von 2,3 Prozent am weltweiten CO₂-Ausstoss. China liegt bei 29,3 Prozent, die USA erreichen 15,4 Prozent und Indien 6,3 Prozent. Am deutschen Wesen wird die Welt hinsichtlich des Klimawandels also keinesfalls genesen. Aber Deutschland ist doch die Ingenieurwerkstatt der Welt? Vielleicht könnten bei uns die Innovationen erfunden werden, die die Welt insgesamt dem Nullemissionsziel näherbringen?

Schauen wir uns den deutschen Endenergieverbrauch an: Er lag 2017 auf dem Niveau von

1990, nämlich bei 2600 Terawattstunden. Auch die Verteilung auf die Sektoren war unverändert: Jeweils rund 30 Prozent entfielen auf Industrie und Energie, 25 Prozent auf die Haushalte sowie je 15 Prozent auf Gewerbe, Handel und Dienstleistungen. Es ist nicht zu erkennen, weshalb der deutsche Endenergieverbrauch in den nächsten dreissig Jahren stark sinken sollte, wenn er in den vergangenen dreissig Jahren praktisch unverändert war. Auch in Zukunft wünschen sich die Deutschen gute Einkommen und möchten diese auch ausgeben. Dazu müssen Industrie, Handel und Gewerbe florieren, auch der Verkehr wird nicht abnehmen.



Ein utopischer Gedanke.

Natürlich muss man die Energieeffizienz erhöhen, damit der Endenergieverbrauch trotz Wirtschaftswachstums konstant bleibt. Viel mehr aber wird nicht zu erreichen sein.

Zur Senkung der Treibhausgase kann man beitragen, wenn man Öl und Kohle durch Erdgas ersetzt, vor allem aber, indem man den Anteil erneuerbarer Energien stärkt. Der Anteil erneuerbarer Energien am deutschen Stromverbrauch betrug 2018 immerhin knapp 38 Prozent. Allerdings ist das Problem der langfristigen Netzstabilität in der Stromversorgung noch ungelöst, und der gegenwärtige Anteil erneuerbarer Energien funktioniert auch nur, weil für die Zeit von Windstille und Dunkelpausen die überkommenen Kraftwerkskapazi-

täten weiter vorgehalten werden. Es wird viel schwerer werden, wenn alle Kern- und Kohlekraftwerke in Deutschland planmässig vom Netz genommen sind. Für das Ziel, die Treibhausgase auf null zu bringen, ist einzig der Anteil der erneuerbaren Energien am gesamten Endenergieverbrauch relevant. Dieser lag 2018 bei wenig beeindruckenden 16,6 Prozent. Er soll bis 2030 laut Klimaschutzprogramm der Bundesregierung auf 30 Prozent steigen.

Den ehrgeizigen Klimaschutzzielen wird man aber nur näherkommen, wenn man den gesamtwirtschaftlichen Endenergieverbrauch radikal reduziert. Dafür fehlt der amtierenden Bundesregierung (zum Glück) der politische Wille. Es fehlt aber vor allem an handlungsleitenden Ideen. Die im Rahmen des Klimaschutzpakets verabschiedeten Massnahmen sind zwar allesamt vernünftig. Nur zur Zielsetzung, die Emission von Klimagasen in dreissig Jahren auf null zu bringen, stehen sie in einem gewaltigen Missverhältnis, wie einige Beispiele zeigen:

— Das angekündigte Milliardenprogramm für die Deutsche Bahn wird am Energiebedarf des Verkehrs von 30 Prozent des Endenergieverbrauchs kaum etwas ändern. Die Eisenbahn operiert seit Jahrzehnten an der Kapazitätsgrenze. Ihr Anteil an den Transportleistungen betrug 2017 im Personenverkehr 8 und im Güterverkehr 19 Prozent. Auch Milliardeninvestitionen werden diese Anteile kaum verschieben.

— Die geplante Abgabe auf den Inlandflugverkehr wird mit drei Euro pro Ticket keine Lenkungswirkung entfalten, sie wirkt lächerlich.

— Auch ein stärkerer Umstieg auf die E-Mobilität im Autoverkehr wirkt sich auf den Energieeinsatz beim Transport nicht aus, denn dieser wird im Wesentlichen bestimmt durch die Geschwindigkeit und das Gewicht der zu bewegenden Masse.

Rein von der Sache her ist in Deutschland das Scheitern bei den ehrgeizigen Zielen zur Reduktion der Treibhausgase programmiert. Was dies politisch bedeutet, werden die nächsten fünf bis zehn Jahre erweisen.

Zum Schluss ein utopischer Gedanke: Die wirksamste Methode zur Beschränkung des menschlichen Energieverbrauchs und damit zur Reduktion von Treibhausgasen wäre ein Rückgang der Weltbevölkerung durch sinkende Geburtenzahlen: Seit 1950 blieb die Zahl der Deutschen auf der Welt konstant, aber die Weltbevölkerung hat sich verdreifacht. Läge sie noch auf dem Niveau des Jahres 1950, so wäre auch das Problem der Treibhausgase wesentlich kleiner. Die ökologischen Probleme auf der Welt wären ohne die Bevölkerungsexplosion der letzten Jahrzehnte leichter lösbar beziehungsweise gar nicht erst entstanden.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

Kalifat der Dummheit

Von Eugen Sorg — Will Europa überleben, muss es wieder stolz werden auf seine Verdienste, auf Renaissance, Aufklärung, Wissenschaft.

Es war wie ein böser Spuk. Vor fünf Jahren, im Juni 2014, rief der bis anhin unbekannt muslimische Gotteskrieger Abu Bakr al-Baghdadi im irakischen Mossul ein Kalifat aus und ernannte sich zum Befehlshaber der Gläubigen und Nachfolger des Propheten Mohammed. Seine aus dem Nichts aufgetauchten frommen Soldaten des Islamischen Staates hatten Millionenstädte im Handstreich eingenommen und ein Gebiet so gross wie Ungarn erobert. Wo sie ihre schwarze Flagge hochzogen, herrschte die unbarmherzige Moral eines archaischen Gottesstaates, der sich strikt an den Vorgaben der heiligen Texte und an der Lebensweise des arabischen Propheten aus dem 7. Jahrhundert orientierte.

In den orientalischen Suks, wo vor kurzem noch Touristen über den Preis von Teppichen oder Lederwaren gefeilscht hatten, wurden nun wie in der goldenen Frühzeit wieder Sklaven feilgeboten, jesidische oder christliche Mädchen und Frauen, Kriegsbeute zur vornehmlich sexuellen Verwendung. Menschen, die man des Unglaubens bezichtigte, wurden ertränkt, auf öffentlichen Plätzen geköpft, gekreuzigt und zur Abschreckung tagelang hängengelassen.

Historisch neu war nicht die Grausamkeit, sondern die stolze Unverhohlenheit, mit der sie zelebriert wurde. Enthauptungen von Journalisten oder Massenerschiessungen von gefangenen Regierungssoldaten wurden als heiliges Ritual inszeniert und gefilmt und die Aufnahmen ins Netz gestellt. Die ganze Welt sollte sehen, was mit denen geschieht, die sich der Wahrheit und Herrlichkeit der Kalifats-Jünger entgegenstellen. Die Botschaft kam an. Zehntausende junge Muslime aus allen Kontinenten, darunter viele aus Europa, eilten herbei und schlossen sich den Glaubensgenossen an. Die Aussicht, nicht nur straflos ihre niedersten Instinkte ausleben zu dürfen, sondern dabei auch einen Akt der Frömmigkeit zu vollziehen, versetzte sie in Hochstimmung.

Die Blutwalze wurde erst mit Donald Trumps Wahl zum neuen US-Präsidenten gestoppt. Dieser räumte den Frontgenerälen mehr Entscheidungskompetenz ein als sie unter seinem pazifistisch angehauchten

Vorgänger Obama hatten. Bald eroberte die von den USA angeführte Koalition die Städte zurück und bereitete Ende 2017 dem Kalifat ein Ende.

Der militärische Sieg zerstörte nicht nur den Terrorstaat, sondern auch den die Gotteskrieger beflügelnden Wahn der Unbesiegbarkeit. Parallel zum Aufstieg des Kalifats hatten in Europa die islamischen Anschläge drastisch zugenommen. Nach dem Zusammenbruch ging deren Zahl auf beinahe Null zurück. Den potenziellen Attentätern fehlte die logistische Hilfe, aber auch die kollektive ideologische Hitze und die Bestätigung durch scheinbar unbesiegbare Anführer, die einer braucht, um loszuziehen und wehrlosen Zivilisten ein Blutbad zu bereiten.

Ist der Spuk vorüber? Nicht in Nordafrika, Nigeria, Somalia, Afghanistan und den Philippinen, wo Freischärler des Kalifats weiter im Einsatz stehen. Nicht in den Köpfen jener Millionen unter den weltweit 1,8 Milliarden Muslimen, für die ein Gottesstaat die einzig gerechte Ordnung ist, für deren Sieg, inschallah, Gewalt angewendet werden darf. Auch nicht in Europa,



wo in Paris ein radikalislamischer Polizist unter Anrufung seines Propheten fünf «ungläubigen» Kollegen den Hals durchschneidet.

So schrecklich der Terrorkrieg ist, die Angreifer können ihn nicht gewinnen. Gegen ihre ungläubigen Feinde sind sie militärisch chancenlos. Auf einem anderen Gebiet allerdings können sie sich mehr Hoffnungen machen. Europa hat mit einer sorglos-naiven Einwanderungspolitik die Möglichkeit seiner eigenen kulturellen Abschaffung vorbereitet. Statt Europäer zu werden, hielten die muslimischen Migranten aus Nahost und Asien an ihrem Glauben und ihren Bräuchen fest. Sie machten mehr Kinder als die Ungläubigen, beschnitten ihre Töchter, verboten ihnen den Umgang mit Jungs, die nicht ihre Brüder waren, bestimmten für sie einen Ehemann aus der Verwandtschaft, bauten Moscheen, legitimierten die Zweit- oder Drittfrau vor einem Scharia-Gericht, irgendwann sahen ganze Stadtteile von London aus wie Rawalpindi, der häufigste Baby-Name in London und Brüssel war nicht mehr George oder Louis, sondern Mohammed, der ehemalige Princeton-Historiker Bernard Lewis konstatierte, dass Europa «spätestens» Ende dieses Jahrhunderts «islamisch» sein werde.

Die sozial-technokratischen Vordenker der Masseneinwanderung waren blind gewesen für die Beharrkraft traditioneller und religiöser Prägungen. Mit dem Islam wurde eine Welt importiert, die sich allen Anforderungen der Moderne verweigert hatte. Fast alle 56 muslimischen Staaten sind Diktaturen, Bürgerkriegsruinen, korrupte Stammesgebilde. Die Bevölkerungen sind ungebildet, das geistig-kulturelle Leben ist trostlos. Für jede Situation gibt es Vorschriften, Rechtsgutachten, Fatwas, die sich auf tausend Jahre alte Fatwas beziehen – ob und wie und in welcher Stellung man sich den Hintern abwischt, wann man in den Krieg ziehen muss. Eine gigantische, sakrale Gefängnisordnung regelt das Leben des Muslims, alle Neugierde, Autonomie, Freiheit erstickend. Die endgültige Antwort auf jede mögliche Frage steht im Koran und in den Hadithen, den Aussprüchen des Propheten. Wer an einzelnen Aussagen zweifelt, stellt den ganzen Glauben in Frage. Er ist ein Ungläubiger und darf getötet werden.

Will Europa diesen vormodernen, barbarischen Spuk überleben, muss es wieder stolz werden auf seine Verdienste. Auf Renaissance, Aufklärung, Wissenschaft. Es muss sich mit jenen Muslimen zusammenschließen, die unter Polizeischutz leben müssen, weil sie die Courage hatten, die abscheulichen Aspekte ihres Glaubens zu kritisieren.



Ewiges Rätsel: Katzenfrau Kravitz.



Ikone der Woche

Gebändigtes Raubtier

Von Wolfram Knorr

Im Mittelalter gehörte sie zu den Hexen- und Höllentieren, besonders die schwarze, die im Märchen der Hexe auf den Schultern hockt. Dann mutierte die Katze ins Spielerische und Weiblich-Erotische. Die «Sexmieze» ist das gebändigte Miniatur-Raubtier, Sinnbild erotischen Spieltriebs, des Geheimnisvollen, Sphinxhaften der Frau. Die Katze ist zwar gefährlich (im grausamen Spiel mit der Maus etwa), aber eben auch sinnlich, weich, verführerisch, graziös und anschiemig. Das reizte die bunte Welt der Comics, vor allem das Superhelden-Genre, das ausschliesslich männlich dominiert war und weibliche Leser suchte. So begann man Frauen an die Seite der Superhelden zu platzieren, und Batman geriet durch seine Freundschaft mit Robin auch noch in den Verdacht der Homosexualität.

Also erfanden 1940 Bob Kane und Bill Finger von DC Comics eine der interessantesten Figuren, eine Selina Kyle aus zerrütteten Verhältnissen und ziemlich einsam. Ihre einzigen Freunde sind Katzen. Nachts zieht sie als kleine Diebin mit einer Katzenmaske durch Gotham

Am Anfang ist sie eine Feindin Batmans, doch ihr Charakter bleibt ambivalent.

City. Kane und Finger gaben ihr zunächst das Aussehen von Joan Crawford, später wurde die Figur den jeweiligen Moden angepasst. Am Anfang ist sie eine Feindin Batmans, doch ihr Charakter bleibt ambivalent, und so ist sie auch mal Freundin. Es soll sogar eine Story geben, in der sie heiraten!

In den Verfilmungen ist Selina, die sich bald Catwoman nannte, schicker. Nichts mit Problemhintergrund, sondern gut situiert. Erstmals spielte Eartha Kitt in den 1960er Jahren die Katzenfrau in einer TV-Serie. 1992 war es Michelle Pfeifer in «Batman Returns», 2004 Halle Berry in «Catwoman» und 2012 Anne Hathaway in «The Dark Knight Rises», und nun, als neue Catwoman, ist Zoë Kravitz gesetzt.

Es könnte die erste Idealbesetzung werden, denn die Katzenfrau muss eine mysteriöse und exotische Ausstrahlung haben. Sie muss lasziv sein, kapriziös, eigenwillig, unwägbare – ein ewiges Rätsel. Zoë Kravitz, die Tochter des Popstars Lenny Kravitz und der Schauspielerin Lisa Bonet, hat die Aura des Geheimnisvoll-Fremden, den exotischen Zauber.

Den Ägyptern war die Katze heilig, sie verehrten sie in majestätischen Statuen. Zoë umgibt ein Hauch von dieser Arroganz.

Romantischer Astronaut

Friedrich Hölderlin ist die Kultfigur der deutschen Literatur schlechthin. Der Philosophen-Schriftsteller Rüdiger Safranski würdigt den Götterliebhaber zum 250. Geburtstag mit einer grandiosen Biografie. Bei einem Treffen in Berlin erzählt er von dessen Griff nach den Sternen. *Von Matthias Matussek*

Kaum ein Motiv entzündet die kollektive Fantasie so sehr wie das des schönen Götterjünglings, der der Sonne, der Wahrheit allzu nahe kommt und abstürzt in die dunkle Nacht des Wahns. Hunderttausende waren davon fasziniert bei jenem legendären Konzert, das Pink Floyd vor fünfzehn Jahren im Hyde Park gaben – ihr letzter gemeinsamer Auftritt, und sie spielten «Wish You Were Here», Feuerzeuge und Handys leuchteten in dieser Nacht, und der, den sie feierten, schwebte als skurriles Plastikschwein angeleint über der Bühne, denn Syd Barrett, ihr Gründer, ihr charismatischer Songschreiber, ihr Genie, hatte sich bereits auf dem Höhepunkt des «Summer of Love» 1967 mit einer Überdosis LSD hinauskatapultiert in die Stratosphäre des Irreseins.

Ein Jahr nach diesem Auftritt starb er, nachdem er fast vierzig Jahre, der Welt entfremdet, weitergelebt hatte. Und Pink Floyd sangen ihm hinterher «Shine on you crazy diamond». Denn das hatten alle über ihn gesagt, die ihn kannten: Er leuchtete.

Goldene Horde

Man kann sich gut vorstellen, dass sich Novalis und Brentano und die anderen der goldenen Horde der Romantiker später an ihren Freund Hölderlin ähnlich erinnerten, denn «der arme Holterlin» sass umnachtet, aber wach in seinem Turm in Tübingen, auch er ein Götterliebhaber, auch er schön und leidenschaftlich, Pionier einer Bewusstseinsrevolte, ein romantischer Astronaut, ein Seher, ein Priester... «Come on, you raver, you seer of visions.»

Hölderlin ist die Kultfigur der deutschen Literatur schlechthin. Das ungelöste Rätsel, an dem im kommenden Frühjahr, zu seinem 250. Geburtstag, erneut herumgekaut und gedeutet werden wird. Hölderlin, Geheimtipp schon zu Lebzeiten, richtig wiederentdeckt erst im 20. Jahrhundert, Stichwortgeber für Heideggers Meditationen, der in Hölderlins Oden-Verzückung das «Seyn» entdeckte; auch Stefan Georges Kunstpriestertum reklamierte ihn für sich, aber ebenso die linke Künstlerelite in den siebziger Jahren des RAF-Terrors. Wie das?

Die «crazy diamond»-Elegie von Pink Floyd erschien 1975. Im selben Jahr begannen in Stammheim die Prozesse gegen die Rote-Armee-Fraktion (RAF), und in Berlin sass Bruno Ganz in einer Grüber-Inszenierung der Berliner Schaubühne am Rande des Ätna, in den er sich stürzen würde, und spielte Hölder-

lins «Empedokles» als inwärts gerichteten Monolog des Scheiterns.

Zwei Jahre später lief das Ensemble der Schaubühne in der Naziarchitektur des winterkalten Olympiastadions auf, unter Flutlicht, vor leeren Rängen, und sie sprachen Hölderlin-Verse aus dem «Hyperion», und Margarethe von Trottas RAF-Schwester-Film trug den Titel «Die bleierne Zeit» aus der Hölderlin-Elegie «Der Gang aufs Land».

Hölderlin, zur revolutionären Verzweiflungsschiffre erfroren.

Eine Berliner Altbauwohnung, die Schaubühne am Kudamm liegt um die Ecke: Um den Kopf zu entspannen, zeige ich Rüdiger Safranski zum Auftakt unseres Gesprächs Ausschnitte aus der Pink-Floyd-Show auf meinem iPhone. Zu Klangschwaden ein Animationsfilm, ein

Es war nicht nur ein poetischer Weltwurf, sondern auch ein philosophischer Urknall.

Mann in ständigen Metamorphosen, der sich verdoppelt, der sich in einen Kubus krümmt, dann in sich verknotet, um sich zum Schmetterling zu öffnen und ins Blaue zu flattern und als fallendes Blatt zu Boden zu schaukeln, und Pink Floyd singen: «You reached for the secret too soon, you cried for the moon.»

Aus dem Paradies gerissen

Safranski lächelt und nickt: «Genau so.» Natürlich kennt er den Song.

Mit ihren 320 Seiten ist Safranskis Biografie weniger voluminös als die Vorgängerbiografien (Schiller, Goethe, Nietzsche, Heidegger, Schopenhauer, E. T. A. Hoffmann, die Jenaer und Heidelberger Romantiker), aber sie ist gleichzeitig sein glühendstes Buch, eine Liebeserklärung – wie anders auch kann man über den «armen Holterlin» schreiben?

In Safranskis Lakonik liegt eine traumwandlerische Sicherheit, eine philosophische Präzision, die in den vorangegangenen Biografien, vor allem im Romantik-Buch, bereits ausgearbeitet war. Denn Deutschland um 1800, das war nicht nur ein poetischer Weltwurf, sondern gleichzeitig auch ein philosophischer Urknall. Beide treffen in Hölderlin aufeinander.

Friedrich Hölderlin, 1770 in Lauffen am Neckar geboren, herangewachsen in Nürtingen, ein Blumenkind unter heiterem Him-

mel, viele Gedichte erinnern an diese Unschuldjahre, dann jäh aus dem Paradies gerissen, denn er sollte auf Wunsch der Mutter Prediger werden und wurde, nach Absolvieren der Lateinschule, von ihr in die Klosterschule in Denkendorf gesteckt, wo er in einer 59-Stunden-Woche, mit mehrmaligen Gottesdiensten täglich, Griechisch, Latein und Hebräisch lernte. Er hält Probepredigten, etwa über den Brief an die Hebräer. Pietistische Selbstbesinnung in den Briefen an die Mutter, Seelennöte und Gefühle werden «so virtuos hin und her gewendet», dass ihm Safranski die fromme Zerknirschung, er liebe Gott nicht genug, nicht ganz glauben mag. Doch heftigste Stimmungsumschwünge, von Verzückung zur jähem Verzweiflung, ziehen sich durchs Leben.

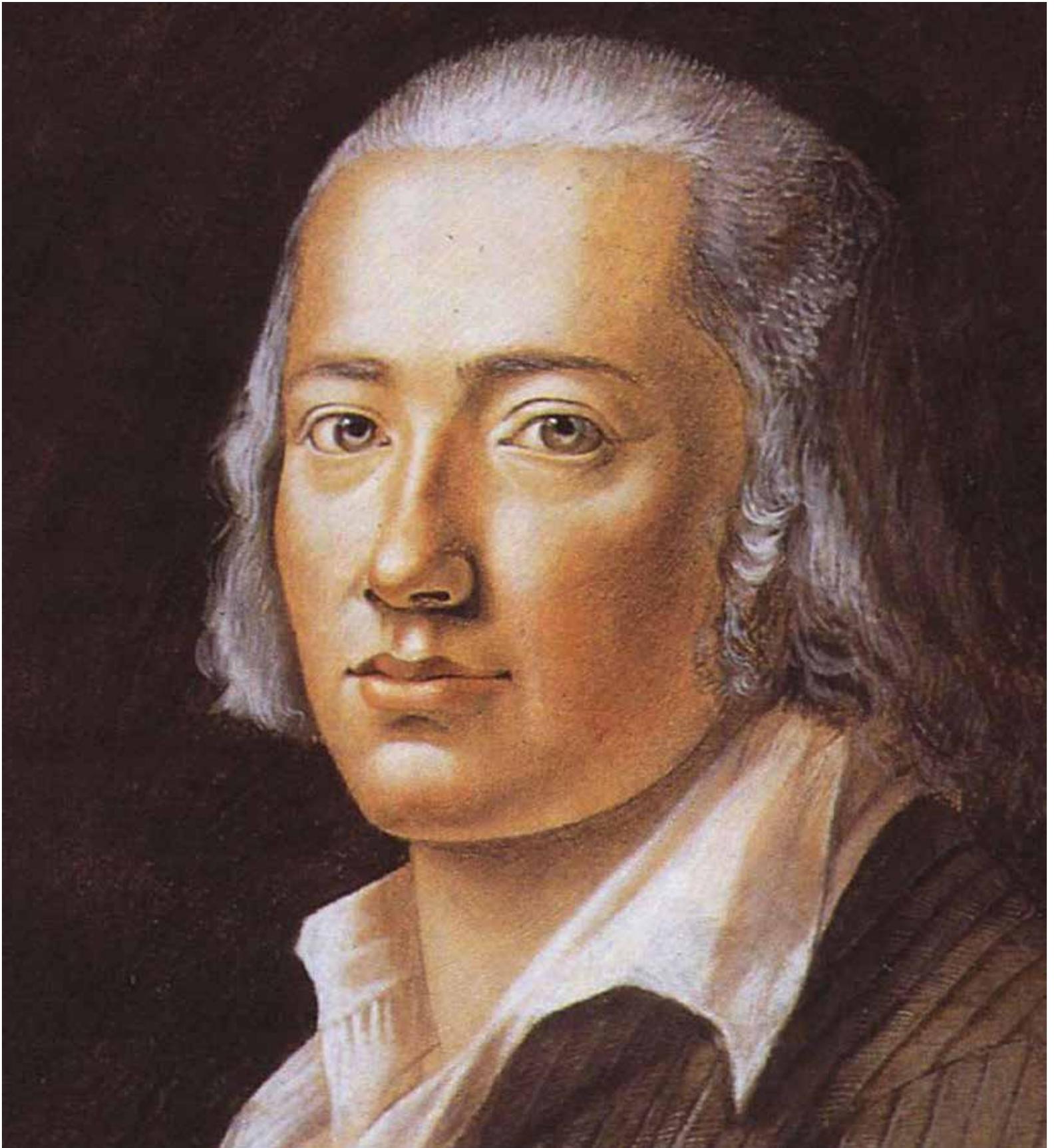
Anschliessend die Klosterschule Maulbronn und dann das Tübinger Stift, wo er sich mit Hegel und dem Wunderkind Schelling eine Stube teilt. Alle sind sie hingerissen vom Freiheitstaumel der Französischen Revolution. Schillers «Räuber» mit Karl Moors feuriger Rede auf den Tyrannenmord radikalisiert die Köpfe, die Zimmergenossen gründen die «unsichtbare Kirche», ein schwärmerisches idealistisches Frühprogramm. Das Ziel: eine «neue Mythologie» für die Landsleute. Heute hiesse so was prosaischer ein «neues Narrativ» für die Nation.

Sie finden Entspannung im Wirtshaus. Zu Hölderlins Klavierbegleitung singen sie Schillers Lied «An die Freude», sie bechern und debattieren, und als Hegel einmal angeheitert zurückkehrt ins Stift, ruft ihm einer zu: «O Hegel, du säufst dich an no um dei letztes bissle Verstand!»

Und so was zu Hegel!

Mit siebzehn sieht Hölderlin aus wie ein junger Gott. Schon in Maulbronn schwärmen die Mädchen, besonders die Tochter des Klosterverwalters, und möglicherweise auch Jungen, und wenn er sich im Stift Essen im Speisesaal holt, sagt man, es sei, als schreite Apoll durch den Raum! Und ja, er bleibt Träumer und weiss, als er 1793 das Stift verlässt, dass eine Verbürgerlichung als Pfarrer für ihn nicht in Frage kommt. Dichterst ist attraktiver und verdient den ganzen Einsatz – was er der Mutter verschweigen muss, die sein beträchtliches Erbe verwaltet. Rund zehn Jahre bleiben ihm, bis er verglüht.

Der vergötterte Schiller verschafft ihm eine Stelle als Hauslehrer bei Charlotte von Kalb,



«Ohne das Göttliche wird es eng unter den Menschen»: Lyriker Hölderlin (1770–1843).

die ihm regelrecht verfällt, und Schiller vergisst nicht, hinzuzufügen: «Auch wird Ihnen sein Äusseres gefallen.» Hölderlin wiederum ist begeistert von der Aussicht, durch Charlotte von Kalb in Schillers Nähe zu kommen. Sie sind schon kompliziert, diese romantischen Schnittmusterbögen. Als Hauslehrer des heranwachsenden Knaben allerdings

wird er mit einem unerwarteten Problem konfrontiert: Der kleine Fritz onaniert wie verrückt; damals galt das als gesundheitszerstörende und geisteszerrüttende und überhaupt moralisch verwerfliche Freizeitbeschäftigung. Deswegen hält der Hölderlin nächtelang am Bett des Jungen Wache, bis er bald selber erschöpft ist. Das Hauslehrer-

Gastspiel wird bald abgebrochen, doch Charlotte von Kalb bleibt ihm schützende und fördernde Muse.

Platanenhaine der Ägäis

Schon im Stift hatte er begonnen, an einem Roman aus dem Griechenmilieu zu arbeiten, er träumte sich in Briefen an seinen Freund

Neuffer unter die Platanenhaine der Ägäis, in Platons Schülerschar, an die Gastmahl der Helden, «ein lichterloher Augenblick seines Lebens» (Safranski), und Romane sind das Ticket fürs grosse Publikum – Deutschland las, vor allem Deutschlands Frauen. Hölderlin erschuf sich einen Helden, Hyperion sollte er heissen, der sich in Briefen an seine geliebte Diotima ergiesst, und wer hätte nicht von ihm abgekupfert für den eigenen Gefühlshaushalt in den bleiernen siebziger Jahren.

Schiller druckt ein «Hyperion»-Fragment, Hölderlin fühlt sich angenommen, doch er bleibt, mittlerweile in Jena, verkrampt («ernst») in Gegenwart seines Idols. Eine Zufallsbegegnung mit Goethe, den er nicht erkennt, vermässelt er völlig. Der wiederum unterschätzt den Jüngling grotesk – er empfiehlt ihm, über kleinere Gegenstände zu reimen, Idyllen zu verfertigen.

Mittlerweile haben die Wochen der Pariser Terreur auch die Jakobinerköpfe rollen lassen, und Napoleons Heere ziehen durch die deutschen Kleinstaaten, sie bringen den Code civil,

«Bei Hölderlin ist das Offene das Göttliche, ein anderer, ein gelöster Bewusstseinszustand.»

aber auch Zerstörung. Hölderlin drückt Napoleon insgeheim die Daumen für den Sieg über die Koalitionshere der Fürsten, denn er erwartet von diesem stolzen «Weltgeist zu Pferde» (Hegel) die Zerschlagung der engen deutschen Verhältnisse. Erstaunlich blutrünstig schreibt unser Göttersohn an Freunde, wie das Volk in Coburg «den Patriziern durchaus etwas vom Aufhängen zu verstehen gegeben» habe. Tatsächlich ist er da ein «klammheimlicher» RAF-Sympathisant – ohne Maschinengewehr und Bomben, sicher, aber mit Oden von ästhetischer Sprengkraft, jede Zeile fordert: Bewusstseinswandel!

«Trunken von Küssen»

Ausgerechnet Napoleons Verheerungen sorgen gleichzeitig für die erfülltesten Herzensstunden in Hölderlins Leben. Mittlerweile nämlich hatte er eine Lehrerstelle im Hause des Bankiers Gontard angetreten, und dessen junge, schwärmerische Frau Susette verliebte sich so sehr in Hölderlin wie er sich in sie, dass er – in der Gestalt des Hyperion – sie fortan als Diotima andichtete. Als Gontard Frau und Kinder vor den heranrückenden französischen Heeren aus Frankfurt wegschickt, pausieren die beiden an den Heilquellen von Bad Driburg, wo sie sich so nah kommen wie nie wieder mehr. Tatsächlich: der erfüllte Augenblick.

Ein paar Jahre darauf, schon im Vorschatten der Umnachtung, bringt Hölderlin «Hälfte des Lebens» zu Papier. Ein Gänschaut trei-

bendes Gedicht, denn es schaut vom Gipfelpunkt der Erfüllung, von jener der zwei «holden Schwäne, trunken von Küssen», auf die zweite Lebenshälfte, in den nicht endenden Winter:

*Mit gelben Birnen hänget
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilignüchterne Wasser.*

*Weh mir, wo nehm ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein,
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehn
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.*

Heute hängt das Gedicht, auf Glas graviert, in einem Hölderlin-Hain im Gräflichen Park Bad Driburg. Hölderlin schickte es um 1803 an seinen Verleger mit anderen «Nachtgedichten», die lange als Zeichen seiner geistigen Zerrüttung gedeutet wurden.

Mit geladener Pistole

Was hatte ihn aus der Bahn geworfen? Nachdem ihn der Bankier Gontard in verfänglicher Nähe zu seiner Frau überrascht hatte, warf er den Dichter aus dem Haus. Der kehrte gebrochen zurück nach Stuttgart, und dennoch, das Wunder, in diesem Sommer 1800 gelangen ihm die schönsten seiner Oden und Elegien, «Der Neckar», «Der Gang aufs Land», «Stutgard» und schliesslich «Brod und Wein», diese Götterreise, die Safranski nicht nur vollständig zitiert, sondern auch luzide interpretiert. Es sind noch drei Jahre bis zum Zusammenbruch.

1802 ist Hölderlin nach Bordeaux aufgebrochen, um eine neue Stelle anzutreten. Das heisst: Er lief zu Fuss. Damals lief man los, wie Gottfried Seume, der sich zu Fuss nach Syrakus aufmachte. Drei Wochen lang durch Räubergebiet, Schnee und Regen, mit geladener Pistole über die eisigen Höhen der Auvergne, um schliesslich nur einige Wochen beim hamburgischen Konsul Meyer in Bordeaux zu bleiben und bacchantisch Karneval zu feiern und dann überstürzt den Rückweg anzutreten. Ein wiederholter Abbruch, wie schon zuvor in Jena, in der Schweiz.

Er durchquert die Vendée, wo Bauernaufstände gegen die Revolutionäre blutig niedergeschlagen worden waren, er ist erschüttert «vom Feuer der Himmel und der Stille der Menschen», man könne sagen, «dass mich Apoll hat geschlagen». Hat ihn die Nachricht, dass seine Freundin Susette im Sterben liegt, erreicht?

Völlig zerrüttet kommt er in Stuttgart an, sein Freund Waiblinger erkennt ihn zunächst nicht, lange Haare, Bart, «mit ungeschnittenen, langen Nägeln» beugt er sich über den Tisch und gibt «mit dunkler, geisterhafter Stimme» seinen Namen preis: «Hölderlin». Weiter nach Hause, nach Nürtingen, wo er tobt und Mutter und Schwester aus dem Hause treibt.

Hat Mutter, in seiner Abwesenheit, die Kiste mit den Liebesbriefen Susettes geöffnet?

Nachdem ihm sein Freund Isaac von Sinclair, der ihn umschwärmt wie einen Geliebten, eine Stelle als Hofbibliothekar verschafft hat, widmet Hölderlin dem Landgrafen 1804 die Hymne «Patmos», schon auf der Klippe, die mit den berühmten Zeilen anhebt:

*Nah ist
Und schwer zu fassen der Gott
Wo aber Gefahr ist, wächst
Das Rettende auch.*

Nach einer Anklage wegen politischer Verschwörung, die ihn erneut in einen Seelenabgrund stürzt – von Sinclair wird verhaftet – und die zur Zwangseinweisung in das Klinikum Tübingen führt (Atteste befreundeter Ärzte werden ihm der staatlichen Nachstellung entziehen), findet sich schliesslich 1807 ein Schreiner am Ort, der ihn in seinem Turm, einem zum Haus ausgebauten Rest der mittelalterlichen Festungsanlage, aufnimmt.

Wie klagt Hyperion in seiner Scheltrede über die Deutschen? «Handwerker findest du, aber keine Menschen.» Nun, hier war einer, und was für einer! In der familiären Fürsorge des Schreiners lebt er dahin, weitere 34 Jahre, auf einem Stehpult aufgeschlagen der «Hyperion».

Sicher, so Safranski schliesslich im Gespräch in seiner Berliner Wohnung, weiss er, dass er der bedeutende Hölderlin ist, er empfängt Besuch und fragt höflich «Derf es zm Abschied e Gedichtle sei? Und welche Gägestand hettet Sie denn gern, der Zeitgeischt vielleicht oder ebbes über die Natur?» Und dann dichtet er, er klappert belanglose Reime und schlägt mit der linken den Takt und unterschreibt schwungvoll mit «Scardanelli» und datiert willkürlich, mal von 1739, mal von 1940.

Im alles überwölbenden Bewusstsein

Safranski beherrscht das Schwäbische, er wuchs dort auf, ebenfalls in pietistischem Milieu, in der Nähe Hölderlins. Graubärtig, keine Pfeife mehr im Mund wie früher, aber konzentriert, er spricht druckreif, verknüpft Argumente, vertieft, das alles eingestandenermassen eher angenehmer Lehrmonolog als Gespräch. Man könne in den späten Aufsätzen Hölderlins, sagt er, durchaus die Zerrüttung erkennen, die «Verknotungen des Philosophierens, da ist dann kein Raumgewinn mehr».

Für ihn bedeutet der «Hölderlin» wohl den Schlussstein seiner Dichter- und Philosophen-

biografien, und ein Buch mit dem Untertitel «Komm! ins Offene, Freund!» (aus der Elegie «Der Gang aufs Land») könnte nicht besser passen. In allen Büchern dieses Philosophen-Schriftstellers ist es das geheime Thema, dieser Transzendenzbezug, diese Beschwörung, dass wir nur ja offen bleiben. «Bei Hölderlin ist das Offene das Göttliche, ein anderer, ein gelöster Bewusstseinszustand, in dem erst ein wirklicher Austausch zwischen den Menschen möglich ist. Ohne das Göttliche wird es eng unter den Menschen.»

Wir lebten in Zeiten von Big Data, führt Safranski aus, also einem alles überwölbenden Bewusstsein, das in vormodernen Zeiten «Das Absolute» oder «Gott» genannt worden sei. Ein Speicher, der nichts vergesse. «Fürchterlich beengend, so was als rein Menschen-gemachtes erleben zu müssen.» Wir nehmen letzte Schlucke vom Tee, den uns Safranskis Frau Gisela hingestellt hat, und sprechen über die verschlungene und verwirrende Rezeptionsgeschichte dieses geheimnisvollsten deutschen Dichters.

Am Ende seines Buches nimmt Safranski die Losung des Offenen von vorne noch einmal auf, denn Hölderlin merkt an, dass ihm vielleicht «zu viel von den Göttern ward». Safranski: «Und ich befürchte, dass uns Nachgeborenen zu wenig von den Göttern ward, um ihn noch angemessen verstehen zu können.»

Jagd auf rechts

Der Gegensatz zum Offenen wäre «die bleierne Zeit», wie es ebenfalls in dem Gedicht «Gang aufs Land» heisst. «Die bleierne Zeit» wurden die siebziger Jahre des RAF-Terrors genannt, Margarethe von Trotta nannte ihren Ensslin-Film so. Es waren Jahre der unterschiedslosen Sympathisantenjagd auf alles, was links war.

Tut sich die Frage auf: Wie kommt es, dass die Sympathisantenhetze nun unter anderen Vorzeichen zurückkehrt, in einer neuen bleiernen Zeit, nämlich als grossangelegte und unterschiedslose Jagd auf rechts?

«Nun, es liegt wohl ganz einfach daran, dass diejenigen, die in den Siebzigern sozialisiert wurden, mittlerweile in Machtpositionen vorgerückt sind und die Diskurshoheit erlangt haben. Und die nun ihrerseits Sympathisanten jagen können. Früher wurde links und links-extrem bösartig vermischt, heute rechts und rechtsextrem. Das ist die Logik der Hetze.»

Tatsächlich wurde Hölderlin damals eine Kultfigur der Linken, nachdem er doch zu Anfang des 20. Jahrhunderts eher von rechts wiederentdeckt worden war, vom George-Kreis, von Heidegger, der in ihm einen poetischen Bruder im Geiste sah. Schuld war wohl die Biografie des grossartigen Pierre

Bertaux, französischer Geheimdienstchef nach dem Krieg, der Hölderlin so sehr liebte, dass er nicht wahrhaben wollte, dass dieser zerrüttet gewesen war. Seine These: Hölderlin habe sich verstellt, um den politischen Nachstellungen zu entgehen.

Safranski lächelt und schüttelt den Kopf. «So eine Rolle 34 Jahre lang zu spielen und gleichzeitig eine nachlassende poetische Kraft



Verfängliche Nähe: Hölderlin und seine Geliebte Susette Gontard.

zu simulieren, das kommt mir doch sehr unwahrscheinlich vor.» Dennoch wurde Hölderlin dadurch als Revolutionär weit in den Vordergrund geschoben.

Wäre Hölderlin mit der sehr innerweltlichen, instrumentellen und panikartigen Naturbeschwörung der Klimaaktivisten von heute einverstanden gewesen? Safranski schüttelt den Kopf. Er hält sie für müde Ersatzhandlungen, vollkommen säkularisiert, und empfiehlt ein Buch von Carl Christian Bry von

Die Versteinerungen bei den 68ern kamen in den Siebzigern.

1924. «Da sind diese «Verkappten Religionen» mit ihren merkwürdigen sogenannten «Inflationsheiligen» bereits beschrieben.»

Pasta und Rotwein

Wir brechen auf, noch einmal möchte ich ins «Ciao Ciao», das legendäre italienische Restaurant an der Schaubühne, in dem man früher Otto Sander oder Jutta Lampe begegnete. Das Lokal allerdings gibt es nicht mehr, da ist nun ein Türke eingezogen, so nehmen wir Platz auf der anderen Strassenseite in einem Lokal, das der einstige «Ciao Ciao»-Besitzer dort aufgemacht hat.

Safranskis Gisela wartet dort bereits. Wir bestellen unsere Pasta und roten Wein, bei Safranski ist es immer roter, und reden über sein anderes Buch, das zeitgleich mit dem «Hölderlin» erscheint. Im Gespräch mit dem ehemaligen Hanser-Verleger Michel Krüger und Mar-

tin Meyer, ehemals Feuilletonchef der NZZ, Titel «Klassiker!» – das empathische Ausrufezeichen ist wichtig –, ergründet Safranski den Verfall der intellektuellen und literarischen Neugier zugunsten einer platten Politisierung. Auch er predigte einst die Revolution und «büsste seine luxurierende Klassenlage» in den frühen siebziger Jahren durch strenge Zwölf-Stunden-Tage im Dienst der KPD-AO (Aufbauorganisation) und Flugblattverteilen vor den Werkstoren ab.

Heute schüttelt er darüber den Kopf, doch er differenziert: Zunächst war mit den 68ern durchaus ein Durchbruch ins Offene verbunden, da war die Neugier, der Lesehunger, Norbert Elias, Theodor W. Adorno, Wilhelm Reich, die Psychoanalyse... Die Versteinerungen kamen in den Siebzigern, aus denen er sich mit seiner E.-T.-A.-Hoffmann-Biografie befreite. Nun, da er seit einem Interview über die Flüchtlingskrise «mit verleumderischer Absicht zu den Rechten» gezählt wird, wie er ausführt: Hat er während der Arbeit am «Hölderlin» an die Kritiker gedacht? «Nein, ich

habe genau das Buch über Hölderlin geschrieben, das ich selber gerne lesen würde.» Bei allen seinen Werken war das der Fall.

Ein letztes erhobenes Glas. Was wird denn nun aus dem «armen Holterlin», dem Rätsel, dem Märtyrer, dem Götterjüngling für uns? Vielleicht wird Safranskis «Hölderlin» ankommen beim Leser wie eine Flaschenpost. Vielleicht, sagt Safranski, wird zumindest ein «Verlustschmerz» geweckt. Hölderlin lebt weiter in seinen Gedichten und leuchtet... «Shine on you crazy diamond!»

Zum Abschluss erzählt Safranski die Geschichte von dem chinesischen Künstler, die er in Ernst Blochs «Spuren» gefunden hat. Der lud seine Freunde ein, das Gemälde zu besichtigen, an dem er Jahrzehnte gearbeitet hatte. Sie beugen sich über das Bild. «Wunderschön», sagen sie, da ist ein Weg, der über einen Steg führt, hinauf zu einem Haus. Und plötzlich bemerken sie, dass der Künstler nicht mehr unter ihnen ist. Nun schauen sie genauer hin und entdecken, dass der Künstler eben jenen Weg auf dem Gemälde nimmt, hin zu dem Haus, wo er sich noch einmal umdreht und seinen Freunden winkt und dann im Haus verschwindet.

Ach Hölderlin! In diesen bleiernen Zeiten von heute – *how I wish you were here!*



Rüdiger Safranski: Hölderlin. Komm! ins Offene, Freund! Hanser. 336 S., Fr. 41.90

Verschupft

Die Entdeckung des Bindestrichs.

Von Max Wey

Es gibt zu wenig Liebe unter den Menschen und zu viel Hass, nicht zuletzt befördert durch die unsozialen Medien. Also liebt einander. Amen. Da fällt mir ein: Kann man eigentlich Satzzeichen lieben? Ich denke, man kann. Bücher, Gemälde, selbst Autos werden geliebt, warum also nicht auch Satzzeichen? Der Bindestrich, auch Divis oder Viertelgeviertstrich genannt, wird oft geschmäht und sehnt sich nach ein bisschen Zuneigung. Wieso ihn ausgerechnet Buchverlage links liegenlassen, ist mir schleierhaft.

Benteli Verlag, Betty Bossi Verlag, Diogenes Verlag, Carl Hanser Verlag, Luchterhand Literaturverlag, Suhrkamp Verlag. Wie sieht das denn aus? Das war eine rhetorische Frage. Sie alle schreiben sich mit Deppenleerzeichen. Die meisten Schweizer Zeitungen schreiben mit Bindestrich und halten sich nicht an die offiziellen Schreibweisen. Nächtelang bin ich wachgelegen und hab gegrübelt, ob es einen Grund gibt für die Missachtung des Bindestrichs. Es gibt keinen. Man sagt, es sehe nicht so schön aus. Keine schöne Begründung. Man hört, im Englischen gehe das ja auch. Ja, eben, auf Englisch. Als ich wieder schlafen konnte, erschien mir ein alter Mann im Traum. Er sah aus wie Sigmund Freud und behauptete, eine Abhandlung über Bindestrichhasser verfasst zu haben. Und da fiel es mir wie Bindestriche von den Augen: Die Bindestrichhasser sind unter uns.

Literaturpreise zum Vorbild

Was tun? Sollen die Zeitungen endlich die falsch geschriebenen Verlagsnamen respektieren, oder sollen die Verlage ihre sture Haltung aufgeben? Diese Frage war wiederum rein rhetorischer Natur. Der Duden ist klipp und klar: «Auch Verlagsnamen sollten durchgekoppelt werden.» Der Dudenverlag (in einem Wort) zieht sich geschickt aus der Affäre. Aber, o Schreck!, auf der Duden-Website wird auf die Duden Institute (!) für Lerntherapie verwiesen.

Die Buchverlage könnten sich die deutschen Literaturpreise zum Vorbild nehmen: Arno-Schmidt-Preis, Egon-Erwin-Kisch-Preis, Annette-von-Droste-Hülshoff-Preis. Da hüpf das Herz eines jeden Bindestrichs. Unter Fachleuten ist allerdings umstritten, ob Bindestriche ein Herz haben oder gar zu Gefühlen fähig sind. Bevor die Buchverlage den Bindestrich entdecken, wird wohl Donald Trump höchstpersönlich mit seiner Staatskarosse ein paar Mexikaner in die USA chauffiert haben. Liebt einander und ehrt den Bindestrich.



Schöner, greifbarer Gedanke: «Love Island».

Phänomene

Schrei nach Liebe

Eben ist die Kuppel-Show «Love Island» zu Ende gegangen.

Sie war auch dieses Jahr wieder sehr erfolgreich.

Warum schauen Junge so gerne Trash-TV? Von Yaël Meier

Eine Freundin fragte mich neulich aufgeregt, ob ich das Finale von «Love Island» gesehen habe. Ich wunderte mich über ihr enttäushtes Gesicht, als ich verneint hatte. Wollte sie wirklich mit mir über den Ausgang der diesjährigen Staffel diskutieren? Ich schaue keine Trash-TV-Sendungen. Die Fremdscham wäre zu gross.

«Love Island» ist ein Dating-Format, das auch dieses Jahr wieder sehr erfolgreich war. Bei der Sendung werden Kandidaten, die auf der Suche nach der grossen Liebe sind, anderen Singles vorgestellt. Böse Zungen schieben die Gründe für die Teilnahme auf ein Aufmerksamkeitsdefizit. Das Ziel der Kandidaten ist es, als Paar die Sendung zu gewinnen. Sie leben vier Wochen lang zusammen in einer Villa auf Mallorca. Über Zuschauer-Votings werden sie aus der Sendung gewählt, bis am Schluss ein Paar übrigbleibt und den Gewinn von 50 000 Euro absahnt.

Sex vor der Kamera

Da wird geknutscht und gelästert, man spannt sich die Partner aus und hat Sex vor laufender Kamera – unter einer Decke natürlich. Privatsphäre ist ein Fremdwort. Und das ist genau das, was sich die Zuschauer offenbar wünschen. Lüste, Sünden, ewiger Sommer, weisse Sandstrände, Geheimnisse, die vermeintlich

grosse Liebe – eine Sendung ohne Tiefgang und mit trotzdem hohen Einschaltquoten. Warum fahren alle auf Reality-Shows ab?

«Love Island» ist nur eine Sendung auf einer langen Liste von Kuppel-Shows. Geheimnisse entdecken, übereinander reden, munkeln, lästern – all das machen Menschen seit eh und je. Trash-TV ist der Dorfklatsch auf Grossbildschirm. Wie sonst könnte man so pikante Einblicke in das Leben anderer Menschen bekommen als durch Fernsehsendungen, die sie bei ihren Schlafzimmengesprächen zeigen?

Das Paradoxe dabei ist: Reality-Shows sind realitätsfremd. Sie täuschen das Leben nur vor. Die Kandidaten befinden sich in Situationen, die so absurd sind, dass sie sich dementsprechend verhalten. Bei «Love Island» sollen die Kandidaten forciert einen Partner aussuchen und in ihm die grosse Liebe finden. Das führt zu kuriosen Szenen. Oder haben Sie schon einmal einen Mann in violetter Badehose gesehen, der eine Frau unter dem Applaus von Bekannten, die als Bauarbeiter verkleidet sind, durch die Gegend trägt?

Neben der offensichtlichen Absurdität einer solchen Situation ist es auch so, dass es junge Leute heute nicht mehr so streng nehmen mit herkömmlichen Beziehungsstrukturen. Ich hatte kürzlich ein spannendes Gespräch mit ein paar Freunden. Zwei von ihnen meinten,

sie würden gerne mal zusammen in einer Kommune leben. Sie sehen nicht ein, warum wir an traditionellen Beziehungskonzepten festhalten sollen. In einer Welt, die immer anonymer wird, in der es schwer ist, Halt zu finden, sind zwischenmenschliche Beziehungen und besonders die Familie immer wichtiger. Wenn man die Möglichkeit hat, mehr solcher starken Bindungen aufzubauen, wieso nicht?

Popcorn und Schadenfreude

Sich Reality-TV hinzugeben, kann für viele Zuschauer eine Flucht aus dem Alltag sein: Schule, Arbeit und Probleme vergessen, am Abend mit Popcorn vor den Fernseher sitzen und sich mit einer Prise Schadenfreude dem Leben anderer widmen. Durch Voting-Funktionen wird das Ganze zu einem Spiel, bei dem man das Gefühl bekommt, Kontrolle über etwas zu haben, auch wenn es nicht das eigene Leben ist.

Die Teilnehmer dieser Shows bekommen über Nacht eine riesige Anhängerschaft. In den sozialen Medien verfolgen Zuschauer plötzlich auch deren Leben abseits der Kamera, diskutieren unter den Fotos das Geschehene der letzten Folge, wollen Teil des Ganzen sein. Man sucht sich Vorbilder, will inspiriert und auf gewisse Weise geführt werden. Dies kann auch proble-

Das Paradoxe ist: Reality-Shows sind realitätsfremd. Sie täuschen das Leben nur vor.

matisch sein. Leute bekommen Komplexe, wenn sie immer nach dem Perfekten streben. Viele junge Menschen geben an, wegen Reality-Shows unzufrieden mit sich selber zu sein.

«Love Island» handelt von der Suche nach der wahren Liebe. Diese Liebe zu finden, ist ein Wunsch, der vielen Jungen sehr am Herzen liegt. Man erachtet die Liebe als das erstrebenswerteste Lebensziel. Sie ist schwer greifbar, nicht selbstverständlich. Man verändert sich selbst, sein Aussehen, vielleicht in der Hoffnung, als eine perfekte Version seiner selbst liebenswerter zu sein.

Früher war das vermutlich ähnlich. Aber heute werden wir überhäuft mit Eindrücken, Einflüssen von aussen. Durch das Internet sind wir mit der ganzen Welt vernetzt, lernen andere Werte und Weltanschauungen kennen. In dieser Übersättigung müssen wir uns zu rechtfinden und persönliche Werte definieren. Der Wunsch nach Liebe ist ein sinnvoller, schöner und greifbarer Gedanke.



Yaël Meier, 19, ist Schauspielerin, SRF-Mitarbeiterin und *Blick*-Redaktorin.

Schweizer Klassiker

Der Fall Federer

Mit dem Roman «Berge und Menschen» (1911) schuf Heinrich Federer sein bestes, erfolgreichstes Werk.
Von Christoph Mörgeli

Das Jahr 1911 bedeutete ihm die Rettung aus schwerer materieller, körperlicher und geistiger Bedrängnis. Die Zeitschrift *Der Aar* in Regensburg druckte Heinrich Federers «Berge und Menschen» in mehreren Folgen ab, und im Herbst erschien der Roman im Berliner Verlag Grote als Buch. Seiner Schwester schrieb Federer, die Arbeit habe ihn «selig und alles Leiden vergessen gemacht». Denn er war überzeugt: «Viele Stellen darin werde ich nie besser machen, dass weiss ich.»

Der Ingenieur Emil Manuss verlässt die Stadt, um anstelle seines erkrankten Freundes Bert eine Bahn auf den Berg Absomer zu bauen. Emil ist zunächst eine kalte, rationale und herrische Kraftgestalt, ohne Verständnis für die Ängste und Bedenken der Bauern und Hirten. In der Höhe findet er seinen unehelichen Sohn, den tieferrsten Mang, der ihm die Liebe zu Volk und Heimat erst beibringen muss. Die Vereinigung von Vater und Sohn wird zum Heilungsprozess; das Spekulationsobjekt der touristischen Absomerbahn wandelt sich in eine Talbahn, welche die ländliche Infrastruktur verbessert. Denn der Berg hat sich gegen die technische Vereinnahmung gewehrt. Zugleich sieht er majestätisch auf die vielfältigen Schicksale von Menschen mit ganz unterschiedlichen Charaktereigenschaften, mit ihren Schwächen und Tugenden, herab. Ingenieur Manuss ist beileibe nicht ohne Sünde, doch er verwandelt sie in Reue und Liebe. Die Stadt bleibt ein Ort moralischer Verderbtheit, doch das Gegenbild der Bergwelt prägt fortan ebenfalls eine vermehrte technische Betriebsamkeit.

Besonders stark und versöhnlich schildert Heinrich Federer die Erzählung des katholischen Pfarrers über die Glaubenskämpfe des 16. Jahrhunderts, als Alt- und Neugläubige bewaffnet gegeneinander zogen. Doch sie erkannten rechtzeitig, dass sich Brüder bekriegten: «Man tauschte die Säbel zum Andenken, lud sich auf Sonntag zu Gast und trug sich zu Gevatter an. Es war wieder ein Volk. Die Kanonen fuhr man heimlich und beschämt hinter die Haselstauden und riss den Feuerstein von den Büchsen. Ein grosses, heiliges Volkslachen und Volkswainen schlug wie zwei Wellen ineinander, und nur die zwei Pfarrer standen noch wie zwei Eisberge darin.»

Der 1866 geborene Heinrich Federer wurde als Sohn eines verantwortungslosen Künstlers hauptsächlich von der Mutter erzogen. In Sarnen empfing er die Priesterweihe und kam dann für sieben Jahre als Kaplan ins sankt-

gallische Jonschwil. Seit 1899 betätigte sich der schwere Asthmatiker als Redaktor der *Zürcher Nachrichten*, der er einen frischen und kämpferischen christlich-sozialen Kurs verordnete («katholisch heisst fortschrittlich»). Für den von Federer oft angegriffenen Freisinn und die NZZ war es darum ein gefundenes Fressen, als der Geistliche 1902 anlässlich einer Übernachtung mit einem Zwölfjährigen auf dem Stanserhorn unliebsames Aufsehen erregte und verhaftet wurde. Der Schriftsteller Pirmin Meier hat hundert Jahre später die komplexe



«Heiliges Volkslachen und Volkswainen»: Federer (l.).

Thematik zwischen dominantem Zögling und devotem Hauslehrer, der zweifellos pädophile Neigungen hatte, in einer erzählerischen Recherche aufgearbeitet («Der Fall Federer»).

Zwar milderte das Nidwaldner Kantonsgericht den Tatbestand von unzüchtigen Handlungen in blosse Erregung öffentlichen Ärgernisses. Ein geistliches oder redaktionelles Wirken war für Heinrich Federer fortan dennoch nicht mehr denkbar. Er lebte bis zum Lebensende 1928 in Zürich, schrieb zuerst unter Pseudonym und später mit wachsendem Erfolg zahlreiche Bücher als angesehener, erfolgreicher Schriftsteller und als massgebende literarische Stimme der katholischen Schweiz.



Heinrich Federer: *Berge und Menschen*. Erstdruck: 1911. Neuausgabe herausgegeben von Karl-Maria Guth. Contumax-Hofenberg, Berlin, 2016.

Fröhlich aufgeschäumte Lustbarkeit

Das erfolgreiche Musical «Ich war noch niemals in New York» mit Songs von Udo Jürgens wurde prima besetzt, mit aufwendigem Schmiss verfilmt – manchmal zu aufgedreht. *Von Wolfram Knorr*



Ein Traum wird wahr: «Ich war noch niemals in New York».

Opern- und Filmregisseur Philipp Stölzl («Der fliegende Holländer», 2009 in Basel; «Der Medicus», 2013) hat es gewagt, ein ziemlich verrufenes Genre nach jahrzehntelanger Vergreisung wiederzubeleben: den Musikfilm, den deutschen, der mal, lang ist's her, mit dem Witz von Kabarett und Couplet und der musikalischen Beweglichkeit des Charleston-Jahrzehnts, Klasse hatte, von den Nazis zur traumseichten Schnulze entsaftet und nach dem Krieg nahtlos so wieder aufgegriffen wurde, weil der seichte Kram zu nachdrücklich eingeübt worden war. Vermutlich aber lags auch an der «Säuberung»; die begabten Juden des Showgeschäfts waren vertrieben oder ermordet worden. Eine ziemliche Hypothek also, die Gattung aufzugreifen, vom Muff-Tand zu befreien und ihr wieder den Überschwang und das Traumselige zurückzugeben.

Vor über zehn Jahren startete das Musical «Ich war noch niemals in New York» mit Liedern von Udo Jürgens landauf, landab auf den Bühnen, und es war nur eine Frage der Zeit, bis sich Produzenten wie Regina Ziegler («Gladbeck»), Nico Hofmann («Ku'damm 59») und andere fanden, den erfolgreichen musikalischen Schabernack mit den Udo-Jürgens-Hits endlich auch auf die Leinwand zu wuchten. Stölzl, der auch schon manche Operette entrümpelt hatte, bot sich an, schrieb am Drehbuch mit, besetzte

hochkarätig und stach mit der Crew in See, in knallbunter Theaterkulisse, Richtung New York. Und, wow, schon geht's zur Sache: grelle Show, heisse Party, bonbonfarbene Klamotten, schnieke Marineuniformen, Unmengen Flamingo-Flitter! Alles auf dem Schiff, bevor es ausläuft, und der Käpt'n (Stefan Kurt) ist bester Laune. Ein choreografiertes Delirium; Stölzl will nichts verkehrt machen und eröffnet nicht mit Schwung, sondern – leider – mit totaler Überdrehung, und schon geht dem Vorwitz der Charme verloren. Zu dick aufgetragen, schmettern die Songs, und ihr Schmelz wird Schmalz.

Da trudelt die Alberei ab ins Talmi, leider auch mit Beginn der Story, mit der TV-Moderatorin Lisa (Heike Makatsch), einer Megäre mit aufgeblähtem Ego, die nicht nur ihren Maskenbildner Fred (Michael Ostrowski) schikaniert, auch den Studio-Rest. Als sie hört, dass ihre Mutter Maria (Katharina Thalbach) nach einem Unfall ihr Gedächtnis verloren hat, aber weiss, dass sie noch niemals in New York gewesen ist, und deshalb schnurstracks als blinde Passagierin das Schiff besteigt, um endlich ihren Traum wahr werden zu lassen, ist Lisa mit Fred hinter ihr her, um sie wieder vom Dampfer zu holen – zu spät: Das Schiff legt ab, und schon sind sie in einer höchst illustren Gesellschaft. Von da an beruhigt sich auch die knallige Wirbelei, und Charme und Witz können sich entfalten. Das

gutgelaunt aufspielende Ensemble tingelt sich durch prima Szenen, und schon hat Stölzl das Genre von seinem Schnulzen-Mehltau befreit. Moritz Bleibtreu als Papa und melancholischer Witwer und Uwe Ochsenknecht als verschmockerter Hochstapler brillieren, und Witz und Choreografie können sich neben den übermächtigen US-Musicals sehen lassen. Kann schon sein, dass Stölzl den Vergnügungsdampfer eine Spur entspannter vom Stapel hätte lassen können, aber für deutsche Verhältnisse, in denen es die Leichtigkeit nicht so leicht hat, ist das allerhand. ★★★★★

Weitere Premieren

Roubaix, une lumière — Yacoub Daoud (Roschdy Zem), Chefkommissar in Roubaix, ist ein Profi, der seine Rinnstein-Pappenheimer, die Gefallenen und Gestrauchelten, kennt. Er weiss, wann sie lügen, und hört ihnen mit gelassener Aufmerksamkeit zu. Mit Hilfe des neuen, unerfahrenen Louis (Antoine Reinartz) muss er sich um einen Mord an einer alten Frau kümmern. Tatverdächtig sind Claude und Marie (Léa Seydoux, Sara Forestier), zwei Gossen-Schleiereulen. Von dem Moment an, wo es um die Aufklärung dieses Mordfalls geht, entwickelt sich ein anderer Film. Schade, denn der erste Teil von Arnaud Desplechins Eintauchen in die alltägliche Kriminalität von Roubaix ist ein aufregendes Porträt der Stadt und ihrer sozialen Brennpunkte. Daoud, der sich wie eine verwitterte Eiche zwischen dem Unkraut erhebt, ist eine tolle Figur, die zum semidokumentarischen Stil des Films passt. Einer, der alles gesehen hat, den nichts mehr erschüttern kann. Er bleibt Garant für den zweiten Teil, der fast nur kammerpielartigen Vernehmung. Dramaturgisch bleibt ein solches Konzept wenig überzeugend, auch wenn Léa Seydoux sphinxhaft schillert. ★★★★★

After the Wedding — Hollywood mit seinem Wahn, alles neu zu verfilmen, was in Europa erfolgreich lief, hat meistens Pech mit den selbstgedrehten Remakes. Auch im vorliegenden Fall ist das Ergebnis ein ziemlicher Missgriff, höheres Budget hin oder her. 2006 entstand das dänische Original von Susanne Bier mit hoher psychologischer Feinfühligkeit. Die US-Version wirkt dagegen wie eine Barbie-Puppen-Fassung, da nützen auch Julianne Moore als spendierfreu-



Gefühlskitsch: «After the Wedding».

dige Millionärin Theresa und Michelle Williams als Isabel, aufopferungsvolle Helferin indischer Waisenkinder, nichts, das Ergebnis bleibt Kitsch. Der Gefühlskitsch trieft vor allem bei der Enthüllung, dass Isabels Tochter, die sie einst zur Adoption freigegeben hatte, vom Ex-Liebhaber in die Ehe mit der Millionärin genommen worden ist. Isabels moralisches Dilemma überzeugt nicht, bleibt aufgesetzt. ★★★☆☆

Untouchable – The Inside Story of the Harvey Weinstein Scandal

— Inside Story? Na ja, ein bisschen Etikettenschwindel ist der Titel schon. Ursula Macfarlanes Dokumentation fasst noch mal zusammen, was über Weinstein eigentlich weidlich bekannt ist. Nur die Interviews mit den weiblichen Opfern sind beklemmend. Irritierend bleibt, dass kein einziger Weggefährte, der Weinsteins



Irritierend: Weinstein, Kidman.

Aufstieg begleitete, erwähnt wird, geschweige denn zu Wort kommt. Auch darüber, wie sich der Aufsteiger über die Independent-Szene brutal nach oben drückte, ohne eigentlich von der Szene eine Ahnung zu haben, erfährt man nichts. Deshalb rate ich lieber zu Ronan Farrow's brilliantem Buch «Durchbruch. Der Weinstein-Skandal, Trump und die Folgen» (Rowohlt-Verlag). ★★★☆☆

Knorr's Liste

1	Joker	★★★★★
	Regie: Todd Phillips	
2	Parasite	★★★★★
	Regie: Bong Joon-ho	
3	Official Secrets	★★★★☆
	Regie: Gavin Hood	
4	So Long, My Son	★★★★☆
	Regie: Xiaoshuai Wang	
5	Grâce à Dieu	★★★★☆
	Regie: François Ozon	
6	Systemsprenger	★★★★☆
	Regie: Nora Fingscheidt	
7	Downton Abbey	★★★★☆
	Regie: Michael Engler	
8	Once upon a Time in Hollywood	★★★★☆
	Regie: Quentin Tarantino	
9	Ad Astra	★★★☆☆
	Regie: James Gray	
10	Midsommar	★★☆☆☆
	Regie: Ari Aster	



Körzis Hollywood

Gesund oder süchtig?

Wie sich die Stars selber optimieren. Von Norbert Körzdörfer

Das Hollywood-Ideal? Jung-Sein! Noch-jünger-Ausehen! Ewigjung-geblieben-Sein!

Kino-Legende Morgan Freeman (82) zu mir: «Mein Fitness-Geheimnis? Ich rolle jeden Morgen aus dem Bett direkt in meinen privaten Gym. Anderthalb Stunden Workout und Golf.»

Oscar-Favorit Joaquin Phoenix (44, «Joker») schwört auf Karate und die Atem-Meditation des «Iceman» Wim Hof (gibt's auf Youtube): «Sauerstoff ist Lebensenergie.»

Hollywood ist vielleicht der selbstoptimierteste Ort der Welt (gefühlte ewige 25 Grad) – aber macht Hollywood auch happy?

Jeder hat einen Pool, jeder hasst Kohlenhydrate, jeder joggt oder macht Yoga, jeder hat Eisberg-Zähne – aber jeder hat Angst vor dem Alter, vor Falten, vor der Stille des Telefons. In Hollywood schlägt der Schein das Sein. Du musst schön sein, fit, sexy, fehlerlos, erfolgreich und reich oder, besser, noch reicher.

In Hollywood ist der gestylte (gemachte) Busen normaler als der normale. Masse schlägt Klasse.

Eine europäische Oscar-Preisträgerin, die hier lebt, zu mir: «Ich versuche, ich zu bleiben ohne Schönheits-OP. Aber das ist nicht einfach. Jeder tut's.»

Oscar-Star Renée Zellweger (50, «Bridget Jones»), ihr Vater ist Schweizer ist aus dem Hollywood-Rennen ausgebrochen und lebt meist offline und unerkannt im Topanga Canyon.

Ich sass einmal neben ihr – während eines Virgin-Atlantic-Flugs zu den Oscars. Ich erkannte sie erst nicht: Sie trug Brille (statt Kontaktlinsen). Sie las ein Buch (statt in einen Laptop zu starren). Sie nahm eine Sechs-Jahre-Auszeit: «Ich war nicht gesund. Ich habe nicht auf mich selbst aufgepasst. Ich selbst war auf dem letzten Platz meiner Wichtigkeitsliste.» Sie ging ein

Jahr zur Psychotherapie (wie alle hier). Ihre Erkenntnis: «Ich verbrachte 99 Prozent meines Lebens als öffentliche Person und hatte keine Zeit mehr für mich. Ich brauchte: nichts tun!» Die Angst um Anerkennung kann zur Depression führen. Ihre Freundin Salma Hayek (verheiratet mit dem Milliardär François-Henri Pinault) gab ihr einen Lebensrat: «Eine Rose kann nicht das ganze Jahr blühen, ausser sie ist aus Plastik!» Die neue Zellweger führt ein Off-Hollywood-Leben mit Hollywood. Sie gilt als Oscar-Favoritin für ihre Rolle der Judy Garland im neusten Biopic, «Judy» (das exzessiv-depressive Ende der Judy Garland). Zellweger wurde geboren, als Garland starb: 1969.

Nur in einer Leben-und-leben-lassen-Balance wirst du hier happy. Ex-Gouverneur Arnold Schwarzenegger (72, «Terminator») lud mich mal zum Mountainbiken ein: «Du musst deinen Körper lieben, er ist dein bester Freund!»

Hollywood erwacht um 7 Uhr und schläft um 22 Uhr. Der Lifestyle ist eine lebenslange Diät mit einem *guilty day* pro Woche zum Ausflippen (Pasta, Pizza, Bier).

Man frühstückt Smoothies oder «weisse Rühreier» (ohne fettigen Dotter) wie Will Smith.

Wer zum Lunch Weisswein trinkt, gilt als Alkoholiker. Wer mittags am Pool Bier trinkt, gilt als Rockstar. Wer zur Happy Hour keinen Cocktail trinkt, gilt als trockener Alkoholiker oder auf «Detox». Wer dick ist, gilt als undiszipliniert – oder als Europäer.

Die lebende Legende Kirk Douglas hat immer noch täglich einen Personal Trainer – mit 102! Natürlich hat das ewige Lächeln Hollywoods auch einen perversen, tödlichen Schatten: die Süchte der Stars (Kokain, Heroin, Alkohol, Sex). Fortsetzung folgt.

Norbert Körzdörfer ist Journalist und Schriftsteller.

«Ich habe einfach nur weitergemacht»

Ihre Karriere ist geprägt von Ruhm, Gewalt und spätem Glück. Nach der Trennung vom Ehemann startet Tina Turner in den 1980er Jahren solo durch und wird zur lebenden Ikone. Seit zehn Jahren genießt sie ihren Ruhestand am Zürichsee. *Ein Hausbesuch von Amanda Hess*



Himmel und Hölle: Tina Turner in London, 1973.

Auf einem Metallschild am Tor zu Tina Turners Anwesen in Küsnacht am Zürichsee steht: «Vor 12.00 Uhr nicht läuten, keine Lieferungen.»

Fünzig Jahre lang verkörperte Tina Turner das Durchhaltevermögen des Rock'n'Roll. Ihre Version von «Proud Mary» war um 175 Prozent länger als das Original von Creedence Clearwater Revival – und deren Sänger John Fogerty tanzte nicht auch noch dazu. In ihren Zwanzigern wurde Tina zu einem Star mit Ike Turner, in ihren Dreissigern entkam sie den Misshandlungen durch ihn, in ihren Vierzigern kämpfte sie sich die Hitparaden hoch, in ihren Sechzigern tourte sie durch die Welt – und jetzt möchte sie, siehe oben, gern ausschlafen.

Weshalb ich um 14 Uhr ankam. Erwin Bach, Turners liebenswerter deutscher Mann, holte mich in seinem Geländewagen ab und brachte mich zum Haus, das – oder dachten Sie vielleicht, Tina Turners Haus habe keinen Namen? – «Château Algonquin» heisst. Es wirkt wie ein Trickfilmpalast: Efeu schlängelt sich die Wände hoch, Gärtner maniküren Buchsbäume, unter einem Kuppeldach hängt die lebensgrosse Skulptur eines zweibeinigen Pferdes, aus einem gerahmten Bild blickt Turner als ägyptische Königin, ein Zimmer ist vollgestellt mit vergoldeten Sofas im Louis-XIV-Stil, und auf einem davon räkelt sich Tina Turner höchstpersönlich.

Verführerisch wie eh und je

Sie ist 79. Vor zehn Jahren ist sie in den Ruhestand getreten, und noch immer geniesst sie, was sie alles nicht mehr muss. «Ich singe nicht. Ich tanze nicht. Ich putze mich nicht heraus», sagt sie mir. Sogar ihre Perücke, von der sie in ihrer Autobiografie schrieb, wie entscheidend sie für den «Tina-Turner-Look» sei, ist nicht steil aufgetupiert, sondern hat sich zu frecher Zotteligkeit entspannt. Turners Stimme klingt so verführerisch wie eh und je, wird jetzt aber für andere Zwecke eingesetzt. Wenn sie nach ihrem Mann ruft, klingt diese Stimme voll, ihr Akzent europäisch, doch um den Gemahl zu triezen, verfällt sie in das tiefe, bebende Krächzen, von dem sie gesagt hat, es sei «nicht die Stimme einer Frau».

Auf der Bühne zu stehen, fehlt ihr überhaupt nicht. Oh, nein. Schon 2009, während der letzten Konzerte ihrer «Tina! 50th Anniversary»-Welttournee, gesteht sie, seien ihre Gedanken abgeschweift und habe sie sich überlegt, wie sie ihr Haus neu einrichten könnte. Sie hatte ein Leben mit Ike gelebt, es dann durch ein eigenes Leben zu übertrumpfen vermocht, und jetzt war es Zeit, ihren freien Blick auf den Zürichsee zu geniessen. «Ich hatte genug davon, zu singen und alle anderen glücklich zu machen», sagte sie. «Mein Leben lang hatte ich nichts als das gemacht.»

Ab und zu allerdings ist sie im Auto unterwegs. Und wenn dann etwas im Radio kommt und Bach neben ihr respektvoll vor sich hin

summt, kann sie einem Song schon die volle Tina-Turner-Behandlung angedeihen lassen, indem sie auf dem Sitz auf und ab hüpfert und für ihr Ein-Mann-Publikum schnurrt und maunzt. Es gibt da einen Song, dem sie einfach nicht widerstehen kann. «Ach, wie heisst der noch mal?», rief sie ins Nebenzimmer, wo ihr Mann am Herumwerkeln war. «Darling, wie heisst der?» Und dann sang sie: «I want something just liiike this!»

Bach rief: «Der Song ist von Coldplay!»

«Coldplay», wiederholte Turner. «Wissen Sie, was mir gefällt?», und sie begann davon zu schwärmen, was sie wider Erwarten anziehend finde an Chris Martins Stimme. «Der hat ja keine gute schwarze Stimme, wie in einem Motown-Song.»

«Der Song ist von Coldplay mit den Chainsmokers», rief Bach.

«Das ist egaaall!», entgegnete sie, als wollte sie mit der ganzen Macht ihrer Stimme die



«Komm mit mir ins Bett»: mit Gatte Bach, 2015.

Existenz irgendwelcher Chainsmoker von der Erde putzen. Sie warf mir einen verschmitzten Blick zu. «Das sind Coldplay», sagte sie.

Turner mag zurzeit nicht gerade viel singen, aber rund um die Welt sind an ihrer Stelle gleich mehrere Tinas im Einsatz.

«Tina: The Tina Turner Musical», das auf ihrem Leben und auf ihren Hits beruht, hat eine Tina nach London und eine Tina nach Hamburg gebracht. Bald wird es eine Tina an den Broadway bringen, wo die Inszenierung, die 16,5 Millionen Dollar gekostet hat, am Lunt-Fontanne Theatre gezeigt wird, mit Adrienne Warren als Hauptperückenträgerin.

Das von «Mamma Mia!»-Regisseurin Phyllida Lloyd inszenierte Stück umfasst vier Jahrzehnte von Turners Leben: Das Himmel-und-

Hölle-Spiel beginnt mit der kleinen Anna Mae Bullock in Nutbush, Tennessee, und gipfelt in deren Aufstieg zum heissesten Popstar des Planeten in den achtziger Jahren.

Turner hat die Produktion als Beraterin eng begleitet, dem Choreografen ihre Tanzschritte gezeigt und den Autoren von ihren Erinne-

«Ich weiss nicht, ob ich je all das verzeihen könnte, was Ike mir angetan hat.»

rungen erzählt. Als sie Warren in London traf, kam es zu einem kleinen Quiz.

Auf einem Sofa liegend, fragte Turner die erwartungsvoll vor ihr stehende Schauspielerin: «Kannst du den Pony? Mach mal ein bisschen.»

Warren hüpfte begeistert auf und ab. «So?», fragte sie. «Nein», antwortete Turner.

Sie erhob sich kurz, um ihren typischen Tanzschritt korrekt vorzuführen, und liess sich dann lachend und ihre flachen Louboutins von sich kickend auf das Sofa sinken.

Ich fragte sie, ob es komisch sei, diesen Frauen dabei zuzuschauen, dass sie tun, als wären sie sie, worauf sie meinte, das habe sie ihre ganze Karriere hindurch schon getan.

Sie liess einst Background-Sängerinnen für die «Ike & Tina Turner Revue» vorsingen und meinte dann: «Die gibt eine gute Tina ab.» Als sie später junge Pop-Starlets ihr nacheifern sah, nahm sie sie in Augenschein und meinte dann: «Die gibt eine gute Tina ab.» Und als ihre Plattenfirma ihr mitteilte, Beyoncé habe einen Song herausgebracht, in dem auf sie angespielt werde – «Drunk in Love», worin Jay-Z sich damit brüstet, Ike zu ähneln –, meinte sie nur: «Ja. Das überrascht mich nicht.»

Doch ihr Leben Revue passieren zu lassen, ist hart. Im Musical wird ihr triumphaler Aufstieg als Solokünstlerin beschrieben und das Erblühen ihrer Liebe zu Bach, aber davor geht es um ihre sechzehn Jahre mit Ike. Sie lernte ihn kennen, als er ein angeberischer Bandleader aus St. Louis und sie die 17-jährige Anna Mae war. Er gab ihr die Chance, aufzutreten, doch er schaffte es auch beinahe, ihr die Musik zu verleiden. Er änderte ihren Namen, machte ihn zum Markenzeichen und nahm sie in Besitz. Er betrog sie um ihre Einnahmen. Er kippte ihr heissen Kaffee ins Gesicht. Er brach ihr den Kiefer. Und zwang sie, auch wenn ihr dabei Blut in die Kehle rann, zum Singen.

Solch körperliche und psychische Brutalitäten sauberlich zu fiktionalisieren, ist schwierig. Als Disney «What's Love Got to Do with It?», das Biopic von 1993, zu produzieren beschloss, weigerte sich Laurence Fishburne, Ike zu spielen, solange diesem «Klischee-Bösewicht» nicht mehr Tiefe verliehen würde.

Auf dem Höhepunkt des Bühnenmusicals sieht man Tina Turner triumphierend zurück-

schlagen, bevor sie in die Freiheit rennt. Im richtigen Leben hat sie Ike tatsächlich eine reingehauen, doch dann hat sie seine Schläfen gestreichelt, bis er einschlief. Erst dann wagte sie, sich wegzuschleichen.

Bis heute hat Turner nie enthüllt, wie weit diese Misshandlungen tatsächlich gingen. «Ich glaube, ich schäme mich», sagte sie. «Ich finde, ich habe genug erzählt.»

Paris lag ihr zu Füßen

Zum ersten Mal dokumentierte sie diese Gewaltausbrüche 1986 in ihrem Buch «I, Tina», und danach entwickelte sich ihr Image von dem einer beliebten Sängerin zu dem einer lebenden Legende. Plötzlich «bist du nicht mehr nur ein Bühnenstar mit diesen Haaren und diesen Beinen», sagte sie, «sondern jemand, der ein Leben hatte. Ein hartes Leben». Doch nachdem sie dies einmal erzählt hatte, musste sie es immer wieder erzählen. Es kam ihr vor, als fragte ihre Freundin Oprah bei jedem Gespräch: «Kannst du dich erinnern, wann Ike dich zum ersten Mal geschlagen hat?» Als «What's Love Got to Do with It?» herauskam, sah sie sich den Film nicht an. Sie mochte diesen Albtraum nicht noch einmal durchleben.

Doch letztes Jahr, als das Musical «Tina» in London Premiere hatte, sass sie auf dem besten Platz des Hauses. Und als sie ihr Leben sich erneut abspulen sah, musste sie lachen. Beim

«Ich habe ein furchtbares Leben gehabt. Ich habe einfach nur weitergemacht.»

Schlussapplaus ging sie auf die Bühne und sagte zu Ikes Darsteller: «Ich verzeihe dir.» Manche glaubten, das bedeute, dass sie Ike Turner selbst vergeben habe, doch dem war nicht so.

«Ich weiss nicht, ob ich je all das verzeihen könnte, was Ike mir angetan hat», sagte sie. «Aber Ike ist tot.» Sie lachte. «Um den brauchen wir uns also keine Sorgen mehr zu machen.»

Als Turner Ike 1976 endlich entkam, hatte sie genau 36 Cent in der Tasche. Ihr Kopf war von all



«Genug erzählt»: mit Ike, 1970.

den Schlägen so geschwollen, dass sie sogar ihre Perücke zurückliess. Und sie hatte Schulden. All die Veranstalter, bei denen die Ike-&-Tina-Turner-Show hätte aufgeführt werden sollen, meldeten sich, aber nicht, weil sie daran interessiert waren, die Solokarriere einer 37-jährigen alleinstehenden Schwarzen zu lancieren. Als sie in der Fernsehshow «Hollywood Squares» auftrat, fragte Showmaster Peter Marshall zur Begrüssung: «Tina, wo ist Ike?»

Als Tina in den USA endlich als Solokünstlerin Anerkennung fand, war sie schon von Ike getrennt. Sie brauchte einen Ozean Abstand zwischen sich und ihm. Ausserdem hatte sie von den Amerikanern die Nase voll. Sie hüpfte durch Europa und stellte sich ein kontinentales Buffet zusammen: Sie genoss Liebeleien mit einem Niederländer, einem Italiener und einem Griechen. Ihr gefiel sehr, wie die Europäer ihren Namen aussprachen: nicht «Tine», wie Ike gesagt hatte, sondern ein richtiges «Tina». Sie nahm ihr Comeback-Album «Private Dancer» 1984 in London auf, und auf dem Umschlag ihrer Single «Foreign Affair» von 1990 hält sie sich an einer Strebe des Eiffelturms fest und hat Paris zu Füßen. Sie begann zu glauben, in einem früheren Leben sei sie Französin gewesen. Und vor allem fragte sie dort niemand, wo Ike sei.

Kurz nach ihrer Ankunft in Köln sah sie ihn: In einer kecken Windjacke kam hinter einer Säule ein A-&-R-Mann ihres Labels EMI hervor – gleichsam ein deutscher Boyfriend ex Machina. Sie mochte seine Augen. Sie mochte seine Nase. «Seine Frisur gefiel mir nicht», sagte sie mir, aber sie dachte, die lasse sich ändern.

Die Anziehung war nicht gegenseitig. Bach erzählte mir, als Profi der Musikindustrie wäre es ihm nie im Traum eingefallen, einer Künstlerin Avancen zu machen. «Ich war aber auch todmüde», ergänzte Turner. «Ich habe nicht besonders gut ausgesehen.» Für ein Geschäftsessen am selben Abend richtete sie sich deshalb besonders schön her, fragte listig jeden Kadermann der Plattenfirma nach Bachs Geburtsdatum, um sein Sternzeichen herauszufinden. (Er ist Gott sei Dank ein Wassermann; Ike war natürlich ein Skorpion gewesen.) Als dann der Cristal floss, raunte sie Bach zu: «Komm mit mir ins Bett.»

Sie war 46, er war 30. Die Presse bezeichnete ihn als ihren «boy toy». Doch mehr als dreissig Jahre später sind sie immer noch zusammen, sein silbriges Haar hat er so zurückgekämmt, wie es Tina Turner gefällt. Er nennt sie «Bärli» und «Schatzi» und will unter keinen Umständen verraten, wie sie ihn nennt. Wenn sie findet, er rede zu viel, hebt sie die Hand und kneift die Finger zusammen wie der «Austin Powers»-Bösewicht Dr. Evil.

Er weiss, dass seine Frau ein Star ist und er nicht, und findet, es sei sehr wichtig, diese Unterscheidung im Auge zu behalten. Im Musical wird Tina von der Erwin-Figur umworben, und auch wenn sich der reale Erwin darin



«Mein Leben lang hatte ich nichts als das gemacht»:

nicht wiedererkennt, meint er nüchtern: «Das Musical wurde von Profis unter Anleitung von Tina gemacht, und die haben entschieden, wie die Figuren daherkommen.»

Als Turner vor einigen Jahren an der Dialyse hing und dem Tod nahe war, spendete Bach ihr eine Niere. «Ich würde es wieder tun», sagte er, worauf sie meinte: «Vielleicht brauche ich drüben dann noch eine.» Während Tina im Musical gelacht hatte, hatte Bach geweint.

1995 zog das Paar in die Schweiz. Nach ihrem chaotischen Leben gefällt Turner die schweizerische Ordentlichkeit. Hier läuft alles nach genauen Regeln ab. Turner spricht kein Deutsch, was ihr nur recht ist. Dann wird von ihr auch nicht erwartet, dass sie viel redet. Und wenn jemand etwas Lustiges sagt, kann sie ja ihren Mann fragen, was es war.

Normalerweise isst sie nach dem Aufstehen etwas Haferbrei, den ihr Butler Didier, ein extrem grosser, schüchtern wirkender Schweizer, dessen Polohemd bis ganz oben zugeknöpft ist, für sie zubereitet. Dann geht sie shoppen.

Das «Algonquin» ist vollgestopft mit schönen Dingen: Schlüsseln, die aussehen, als gehörten sie zu einem Schloss («Ich hatte mir immer ein Schloss gewünscht, bis ich sah, wie gross ein Schloss tatsächlich ist», sagte sie); Bruchstücke eines riesengrossen Amethysts, die neben dem unterirdischen Swimmingpool arrangiert sind («Das war ein Geschenk»); gerahmte Fotos von Sarkophagen ägyptischer



Backstage in New York, 1993.

Herrscherinnen und Herrscher (sie hat das Gefühl, in einem früheren Leben zu ihnen gehört zu haben; auch Didier war damals dabei); der präkolumbianischen Statuette eines Schwertschwingenden Götzen, die sie erstand, bevor sie Amerika endgültig den Rücken kehrte («Er hat mir damals gefallen»). Nichts ist eingelagert. Jetzt, da sie es sich leisten kann, sagt sie: «Ich will es alles sehen.»

Als sie mit Ike zusammen war, hatte sie keinen eigenen Raum. Einmal wechselte sie die Frottiertücher im Badezimmer, worauf er sie anschrie. Ihren buddhistischen Gebetschrein versteckte sie in einem leerstehenden Zimmer, und als Ike ihn entdeckte, befahl er, der müsse aus dem Haus verschwinden. Als sie eines Tages aus dem Krankenhaus zurückkam, stellte sie fest, dass Ike das ganze Haus in seinem vulgären Stil umgemodelt hatte.

Image einer nahezu Unbesiegbaren

Als der Fernsehmann Mike Wallace dreissig Jahre später «Anna Fleur», Turners Villa in Südfrankreich, besuchte, fragte er: «Haben Sie das Gefühl, das alles verdient zu haben?» Worauf sie antwortete: «Ich habe noch mehr verdient.»

Jetzt hat sie das «Château Algonquin», wo sie alles um sie herum total kontrolliert, und das geniesst sie in vollen Zügen. Der einzige Haken ist, dass das «Château» nicht ihr gehört: Der Vermieter, Kaspar, lebt auf dem Dachboden und verfügt über das Bootshaus, das am Ufer steht. Sie hakte sich bei mir unter und führte mich

auf dem Anwesen herum. Als wir auf der gedeckten Veranda pausierten, blickte sie sehnsüchtig zum Bootshaus: «Ich freue mich darauf, das einzurichten», sagte sie.

Tina Turner ist zum Symbol von manchem geworden – Sex-Appeal, Resilienz, Selbstermächtigung –, womit sie nicht allzu viel anfangen kann. Sie habe auf der Bühne nie sexy

«Ich singe nicht.
Ich tanze nicht. Ich putze
mich nicht heraus.»

zu wirken versucht, sie habe einfach ihre Kleider durchgeschwitzt beim Versuch, ihre Songs zu verkaufen. Und dass man ihr Leben mit der feministischen Bewegung in Verbindung zu bringen oder im Zuge von #MeToo neu zu interpretieren versucht, ist ihr fremd. «Ich identifiziere mich nur mit meinem Leben», sagt sie. Während alle damit beschäftigt waren, sie in ein Symbol zu verwandeln, «war ich am Arbeiten», meint sie dazu.

Weil ihre Stimme und ihre Geschichte so stark sind, hat sie das Image einer nahezu Unbesiegbaren. Doch es ist nur ein Image. «Ich sehe mich nicht unbedingt als starke Figur», sagt sie. «Ich habe ein furchtbares Leben gehabt. Ich habe einfach nur weitergemacht. Du machst einfach weiter und hoffst, dass etwas dabei herauskommt.» Sie zeigt um sich. «Das hat dabei herausgeschaut.»

Als Turner keine Lust mehr hatte, von sich zu erzählen, ging ich. Als ich am nächsten Nachmittag wiederkam, wirkte sie wie verwandelt: Die Perücke war gestylt, die Lippen waren rot geschminkt, die Augen blitzten. «Das gestern war Anna Mae», sagte sie. «Das hier ist Tina.»

An diesem Tag liess sie sich fotografieren. Man hatte auf ihrem Rasen ein provisorisches Fotostudio eingerichtet. Sie schmückte sich mit Accessoires von Luxusmarken, die sie laut aufzählte: «Cartier. Bulgari.» Und – «Wie heisst der, dessen Schuhe unten rot sind, Darling?» – Louboutin.

Trotz ihren Beteuerungen – «Ich singe nicht, ich tanze nicht, ich putze mich nicht heraus» – ging sie, sowie der Fotoapparat auf sie gerichtet wurde, «auf Sendung»: Sie schürzte den Mund. Sie ging in die Hocke. Sie warf den Kopf ekstatisch in den Nacken. Eine Stereoanlage wurde angestellt, und der Fotograf wählte Musik einer anderen Diva, um für Stimmung zu sorgen.

«Nein», sagte Tina Turner, «spielen Sie Coldplay.»

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Amanda Hess ist eine amerikanische Journalistin und Redaktorin bei der *New York Times*. Zuvor war sie für Magazine wie *Wired*, *ESPN* und *Elle* tätig.

Dieser Artikel erscheint mit freundlicher Genehmigung der *New York Times*.

Jazz

Eine Art Autobiografie

Von Peter Rüedi

John Wolf Brennan sei ein so emsig von Projekt zu Projekt wetzender Aktivist der musikalischen Fusion zwischen Jazz, alpiner und keltischer Folklore, dass darob zuweilen vergessen gehe, welch exzellenter Pianist er sei. War sinnngemäss in den Tiefen der nuller Jahre einmal in dieser Kolumne in der *Weltwoche* zu lesen. Das Selbstzitat drängt sich angesichts einer CD mächtig auf, auf der sich der irische Wahllinnerschweizer in mehrfacher Hinsicht mit der eigenen Vergangenheit beschäftigt.

«Nevergreens» ist eine Anthologie von Stücken aus mehreren Jahrzehnten, von einer erstaunlichen Vielfalt und einem Reichtum der formalen Mittel. Es ist aber auch, wie einigen klugen Zitaten in den insgesamt bemerkenswerten *liner notes* von Peter Monaghan zu entnehmen ist, eine Art autobiografisches Bekenntnis, eine Revision des langjährigen Verrats am eigenen «tiefen melomanischen Bedürfnis» als Folge eines fragwürdigen «Avantgarde-Verständnisses» unter dem Einfluss nicht zuletzt der Frankfurter Schule. Zusammen mit dem irisch-katholischen Imperativ, bekennt Brennan, nach welchem alle Freude erst einmal verdient oder gebüsst sein wolle (Hanns Eisler verspottete das im anderen Kontext des beethovenschen Pathos als «durch Nacht zum Licht»), habe er zeitweise in der freien Improvisation «affirmative Musik» gescheut wie der Teufel das Weihwasser.

Hier nun, in diesem keineswegs von Sentimentalität, vielmehr von Distanz bestimmten Lebensrückblick (der schöne Titel des nicht weniger schönen Stücks «Strollin' down Memory Lane» behält als Quasi-Motto dennoch seine Gültigkeit), bekennt sich der Avantgardist als «Arrièregardist», als Hüter des human Nachvollziehbaren in von immer beschleunigteren Moden gepeitschten Zeiten. Vor Gefühligkeit bewahrt diesen Pianisten (der auch mit verschiedenen präparierten Flügeln und mit der schlichten Melodica experimentiert – die Wende zum Affirmativen bedeutet nicht jeden Verzicht auf Wagemut) sein Sinn für Humor, Witz und Ironie. Einige der «Nevergreens» haben durchaus das Zeug zu Evergreens. Das Rezital als Ganzes ist ein grosses spielerisches Vergnügen.



John Wolf Brennan:
Nevergreens. Solopiano.
Leo Records. CD LR 865



Namen

Medizin für die Seele

Grossartiger Herbert Grönemeyer an der Baloise Session; «Geselligkeit gegen Depression» am Zürcher Oktoberfest. *Von Hildegard Schwaninger*

Thiel

Erlösung

Von Andreas Thiel

Migrationsbeamter: Woher kommen Sie, und weshalb stellen Sie einen Asylantrag?

Asylbewerber: Ich komme aus Jerusalem und wurde aus religiösen Gründen daran gehindert, meinen Beruf auszuüben.

Migrationsbeamter: Was sind Sie von Beruf?

Asylbewerber: Teilzeiterlöser.

Migrationsbeamter: Wie kommen Sie zu diesem Jobprofil?

Asylbewerber: Ich war lange als Bettelmönch auf Wanderschaft und suchte aufs Alter eine Teilzeitstelle als Messias oder Mahdi.

Migrationsbeamter: Und weshalb eine Teilzeitstelle?

Asylbewerber: Als Bettelmönch bin ich es gewohnt, mit wenig auszukommen.

Migrationsbeamter: Und wer hat Sie daran gehindert, diesen Beruf auszuüben?

Asylbewerber: Die Palästinenser waren zwar begeistert von meinem Angebot, Alkohol und Schweinefleisch zu legalisieren, aber sie hielten nichts von meiner Ankündigung, die Polygamie abzuschaffen.

Migrationsbeamter: Weshalb wollten Sie bei den Palästinensern die Polygamie abschaffen?

Asylbewerber: Ich dachte, ich würde so die Unterstützung der weiblichen Bevölkerung gewinnen. Aber mir war nicht bewusst, wie wenig die Frauen in Palästina zu sagen haben. In Israel versuchte ich es deshalb genau umgekehrt und bot die Wiedereinführung der Polygamie an. Aber mir war nicht bewusst, wie viel die Frauen in Israel zu sagen haben.

Migrationsbeamter: Und dann haben Sie gedacht, Sie stellen einfach mal einen Asylantrag in einem christlichen Land?

Asylbewerber: Ich hörte, dass Erlöser bei Ihnen grosses Ansehen genossen.

Migrationsbeamter: Nicht mehr. Hier sind schon alle erlöst.

Asylbewerber: Haben Sie denn nichts, wovon ich Sie noch erlösen könnte?

Migrationsbeamter: Sie könnten mich vom Berg an unerledigten Asylgesuchen befreien.

Asylbewerber: Ein Wunder wäre etwas viel Arbeit für einen Teilzeiterlöser, oder nicht?

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Wer dieses Konzert erlebt hat, vergisst es nie! Herbert Grönemeyer trat an der Eröffnung der Baloise Session auf, und er rockte das ganze Lokal, die Zuhörer sprangen schon beim ersten Lied von ihren Sitzen auf und tanzten. Sie wollten ihn gar nicht mehr gehen lassen, der Troubadour und seine Sieben-Mann-Band gaben Zugaben bis gegen Mitternacht. Beatrice Stirnimann, CEO der Baloise Session, ist damit ein Coup gelungen. Grönemeyer füllt ganze Stadien, ihn für ein kleines Auditorium zu gewinnen, ist praktisch unmöglich. Doch: Vor fünfzehn Jahren war er Gast in Basel (er präsentierte Künstler seines Labels Grönland Records). Damals versprach er, eines Tages in der Klub-Atmosphäre der Baloise Session mit eigenen Liedern aufzutreten. Letztes Wochenende gab er hier zwei Konzerte – mit dem Publikum auf Tuchfühlung. Grönemeyer beeindruckte mit Charisma und Energie. Wie sagte mein Nachbar am Klubtisch? «Dass ein Mann über sechzig noch so viel Sex-Appeal hat, gibt Hoffnung.» Grönemeyer dankte der Baloise Session charmant für die Einladung: «Wir sind seit zwei Tagen in Basel und erleben eine unglaubliche Gastfreundschaft. Ich habe hier den besten Risotto meines Lebens gegessen.»

Wer das Glück hatte, vor dem Konzert zum VIP-Empfang geladen zu sein (hier sah man Basler Lokalprominenz und einige bekannte Fernsehgesichter wie Patrizia Laeri und Urs

Gredig), erlebte die Basler Gastfreundschaft, nicht zuletzt in Form eines lukullischen Schlaraffenlands: Die Ente mit Knödel und Rotkraut war der absolute Hit. Und am Dessertbuffet der Baba mit Rum. Und die lebenswürdigen und freundlichen Hostessen.

Jazz Morley, die Musikerin, die mit schweremütigen Eigenkompositionen im Vorprogramm auftrat, ist eine Entdeckung von Beatrice Stirnimann: «Ich habe sie in der Royal Albert Hall in London gehört – und wusste, ich muss sie engagieren.» Elton John sagt ihr eine grosse Zukunft voraus. Noch was Erfreuliches hatte die Chefin der Baloise Session zu verkünden. Die Basler Versicherungen, grösster Sponsor der Baloise Session, haben ihr Engagement bis 2025 zugesagt. «Musik tut gut. Musik spiegelt sämtliche Facetten unseres Lebens. Musik bringt Menschen zusammen», begründet Michael Müller, Basler-Versicherungen-CEO Schweiz, dieses Sponsoring, das zur musikalischen Vielfalt der Schweiz beiträgt. Die Baloise Session dauert bis 31. Oktober.

Musik tut gut, das weiss auch, wer an das Oktoberfest geht. Die Eröffnung «O'zapft is!» am Bauschänzli fand diesmal unter neuer Führung statt. Gastgeber Reto Candrian freute sich besonders, dass Stéphanie Portmann da war, die frühere Wiesn-Wirtin, Enkelin des legendären Gastronomen Fred Tschanz, der 1995 das erste Oktoberfest



Fast verliebt

Selbstsabotage

Von Claudia Schumacher

Es gibt ja so Klischees: dass Männer vor den Altar gezerrt werden müssen. Dass Frauen sich zu viele Gedanken über Männer machen. Wer mehr als ein paar Jahre auf der

Welt ist, hat manchmal den Eindruck: Es gibt Klischees, die sind nicht grundsätzlich unwahr.

Neulich erzählte mir eine amerikanische Freundin begeistert von einem Vortrag des Chefs der psychiatrischen Forschung an der Stanford University. Es ging um die Verbindung von Psyche und Körper und um den Zusammenhang von Stress und Krankheiten. «Und jetzt halt dich fest!», meinte sie begeistert, «der Mann sagt, es sei wissenschaftlich erwiesen, dass Männer für ihre Gesundheit am besten heiraten. Hingegen sei es für Frauen am gesündesten, wenn sie ihre Freundschaften zu anderen Frauen pflegen!»

Ich musste lachen, denn offenbar stellt sich die Wissenschaft hier komplett gegen die gelebte Realität vieler Menschen. Trotzdem hatte ich das Gefühl, dass die Wissenschaft recht hat. Warum sollten Ehen für Männer auch etwas anderes sein als gesund? Junggesellen haben eine



«Auf Tuchfühlung»: Herbert Grönemeyer.



Legendäre Wiesn-Wirtin: Stéphanie Portmann.



«O'zapft is!»: Reto Candrian, Michael Baumer.

in die Schweiz brachte. Nun wirten hier die Candrians; Stéphanie Portmann hat das Rennen um den Bauschänzli-Pachtvertrag mit der Stadt verloren. Die Familie Candrian hatte einen Tisch mit Freunden – Leute aus der Zürcher Gesellschaft und vom Golfklub Zumikon, also nicht die klassischen Oktoberfest-Besucher. Am Candrian-Tisch sah man keine Dirndl und kaum Krachlederne (bayerisch für «Lederhosen»), dafür wurde ein Geburtstag gefeiert: der von Marga Candrian, Ehefrau von Martin Candrian.

Das Oktoberfest unter neuer Leitung nahm seinen Lauf wie gewohnt in bester Stimmung. FDP-Stadtrat Michael Baumer, Vorstand der Industriellen Betriebe, machte den Anstich – zusammen mit einem Münchner Bierbrauer (in München macht das jeweils der Oberbürgermeister). Die Musik kam aus Bayern, und Sigi Gübeli, die Wirtin vom «Platzhirsch», die auch den Pink Monday organisiert (Oktoberfest für die Gay-Szene), weiss, was den Musikern Freude macht: Sie spendierte ihnen eine Runde Feuerwasser, sprich Schnaps. Es dauerte nicht lange, und kaum hatten sie ihr Hendl verzehrt und die erste Mass Bier getrunken, standen die Oktoberfest-Gäste auf den Bänken und tanzten. An vorderster Front: Manuela Leonhard, die rechte Hand von Stadtpräsidentin Corine Mauch, die mit tiefem Décolleté und praller Lebenslust beeindruckte. Der Spass hat seinen Preis: Eine Mass Bier kostet 16 Franken. Happig! Aber: Wie in der NZZ zu lesen war, verschreiben britische Ärzte «Geselligkeit gegen Depression». In *Great Britain* gibt es nun «Gesellschaft auf Rezept». Also: Sich das Oktoberfest vom Seelendoktor oder Hausarzt verschreiben lassen – und auf geht's!

Im Internet

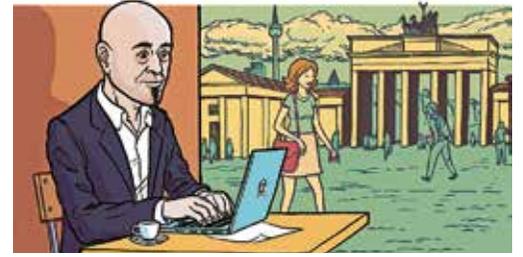
www.schwaningerpost.com

kürzere Lebenserwartung als verheiratete Männer. Die Ehe ist vor allem für die Herren der Schöpfung ein sicherer Hafen, die beste Lebensversicherung. Wer wird denn bis heute in den meisten Ehen verhätschelt, bekocht und umsorgt? Nach wie vor ein Wunder, dass so viele Frauen scharf auf den Job sind.

Welche Frau vermisst hingegen etwas, wenn sie gemütlich mit ihren Freundinnen zusammensitzt? Das sind doch immer Stunden totaler Harmonie und Aufgehobenheit, quasi ein sicherer Hafen. Schade, dass gerade Frauen oft keine Zeit für ihre Freundinnen finden. Wegen des Gatten, für den sie im Dreieck springen, und der Kinder, für die sie immer noch oft automatisch die Hauptverantwortung übernehmen. Verrückte Welt. Meine Freundin führte das Ganze noch aus. Dass die Studien ergeben hätten, dass Frauenfreundschaften tiefer gingen als Männerfreundschaften, weil Frauen of-

fener aus ihrem Leben erzählten und sich dabei auch verletzlicher machten. Sie sparten die unschönen Details nicht aus. Dadurch gäben sie der anderen aber auch die Chance, wahre Lebenshilfe zu leisten.

Frauen teilen Gefühle, Männer unternehmen etwas gemeinsam. Für die Regulierung von Stress sei der Gefühlsaustausch aber wichtiger. «Wenn Frauen es verpassen, ihre Freundschaften zu pflegen, ist das so schädlich wie tägliches Rauchen!», sagte meine Freundin. Der Austausch mit anderen Frauen sei für unsere körperliche Gesundheit so wichtig wie Sport. Eine Erkenntnis, die mir gerade recht kam. Ich schaute auf die Uhr und entschied, heute nicht mehr ins Fitnessstudio zu gehen. Stattdessen blieb ich gemütlich mit dem Hörer auf der Couch sitzen: «Wie läuft's eigentlich mit Derek? Ist er immer noch so faul im Haushalt?»



Unten durch

James Bond

Von Linus Reichlin

Ich bekomme immer noch E-Mails mit dem Betreff «Hello friend, buy cheap Viagra». Zu günstigen Konditionen werden mir Pillen aus einem Labor im Kongo angeboten – nichts gegen den Kongo! Er ist eines der letzten Rückzugsgebiete für Flachlandgorillas, ohne die unsere Welt um eine überflüssige Spezies ärmer wäre. Was würden wir ohne die Flachlandgorillas nur machen? Nun, ich persönlich wusste nicht einmal, dass es sie überhaupt gibt. Erst als ich auf Google Earth versuchte, die Viagra-Labors im kongolesischen Dschungel ausfindig zu machen, stiess ich in einer Bannerwerbung für eine Trekking-Reise auf den Begriff «Flachlandgorillas»; das klang in meinen Ohren wie «Dünnbrettbohrer» oder «Warmduscher». Anzeichen für geheime Viagra-Labors habe ich auf den Satellitenfotos nicht entdeckt – es wäre naiv zu denken, dass man die Dauererektionen der Laborangestellten aus dem Weltall erkennen kann, das funktioniert nur bei den Pyramiden und der Chinesischen Mauer.

Hätte ich eins dieser Labors entdeckt, hätte ich einem Velokurier die Koordinaten übermittelt und ihn mit einem Brief losgeschickt. Irgendjemand muss ja die illegalen Chemiker im Kongo endlich darauf hinweisen, dass Viagra nach Ablauf des Patents der Firma Pfizer bei uns in Europa auf der Strasse rumliegt wie leere Feuerwerkshülsen am 1. Januar. Man kriegt Viagra von den Ärzten förmlich in den Mund gestopft: Jeder Mann, der nicht dreimal am Tag eine mit fünf Kilopond belastbare Schwengelaufrichtung vorweisen kann, wird umgehend als dysfunktionaler Erektionsloser eingestuft und kriegt ein Rezept für die Notbeischlafstelle alias Apotheke, wo er sich eine Packung holt, die für fünfzig Brückentage an verlängerten Wochenenden reicht. In welcher Zeit leben eigentlich diese Chemiker aus dem Kongo? Genau genommen heisst die Pille nicht einmal mehr Viagra, so wird sie nur noch von Frauen genannt, die vermuten, dass ihre Männer sie neuerdings schlucken. Diese Frauen sagen zu ihren besten Freundinnen: «Du, ich glaube, der Heinz nimmt Viagra, denn stell dir vor, er hat mir gestern Blumen geschenkt!» Aber falls

»» Fortsetzung auf Seite 72

Heinz es nimmt, nennt er es Sildenafil, das ist die moderne Bezeichnung für Viagra. Das Wort «Sildenafil» stammt aus dem Griechischen: «Fil» bedeutet «Freund» und «Sildena» ist ein antiker korinthischer Mädchenname, das Wort bedeutet also «Freund der Sildena», im übertragenen Sinn «Freund der Liebe, des Genusses» – falls es denn ein Genuss ist. Für viele Männer ist es ja eher eine Pflicht, die sich aus dem Ehevertrag ergibt. Abgesehen davon steht man als Mann unter gesellschaftlichem Druck, seit Roger Moore Mitte der 70er Jahre in seiner Rolle des James Bond auf die ihm im Film gestellte Frage, wie oft er es mache, antwortete: «Sie meinen, wie oft ich unbedingt Sex haben muss? Dreimal die Woche.» Dreimal die Woche wurde er also von unbändiger Leidenschaft überwältigt nur schon beim Anblick eines Cellos, sofort drang er in eins der Schalllöcher dieses femininen Instruments ein. Seither wird von uns Männern erwartet, dreimal die Woche für einige Minuten komplett die Beherrschung zu verlieren, das immerhin wissen die kongolesischen Chemiker sehr genau, die schlaun Füchse. Nur haben sie eben nicht mitgekriegt, dass die Preise für die James-Bond-Pille ins Bodenlose gefallen sind, wie unsere Scham, sie in der Apotheke lauthals zu bestellen: «Fräulein, ich habe hier ein Rezept für Potenzpillen, und bitte noch eine grosse Tube Gleitcreme, damit meine Frau auch was davon hat.»

Das ist doch die Wahrheit: Im Kongo ist die Nachricht vom Verschwinden unseres Schamgefühls noch nicht angekommen. Nicht dass ich persönlich das Schamgefühl vermissen würde, aber es ist ein bisschen wie mit den Flachlandgorillas: Obwohl man nichts von ihnen hat, ist es doch schöner, wenn es sie noch gibt.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Best of Garnacha

Von Peter Ruedi

Wer die ganze Faszination des Boxsports verstehen will, wird sich nicht auf eine Gewichtsklasse beschränken. So bewundernswert die eleganten und scheinbar körperlosen Faustgefechte der Fliegen-, Bantam- und Weltgewichtler sind, der Ernst des Metiers zeigt sich erst in den oberen Kategorien. Am schönsten freilich, wenn ein Schwergewicht wie Muhammad Ali sich bewegt wie Sugar Ray Robinson (Weltgewicht) und nach seiner (Alis) Maxime kämpft: «Float like a butterfly, sting like a bee.» Zum Wein: Der um sich greifenden leichten Welle haben wir Sensationen zu verdanken, abersiemachenfürden360-Grad-Weinfreund – wie ich den gern nenne, der das eine liebt und dessen Gegenteil auch – nicht das Ganze aus. Mehr noch: Die Extreme können sich gegenseitig bedingen respektive im Genuss steigern. Fällt mir mal eben wieder auf, wie ich dieses spanische Schwergewicht stemme, reisse oder drücke, dem einer erst mal gewachsen sein muss (und damit sind nicht die 15,5 Prozent Alkohol gemeint – die sind wun-

derbar eingebunden und mit einer beachtlichen, dem kalkigen Terrain gedankten Mineralität ausbalanciert).

Der Veraton, ein hundertprozentiger Garnacha von Alto Moncayo aus der Aragón-Appellation Campo de Borja ist vielleicht nicht der Weltmeister aller Klassen, aber er ist ein Anwärter auf die Weltmeisterschaft des Garnacha, um die ausser den spanischen Brüdern auch die französischen und sardischen Cousins kämpfen – heisst die Garnacha doch in Südfrankreich Grenache und auf Sardinien Cannonau. Im einen Fall stellen sie den Titelhalter, die Châteauneuf-du-Pape-Legende Château Rayas, im andern tobt noch immer ein Streit um das Erstgeburtsrecht: Die Sarden reklamieren den Ursprung der Sorte für sich. Wobei mir die Begründung von Robinson, Harding und Vouillamoz («Wine Grapes», New York 2012) einleuchtet, die für Aragón argumentieren: In Spanien zeige die Sorte eine grössere Vielfalt von Mutationen, das spreche für höheres Alter.

Wie auch immer: Der Garnacha von Alto Moncayo ist ein Hammer: Sechzehn Monate in Barriques ausgebaut, mag er mit seiner explosiven Aromatik das Holz spielend aushalten, besser: Er braucht es sogar zu deren Bändigung. Best of Garnacha, best of Campo de Borja, welche DO ihren Namen von der kleinen Stadt Borja fünfzig Kilometer westlich von Saragossa hat. Die wiederum war eine Gründung der Familie Borja, die im Spätmittelalter nach Italien ausgewanderte, sich fortan Borgia nannte und mit Alexander VI. den berühmtesten Papst aller Zeiten stellte. Welcher entfernte historische Exkurs, bei allen Heiligen des Vatikans, niemanden vom Genuss dieses heissen, grossen Garnachas abhalten sollte.

Alto Moncayo Veraton Garnacha Campo de Borja DO 2016. 15,5%. Fr. 39.90. Globalwine, Zürich. www.globalwine.com



Salz & Pfeffer

Prachtstücke vom Grill

Von Andreas Honegger

Die Badia a Passignano in den Weinbergen des Chianti ist ein klassischer Ausflugsort: Halb verborgen hinter grossen Zypressen machen ein Kirchturm und

Burgzinnen auf sich aufmerksam. Ein Kloster, dessen stolzer Besitz, ein grossformatiges «Letztes Abendmahl» von Domenico Ghirlandajo, Touristen anzieht, ist im vorletzten Jahrhundert von einem damaligen Besitzer mit Türmen und Zinnen umschlossen worden. Heute ist es wieder eine Abtei, aber nur etwa drei Benediktiner wohnen im grossen Komplex.

Weit attraktiver ist das kulinarische Angebot der Badia. Die «Osteria di Passignano» wird von der Familie Antinori auf höchstem Standard gehalten und ist mit einem Michelin-Stern ausgezeichnet. Da wir aber keine Lust auf eine Sternenküche zum Lunch verspürten, besuchten wir den Garten des «Ristoro l'Antica Scuderia». Ein Entscheid, den wir keinen Moment bereuten: Der Ofen produziert hervorragende Focaccia und Pizza, die Küche liefert Crostini, Schinken, Salami und andere Antipasti, wunderschöne Pasta mit

weissen Trüffeln – Letztere kann man auch nur mit einem Spiegelei als Grundlage geniessen –, guten Carpaccio, Involtini, Ravioli, hervorragende Steinpilze, Wachsteln und vieles mehr. Vor allem aber lockt der grosse Grill, der grad neben den Gästen seine Düfte verströmt und uns zusehen lässt, wie der Koch die grossen *bistecche* oder die Tagliata von Entrecôtes zubereitet. Die prächtig gegarten, saftigen Tranchen können auf Wunsch auch mit verschiedenen Pfeffern, mit Wacholderbeeren, mit Lardo di Colonnata und Rosmarin oder natürlich auch mit Trüffeln bestellt werden. Für kühlere Tage ist das Restaurant auch im Innern hübsch gestaltet und bietet ein angenehmes Ambiente. Fazit: Alles andere als eine Touristenfalle!

Ristoro l'Antica Scuderia, via di Passignano 17, Tavernelle Val di Pesa, Italien. Tel. +39 055 807 19 57



Auto

Wir verstehen uns

Der Audi R8 macht es einem einfach, ein paar schnelle Kurven zu fahren. *Von David Schnapp (Text und Bild)*

Der Audi R8 war der erste Supersportwagen, den ich für diese Kolumne testen durfte. Es war das offene Modell Spyder in Teakbraun, und als ich damit im Mai 2010 über den Klausen donnern wollte, war der Pass wegen Schneefalls geschlossen. Seither bin ich den Zweisitzer mit V10-Mittelmotor in verschiedensten Varianten immer wieder gefahren. Es hat sich ein loses, aber zuverlässig reissfestes Band der Freundschaft zwischen uns entwickelt. Der Audi R8 und ich, wir verstehen uns.

Das liegt möglicherweise daran, dass sich manche Charaktereigenschaften zwischen Mensch und Maschine überschneiden und in anderen Bereichen ganz gut ergänzen. Der R8 ist der Supersportwagen, der einen nicht im Stich lässt. Er ist schnell, ohne einem dabei nach dem Leben zu trachten. Manche Kritiker finden, das sei unemotional. Da mich auch beim zügigen Autofahren keine akute Todessehnsucht ereilt, halte ich eine gewisse Verbindlichkeit – zum Beispiel in Kurven – für ganz angenehm.

Ich fuhr mit dem Audi R8 nach Vals, die Strecke nach Ilanz ist gut geeignet, um herauszufinden, ob ein bestimmter Sportwagen zu einem passt. Weite, gutasphaltierte Kurven wechseln sich ab mit engen Passagen, gefolgt von Spitzkehren auf zweifelhaftem Untergrund und entgegenkommenden Postautos oder Valser-Wasser-Lastwagen. In den Galerien und den Felswänden entlang klingt das Echo des unvergleichlichen Zehnzylinder-Saugmotors wunderbar voll, kernig und eindringlich, aber niemals unangenehm spitz.

Ein paar PS mehr (620 insgesamt), ein verstellbares Performance-Fahrwerk und vor allem: Ein hochdrehender V10-Saugmotor, der in der Mitte des Wagens angebracht ist, höchst direkt auf Bewegungen des Gaspedals reagiert und erst bei 8700 Umdrehungen in den Begrenzer rasselt – der R8 Performance ist die höchste Entwicklungsstufe dieses Audi-Modells. Ob der R8 weitergebaut wird, ist offen.

Mit verschiedenen Fahrprogrammen und Feineinstellungen lässt sich das Auto ausge-

zeichnet auf die eigenen Fähigkeiten und Stimmungen abstimmen. Im «Comfort»-Modus fährt man erstaunlich entspannt über die Autobahn. Im «Dynamik»-Modus fühlt sich das Auto zügig und sicher an. Der Allradantrieb und die Elektronik verhindern, dass der Wagen in eine unerwünschte Richtung ausbricht. Drei Performance-Programme namens «dry», «wet» und «snow» geben dem Fahrer zusätzlich die Möglichkeit, mit der hochentwickelten Regelelektronik zu spielen. So kann man sich der strengen Kontrolle des ESP etwas entziehen, lustig spielt der R8 dann in schnellen Kurven mit dem Heck.

Der mehr oder weniger in Handarbeit gebaute R8 Performance ist einer der besten Supersportwagen zurzeit. Nur noch der aus dem selben Konzern stammende Lamborghini Huracán wird von einem V10-Saugmotor angetrieben, und man kann davon ausgehen, dass politischer Rigorismus und grüne Hysterie diesen Aggregatstyp bald ausgerottet haben werden. Das ist erst recht ein Grund, den Audi noch einmal laut röhrend einen Berg hinauf und wieder hinunterzujagen.

Audi R8 Coupé V10 performance quattro

Hubraum: 5204 ccm; Leistung: 620 PS/456 kW
 Max. Drehmoment: 580 Nm bei 6600 U/min
 Höchstgeschwindigkeit: 331 km/h
 Beschleunigung 0–100 km/h: 3,1 sec
 Verbrauch: 13,1 l/100 km (NEFZ)
 Preis: Fr. 229 500.–; Testwagen: Fr. 253 457.–



Tamaras Welt

Beleidigte Leberwürste

Zu viele Comedians machen Witze, die nicht jedermanns Geschmack treffen. Machen sich über Leute lustig, statt ihnen zu huldigen. Wir sollten alle den Humor boykottieren. Von Tamara Wernli

Satiriker Michael Elsener hat es gewagt, in seiner Show «Late Update» Witze über Juso-Präsidentin Ronja Jansen zu machen. Er nannte sie neulich «heiss» und «Miss Juso». Jansens Reaktion folgte prompt. Auf Twitter schrieb sie: «Im letzten SRF-«Late Update» wurde ich als «Miss Juso» bezeichnet. Und als «heiss». Von meinen Inhalten fehlte natürlich jede Spur. Geht's noch, SRF? Wann wird endlich wichtig, was Frauen zu sagen haben und nicht, wie sie dabei aussehen?»

Man hat in einer Comedyshow nicht über Miss Jansens politische Inhalte gesprochen? Das ist fies. Dafür hat man ihr indirekt ein Kompliment gemacht? Das Schlimmste überhaupt!!! Wäre ich Juso-Präsidentin, ich würde blitzartig zum Boykott aufrufen gegen SRF – und gegen Humor im Allgemeinen. Das hat Jansen zwar (noch) nicht getan – dafür hat sie angekündigt, eine Beschwerde beim Ombudsmann einzureichen. Wegen Sexismus. Wegen «heiss» und «Miss». In einer Comedyshow.

Hätte ein Moderator sie in der «Tagesschau» so angekündigt, könnte man die Entrüstung ja verstehen – und ernst nehmen. So muss man halt das Naheliegende benennen: Jansen ist das klassische Beispiel einer Person, welcher der Humor abhandengekommen ist.

Kabarettist Dieter Nuhr hat es gewagt, in seiner Comedyshow «Nuhr im Ersten» Witze über Greta und das Klima zu machen. *How dare you, Dieter!* Greta werde wohl nicht heizen im Winter, hat er gelästert. Und: «Wenn unsere Kinder glauben, dass man die ganze Welt mit etwas Wind und Sonne betreiben kann, sollte man ihnen ein Hamsterrad mit Dynamo ins Kinderzimmer stellen, wo sie dann ihr Handy aufladen können.» (Der ist wirklich gut!) In der gleichen Sendung hat er auch auf die Dringlichkeit des Umweltthemas hingewie-

sen und nicht nur Sprüche über Grüne und Linke gemacht, sondern auch gegen Rechte ausgeteilt. Er tut eigentlich genau das, was Satire tun sollte: Er nimmt extreme Pole links und rechts unter Beschuss. Überhaupt zeichnet sich gute Comedy dadurch aus, dass sie viele unterschiedliche Menschen und Begebenheiten aufs Korn nimmt – und das schliesst Juso-Frauen, Minderheitengruppen oder eine Greta nicht aus.

Die Entrüstung über Nuhrs Klimawitze folgte prompt. Ein User meinte bei Twitter, unter grossem Applaus seiner Verbündeten: «Wie geschmacklos ist das denn bitte, Herr Dieter Nuhr? Es tut mir fast körperlich weh, dass ich mit meinen Gebühren Ihre Show mitfinanzieren muss. So viel Stimmung, wie Sie gegen «Fridays for Future» machen, ist aus meiner Sicht keine Satire mehr. Das ist reine Meinung.» Die ARD schrieb er gleich noch mit an: «Sie strahlen solch platte Meinungsmache aus und liefern Stoff für jeden Stammtisch. [...] Wir streiken auch für Ihre Kinder.» Der Sender sollte also diese Art von Satire am besten nicht ausstrahlen, Comedians mit den «falschen» Witzen keine Bühne geben. Oder was gibt es sonst für einen Grund, einen Auftraggeber miteinzubeziehen?

Man ermahnte Nuhr auch, dass man nicht über «Kinder» spotten dürfe, Satire sollte sich ausschliesslich gegen die Obrigkeit richten. Ist das ein Gesetz, dass sich Comedy nur über Mächtige oder Politiker lustig machen darf; wo steht das geschrieben? Dann würden ja etwa achtzig Prozent aller Themen falsch ausgewählt. Ausserdem ist eine Bewegung wie «Fridays for Future» oder Greta selbst ja auch einflussreich. Sie spricht vor der Uno, wird von den Mächtigen dieser Welt empfangen, auf

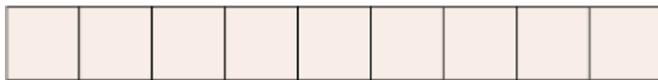
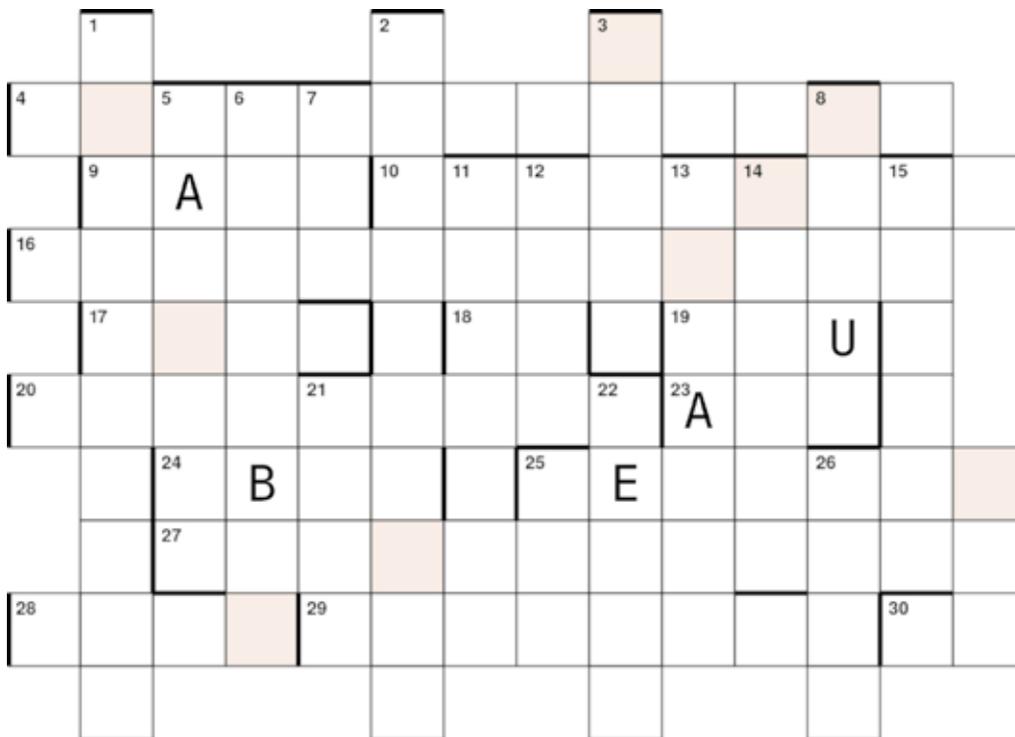
Twitter hat sie knapp drei Millionen Follower, die Medien huldigen ihr.

Satire-Shows kann man gut oder schlecht finden, man kann von mir aus auch genervt sein, darum geht's gar nicht mal so sehr. Was irritiert, ist die Überreaktion. Druck auf den Auftrag- und Arbeitgeber ausüben oder eine offizielle Beschwerde beim Ombudsmann einreichen, das geht über die normale Kritik hinaus. Jahrelang hat man diese Comedians lustig gefunden, hat sie gefeiert, jetzt, da sie Witze machen, die einem nicht gefallen, werden sie verteufelt, unliebsame Pointen sollen verhindert werden. Dieses relativ neue Phänomen erinnert an zwängelnde Kinder, die bei Mami petzen, weil ihnen andere einen Streich gespielt haben – und die dann auf eine Bestrafung dieser Kids hoffen. Selbstgerechtigkeit kommt in vielen verschiedenen Verpackungen daher.

Die Beispiele zeigen aber auch ganz gut, dass diese Leute Humor nicht verstehen. Ihre Hysterie entlarvt sie: Wenn sie lachen, lachen sie nämlich nur aus Häme; wenn sich die Spitzen gegen Dinge oder Leute richten, die sie selbst ablehnen oder gar verabscheuen. Sie benützen die Comedians wie eine Art Waffe, und das ist der falsche Humor. Vor allem aber hat die Forderung, dass nur über Dinge gespottet werden darf, die man als praktizierender Moralhüter für zumutbar hält, nichts mit Humor zu tun. (Natürlich, es gibt auch geschmacklose Comedy, solche, die wirklich unter die Gürtellinie zielt, aber darum geht's hier ja gar nicht.)

Humor ist, wenn man auch über sich selbst lachen kann und nicht nur über jene, die man ohnehin nicht mag. Und, mit Verlaub, wer Comedians vorschreiben will, welche Witze sie machen dürfen, der nimmt sich selbst viel zu ernst, der sieht sich als Zentrum des Universums, der verhält sich wie ein kleiner Diktator. Und das, meine Lieben, ist einiges abstossender als ein Kabarettist mit frechen oder schlechten Pointen.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.
Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch

**Lösungswort** — Schwer betäubende Botschaft

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 4 Das dritte Rad am Rad oder das fünfte am Wagen ist es. 9 Tropeninsel, danach benannter Kaffee und wiederum danach benannte Programmiersprache. 10 Investiert – erst noch ein Schnäppchen! – in AG-Häppchen. 16 Überraschend formidabel: Dicke Bündner haben hier das Zeug dazu, ob sie's nun sind oder nicht. 17 Arbeitsgerät von Samichlaus und Radiästhet. 18 Fehlt dem Ort zum Örtchen und er zum Einwand einleitenden Wörtchen. 19 Niederschlag oder etwa die Trosse. 20 Stets nothilfsbereite SRK-Angehörige. 23 Vita brevis, __ longa. 24 Identifiziert das Kohlelager oder kassiert der Troll im Appleforum. 25 Herrscher der Herrscher und Führer der Führer. 27 Blutige Spiele zum kostenlosen Brot präsentierende, versklavte Popstars der Antike. 28 Die Ladykracher-Lady, wird so oder mit Beilage ufs Brötli gstriche. 29 Geht jedem Aufhören voran und reimt sich mit dem, was bei Wettkämpfen nicht jeder kann. 30 Trägt einen weissen Kittel oder einen PhD-Titel.

Senkrecht — 1 Geht dem Arbeitstag nach und für Stellbuben dem Tag der Arbeit vor. 2 Sie ermitteln nicht nur den Weg zur guten Tat am Tag. 3 Beschreibt der Warmduscher Eier. 5 Grossartig! Zudem passend für Wälder und die Hosen des «hagebuechig Strümpf»-Trägers. 6 John, Jean und Juan sind sich einig: Das ist vermeidbar. 7 Kommt mit Majo in die Tomatensauce und mit Saf ins Risotto. 8 Der Namensgeber des Ersten hat dank Vor- und Rück- den Überblick. 11 Junge Kätzchen, neue Wollpullover und frische Stoppelbärte sind's. 12 Wird beispielsweise von Rennfahrern, Malern und Zähneputzern unter Druck gesetzt. 13 Darin – Winkelsumme 1080° – werden UFC-Kämpfe ausgetragen. 14 Earner ist schon close, aber gesucht ist closer. 15 Über seinem Kopf leuchtete so manche, oft fremdgespeiste Glühbirne auf. 21 War mit Hits wie Drahtgeflechthag und Heia im Getreideacker (oder so ähnlich) in den Charts. 22 Zwischen, davor unter und über von unten. 25 Der ruft beim witzigen Zusammentreffen auf hoher See dem Uhu «Uhu!» zu. 26 Wird, überwiegend von males dominiert, zum Beispiel auf dem Schild vor der Beiz publiziert.

I=J=Y © Andri Martinelli – RätselFactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 638

Waagrecht — 5 HAUSMEISTER 10 ERSTKLASSSTOFF 15 (In)KULANT 16 (Maus- oder Menstrual)PAD 17 [NIX]E: Arielle, die Meerjungfrau 18 SILIKON 20 ZEBRASTREIFEN 24 (Post/Cum hoc) ERGO (propter hoc): scheinkausaler Trugschluss 26 BOI: engl. Knabe 27 MS: Multiple Sklerose 28 PI: Kreiszahl 29 INTUS: Anagramm von «Tunis» 30 OCCASION: Gebrauchtwagen und dt./engl./franz. Gelegenheit 31 EISESKAELTE

Senkrecht — 1 MASKIERT 2 IEANS (Denim = de Nîmes) 3 (R)ASSEL 4 FRODO aus «Der Herr der Ringe» 6 SKLE[ROSE]: von altgriech. σκληρός = hart 7 (M)IST 8 ETA ist gebräuchlich für Estimated Time of Arrival = voraussichtliche Ankunftszeit 9 OFEN: Sami Niggi-Näggi (Samichlaus-Versli) 11 RANZEN 12 TUX(edo): engl. (v.a. amerik.) Smoking 13 [LAVA]BOS 14 SPIESS(er): den Spiess umdrehen 19 KIWI 21 SOCKE 22 TIC: Tic Tac oder Tic-Tac-Toe 23 EINS(atz) 25 GUSS 27 MAER: Seemannsgarn 28 POE(t)

Lösungswort — **SPRINGBOCK**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



MANERO FLYBACK

AUTOMATIK | 18K ROSE GOLD



CARL F. BUCHERER

LUCERNE 1888